HEIMATSTIMMEN



EIN
BALTISCHES
HAUSBUCH

V. BAND.



Peter der Große.

Jugendbildnis im Saal der Stadtverwaltung zu Narva.

Heimatstimmen

Ein baltisches Hausbuch

Herausgegeben

von

Carl Hunnius und Viktor Wittrock

V. Band

Mit zahlreichen Illustrationen, einem Farbendruck
und zehn Kunstblättern in Lichtdruck

43192

Reval: Franz Kluge ∴ ∴ Leipzig: Rud. Hartmann
1912

Inhalt.

Seite

Rigas Drei Kaisertage am 3., 4. und 5. Juli 1910. Ein Nonett von Carl Hunnius 1

In Riga. Aus den Erinnerungen eines baltischen Journalisten von Th. H. Pantenius-Leipzig. Mit vier Porträts . . 5

Gedichte von Alexander Freiherr von Mengden:

Wildflößung 49

Der alte Stamm 50

Kalter Aprilabend 50

Frühling in Livland 50

Befreiung 51

Bilder aus Goldingens Vergangenheit von Mia Wróblewska. Mit acht Zeichnungen von A. Lutzau 52

Helene von Engelhardt-Babst. Ein Erinnerungsblatt von Lucie Freifrau von Staël von Holstein 68

Sommerbriefe von Karl Worms 94

Herbst. Gedicht von E. von Böttticher 104

Schloß Burtneck am See und der Blauberg. Ein Beitrag zur baltischen Heimatkunde von Carl Hunnius. Mit acht Abbildungen, einem Farbendruck und einer Musikbeilage . 105

Gedichte von Hedda von Schmid:

Steppensommer 172

Herzblut 173

Runö und seine Bevölkerung von August Zetterquist. Aus dem Schwedischen übersetzt von Dr. W. Schlüter. Mit fünf Abbildungen 174

Wilhelm Purvit. Ein baltischer Künstler von Roderich von Engelhardt. Mit einem Porträt und 10 Kunstblättern in Lichtdruck 184

Pentti und Hannu von Ludmilla von Rehren 201

Hilflos ach. Gedicht von Mia Holm 208

Im Kindheitsparadies. Jugenderinnerungen von Lotta Girgensohn 210

Seite

Das Rätsel des Menschenleides beleuchtet von vier Dichterfürsten der Welt-Literatur. Eine Einleitung zu Dantes „Göttlicher Komödie" von Joh. Neuland 269

Gedichte von Ludmilla von Rehren 293

Der Litauer. Eine Erzählung aus baltischem Lande von Victor von Friede 295

Pflanzenbilder der Heimat. Gedichte von Carl Hunnius:

I. Laubhainwiese an der Bucht von Testema 317

II. Sandnelken 318

Heinrich Joachim Farrenstein. Schwank in 2 Aufzügen von Martha Baronesse Rosen 321

Verzeichnis der Vollbilder und Kunstbeilagen.

Seite

Peter der Große. Jugendbildnis im Saal der Stadtverwaltung zu Narva. Titelbild.

Dr. Rich. Kersting mit Fakf. 16

Carl Schirren mit Fakf. 32

Georg Berkholz 34

Julius von Eckardt mit Fakf. 40

Schloß Burtneck (Farbendruck) 105

Schloß Burtneck im Jahre 1788 124

Der Blauberg bei Mojahn 148

Wolmar 150

Alte Opfereiche an der Aa bei Wolmar 156

Schloß Burtneck. Vorderansicht 162

Schloß Burtneck mit dem See 166

Schloß Burtneck. Rückansicht 168

Kirche und Gemeinde zu Runö 174

Wohnhäuser auf Runö 176

Der Pastor und die Konfirmanden vor dem Pastorat 176

Leuchtturm auf Runö 180

Overkirkeweg. Vegetationsbild auf Runö 180

Wilhelm Purvit mit Fakf. 184

Zehn Lichtdrucke nach Gemälden von Wilhelm Purvit:

Winternacht 188

Märzsonne 193

Tauwetter 197

Frühlingswasser 200

Schneewasser 216

Frühling 224

Abendfriede 232

Kiefern am Wasser 240

Am See 248

Gletscherwand 256

(Aus technischen Gründen konnten die zehn Lichtdrucke nicht sämtlich innerhalb des Aufsatzes: „Wilhelm Purvit" von R. von Engelhardt eingeschaltet werden, sondern mußten auf einen weiteren Raum verteilt werden.)

Rigas Drei Kaisertage

am 3., 4. und 5. Juli 1910.

Ein Nonett.

Von

Carl Hunnius.

Im Festgetümmel wogt's den mächt'gen Strom entlang
Und wälzt sich fort die breite Lindenpromenade,
Mit Jubelruf vermählt sich ferner Glockenklang, —
Das sind die Freudentage Kaiserlicher Gnade;
In ihren Mauern bietet festlichen Empfang
Die alte Bischofsstadt am baltischen Gestade
Dem dritten Kaiser, der ihr naht zu hoher Feier,
Wie der Poltawa-Sieger einst,[1]) der Saatenstreuer,
Gefolgt vom Enkel, dem geliebten Zar-Befreier.[2])

Geschichtlich ist der Tag, da Volk und Herrscher tauscht
Das alte Treugelöbnis vor zweihundert Jahren,
Aus hohen Giebelfenstern hellen Auges lauscht
Der Geist der Tat, der Arbeitstreue, vielerfahren, —
Des Väterglaubens, der von diesen Türmen rauscht
Und leiderprobt noch heut' sich wagt zu offenbaren, —
Wo uns erleuchtet der Monarch die Bahn gewiesen
Der Freiheit des Gewissens, die mit Recht gepriesen
Als Völkerhort, — ein Erbe jenes Geistesriesen. —

Den Gotteshäusern gilt des Kaisers erster Gang,
Erhaben grüßt der Glockenklang der Kathedrale, —
Des weihevollen Raumes edler Formenzwang,
Die wie zum Segen ausgebreiteten Portale,
Das heilge Licht, das wie aus Himmelshöhen drang, —
Fürwahr! — dem Tempel gleicht das Haus vom heilgen Grale! —
Im Geiste türmt sich wolkenhaft, so weit ich schaue, —
Die herrlichste der Kuppeln, hochgespannt ins Blaue,
Die Welt umarmend mit gewalt'gem Wunderbaue. — —

Und weiter geht die Fahrt zum ehrwürdigen Dom,
Im Altarschmuck des Pfingstlaubs und von Orgelklängen
Frohfesttäglich durchbraust, durchwürzt vom Duftarom,
Der weißen Wappenlilie heilgem Hauch, dem strengen, —
Durchwogt von der Gemeinde andachtsvollem Strom,
Umjubelt von des Psalmenwortes[3]) Chorgesängen; —
Das ist ein Tag des Herrn und nachgeborne Scharen
Noch werden's ihren Enkelkindern aufbewahren,
Wie sie vor Gott hier schauten — ihren Zaren! —

Stand nicht im Zeichen auch der Kinder dieses Fest,
Die wie ein voller Sommerkranz die Straßen säumten,
In rührender Begeist'rung, die sie nie verläßt,
Nicht Sonnenglut noch Regenguß die Plätze räumten? —
Gibt es ein schönres Bild, das sich erschauen läßt,
Als ungefärbter Liebe Blick aus hold verträumten
Und wie berauschten Kinderaugen, denen nimmer
Aus dem Gedächtnis schwindet, was im Zauberschimmer
Ihr Herz gesehen heut', — Erinnerung für immer?! — — —

Da naht der Augenblick, des Denkmals Hülle fällt,
Die Truppen schultern unter'm Donner der Geschütze.
Der große Zar-Erzieher ist's, er lehrt die Welt:
Genie ist Arbeit in des Werktags Frost und Hitze;

Sein fester Eisenarm den Pöbel niederhält
Und auf die Sklavenseelen sprühn die Augen Blitze.
Er, der kein Zaudern kannte, kein gedankenbleiches,
Wo es die Tat galt, löste kraft des Schwertesstreiches
Das Sphinxproblem der Zukunft seines Riesenreiches. —

Und wir, die Kinder einer vorgeschrittnen Zeit,
Die immer noch auf Seinen starken Schultern stehen? —
Wir sind dem Genius zu huld'gen dankbereit,
Der, im Vertraun auf Gott, so weit vorausgesehen:
Für immer endend um das balt'sche Meer den Streit,
Erspart Europa er endlose Kriegeswehen,
Sein Machtwort für die Zukunft werfend in die Wage,
Für Geistesfortschritt, Duldung und die höchste Frage: —
Erziehung seines Volks zu höh'rem Wertertrage. —

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Mit Margaretenblumen künftig schmückt der Tag
Sich nun, den der Besuch des Zar-Erneurers weihte,[4]) —
Die Herzen blühen mit, — ich spür's am Pulsesschlag
Der Nächstenliebe, die Sein Kaiserwort befreite.
Der „weiße Sonntag"[5]) war's der Neugeburt, — da brach
Das Balderauge ihres Lichtsterns[6]) auf und streute
Des Glaubens neue Sonnensaat in Totenhainen,
Die Zweifelsturm entlaubt, — nun rauscht's in den Gebeinen
Des Leichenfelds und reiche Ernte winkt den Scheunen! — —

Der blauen Blume deutscher Sehnsuchtszeit verwandt,
Die einst gesucht von Vielen — nimmer war zu finden, —
Ihr, die aus Ährenfeldern jüngst am Ostseestrand,
Sich heroldgleich erhob, uns neue Zeit zu künden, —[7])
Wird sich die weiße einen durch der Liebe Band, —
Und neuer Frühling soll den Winter überwinden! —
Schon naht das letzte Reich,[8]) es kommt nicht mehr verborgen, —

Auch heut' ein Reich der Herzen, — bricht durch Not und Sorgen
Gewaltig in die Zeit herein sein ew'ger Morgen![9]) —

---

[1]) Neunter und letzter Besuch Rigas durch Peter d. Gr. am 17. März 1721. [2]) Kaiser Alexander II. in Riga 1856, 1862 und 1867. [3]) Psalm 91, 11—12. [4]) 4. Juli 1911. Rigas Margaretenblumentag. [5]) Zarskoje Sselo 20. April 1908. (Sonntag Quasimodogeniti.) St. Petersburg, das Fest der weißen Blume 20. April 1911 cf. auch des Verf. Dichtung: „König Gustav V. Adolfs Vikingerfahrt nach Reval", Leipzig 1909. [6]) Chrysanthemum Leucanthemum. L. (auch Johannisblume), nach der Edda: Baldersbra. [7]) Kiel 22. März 1911 Kornblumentag, russisch: василёкъ, die Василій — Wilhelmsblume. [8]) zu vergl. Ludwig Stein. Das dritte Reich. Lit. Echo Heft 2 vom 15. Okt. 1910. [9]) Die blaue Blume Bimini der deutschen Romantiker Tieck, Cl. Brentano, Novalis, Heine — ist das Symbol der letzten (sozialen) Reformation der Kirche.

In Riga.

Aus den Erinnerungen eines baltischen Journalisten.

von

Th. H. Pantenius-Leipzig.

Hinter der dem Dünakai zugewandten Häuserreihe liegt in Riga zwischen dem Sünder- und dem Schwimm- (eigentlich Swine = Schweine-) Tor eine enge Gasse, die den Namen Kunststraße führt, weil sich hier einst die „Wasserkunst" der Stadt befand. Die meisten an sie stoßenden Häuser beherbergten in den siebenziger Jahren des vorigen Jahrhunderts Matrosenkneipen, und man sah wohl auch am hellen, lichten Tage bis zur Bewegungslosigkeit Betrunkene in der Gosse liegen, die dann schließlich ein Schutzmann in einer Droschke fortschaffte. Hart an dem Schwimmtor, oder wie man in Riga sagt, an der Schwimmpforte, erhob sich aber ein sehr stattliches Bürgerhaus, das der Kunststraße nur die Rückseite, die Stirnseite aber der Düna zukehrte. Dieses Haus gehörte 1870 zwei alten Herren, dem Ratsherrn a. D. Schaar und dem Ältesten Großer Gilde Schniedewind, die sich vom Weinhandel, den sie als Kompagnons betrieben, zurückgezogen hatten und nun ihren Lebensabend in behaglichem Wohlstand verbrachten. Das Erdgeschoß des Hauses enthielt Kontore, in dem ersten Stockwerk wohnte Schniedewind, im zweiten Schaar. Über diesem gab es noch eine Anzahl Dachzimmer, die ursprünglich als Wohnräume für die jungen Leute der großen Weinhandlung gedient hatten, nun aber an Junggesellen oder allein lebende Damen vermietet wurden. Diese Zimmer hatten als Zugang eine Hintertreppe, auf die man von

der Kunststraße aus durch eine eiserne Tür gelangte, wie man sie sonst wohl vor Warenniederlagen anbringt.

Vor dieser Tür stand ich an einem Augusttage des Jahres 1870 und bemühte mich eine Weile vergeblich zu entdecken, wie sie sich wohl öffnen ließ.

In die Kunststraße war ich aber so gekommen: Ich war, nachdem ich die Universität verlassen hatte, zwei Jahre Hauslehrer im Hause meines Onkels, des Rechtsanwalts Hermann Conradi in Petersburg und dann wieder zwei Jahre Hauslehrer in der Familie des Barons von der Ropp-Fischröden (bei Grobin in Kurland) gewesen. In Petersburg war der Trieb zu poetischer Produktion, der während meiner Universitätsjahre vollständig erloschen war, wieder in aller Stärke erwacht, und in Fischröden war mein erster Roman „Wilhelm Wolfschild" entstanden. Insofern unter sehr günstigen Bedingungen, als die Hausfrau, eine ebenso schöne wie kluge und gütige Dame, eine geborene Korff aus dem Hause Kreuzburg, an seiner Entstehung den nachsichtigsten Anteil nahm und ein überaus frohes und reiches Familienleben, an dem nach alter kurischer Sitte Hauslehrer und Gouvernante als Gleichberechtigte teilnehmen durften, jede Sorge um die doch immerhin sehr ungewisse Zukunft zunächst fernhielt. Auch bot das gastliche Haus Gelegenheit, eine Fülle altkurischer Typen persönlich kennen zu lernen. Ich erlebte da mehrere Krippenreiter, einen höchst originellen, im Hauslehrertum steckengebliebenen alten Herrn, sehr wunderliche Pastoren, Sonderlinge jeder Art, an denen das Land damals noch so reich war und die mich auf das lebhafteste interessierten.

Dieses für mich ebenso lehrreiche wie fesselnde Stilleben mußte im August 1870 ein Ende nehmen, weil die Familie von der Ropp ihren Wohnsitz nach Libau verlegen sollte. Da war ich denn sehr froh, als sich mir die Aussicht eröffnete, mich zunächst in Riga als Privatlehrer betätigen zu können. Zweifelte ich auch nicht daran, daß mir mein Talent einmal eine Stellung im Leben erobern würde, so mußte ich mir doch sagen, daß es damit noch gute Weile hatte.

Ich habe in „Aus meinen Jugendjahren" erzählt, wie ich

auf dem Gute Theodors von Denffer zum erstenmal einem Dichter begegnete. Dieser Dichter nun lebte als Fachlehrer für Geschichte und Geographie in Riga, hatte mich nicht vergessen und forderte mich, als er erfuhr, daß ich meine Stellung in Fischröden aufgeben mußte, auf, nach Riga zu ziehen und mich dort als Privatlehrer nieder zu lassen. Er verschaffte mir auch an mehreren Knaben- und Mädchenschulen Stunden und mietete für mich in dem Schaar- und Schniedewindschen Hause, in dem er selbst wohnte, ein Zimmer.

Zu ihm, der hier Kummerau heißen mag, fand ich denn auch, nachdem ich schließlich eine Klingel entdeckt und sich die Eisentür geöffnet hatte, den Weg.

Kummerau war damals vielleicht 35 Jahre alt, unter Mittelgröße, fein und zierlich gebaut. Ein rötlicher, sehr schwacher Vollbart umgab ein schmales Gesicht, aus dem ein Paar blaue, etwas hervortretende Augen freundlich in die Welt sahen. Er bewohnte zwei Zimmer, deren Wände ganz von einer Bibliothek verdeckt waren, die Bücher aus so ziemlich jedem Wissensbereich enthielt, denn er pflegte, wenn er beim Buchhändler war, wahllos zu erwerben, was eben sein Interesse erregte. Dementsprechend las er denn auch bald Dieses bald Jenes, so daß bei diesen Studien nicht allzuviel herauskam. Im übrigen besaß er in den Fächern, in denen er unterrichtete, hinreichende Kenntnisse. Seine eigentliche Lebensaufgabe aber sah er in seiner Tätigkeit als Dichter, wie er denn auch von Zeit zu Zeit eine Sammlung von Gedichten veröffentlichte. Mit welchem Erfolg habe ich am angeführten Ort erzählt. Um die Kosten dieser Veröffentlichungen und seiner Bücherliebhaberei bestreiten zu können, schränkte er sich in materieller Beziehung auf das äußerste ein. Er hielt Reis für ein ungemein gesundes Essen und nährte sich hauptsächlich von ihm. Unsere Aufwärterin mußte ihm zweimal wöchentlich einen Kessel voll Reis kochen, den er dann dreimal täglich kalt mit immer verschiedenen Kompotten zu sich nahm. Als ich hinreichend mit Kummerau bekannt geworden war, um das wagen zu können, fragte ich ihn einmal, warum er eigentlich seine Gedichte immer wieder veröffentliche und sich zu diesem Zweck so

große Entbehrungen auferlege, da doch die Erfahrung gelehrt habe, daß seine Bücher keine Käufer fänden. Da fuhr er sich nach seiner Gewohnheit erst mit dem Ringfinger der Rechten über das Auge, als ob er aus dem Winkel einen Fremdkörper entfernen wolle, hielt den Finger gegen das Licht und sagte dann mit überlegenem Lächeln: „Haben Sie nie von Heinrich von Kleist gehört, lieber Pantenius? Wer las dessen Sachen bei seinen Lebzeiten? Und hätte er recht getan, wenn er deswegen nichts mehr hätte drucken lassen?".

Darauf ließ sich ja nun nichts erwidern.

Und so saß denn Kummerau außerhalb seiner Lehrstunden meist einsam in einem warmen Schlafrock in seinem Zimmer, verzehrte seinen Reis und dichtete oder las irgend etwas. Manchmal unter merkwürdigen Umständen. Einmal war ich während der Sommerferien unerwartet nach Riga gekommen und wollte ihn begrüßen. Er war ausgegangen, und ich bat die Aufwärterin, mir sein Zimmer zu öffnen, weil ich ihm einen schriftlichen Gruß zurücklassen wollte. Als ich das Zimmer betrat, prallte ich entsetzt zurück, denn es war von einem stinkenden, weißen Rauch erfüllt. Darüber kam Kummerau und erzählte mir, er habe in seinem Bett eine Wanze gefunden und sich bei der Tochter von Schniedewind erkundigt, was er wohl gegen das Ungeziefer anwenden könne. Sie habe ihm geraten, mit spanischem Pfeffer zu räuchern. Die junge Dame war, als ich ihr erzählte, wie ihr Rat befolgt worden war, nicht wenig erschreckt, denn sie hatte natürlich angenommen, daß das Mittel in Abwesenheit des Zimmerbewohners angewendet werden würde.

Wenn ich Kummerau am Abend besuchte und bei ihm ein Glas Tee trank, so konnte der einsame Mann eine merkwürdige, ich möchte sagen „altmodische" Lustigkeit entfalten. Er sang dann wohl mir ganz unbekannte Studentenlieder nach mir ebenfalls unbekannten Melodien. Als ich mich| bei einem ehemaligen Schulkameraden, der in Dorpat Curone gewesen war, erkundigte, ob sie vielleicht aus Dorpat stammten, zuckte er die Achseln und meinte, er kenne sie auch nicht. „Vielleicht singt man sie aber unter den „Wilden"", fügte er hinzu.

Kummerau wurde wegen seiner Pflichttreue und seines ehrenhaften Charakters allgemein geschätzt und man ging über seine Wunderlichkeiten lächelnd hinweg. Gegen mich war er immer sehr gütig, und ich verdanke ihm die beiden wichtigsten Bekanntschaften, die ich überhaupt im späteren Leben gemacht habe. So kann ich denn seiner nur dankbar gedenken.

Die drei Fenster meines Zimmers, das durch eine spanische Wand in zwei Teile zerfiel, gingen auf die Düna hinaus und boten einen reizvollen Anblick auf den hier fast einen Kilometer breiten Strom und die zahlreichen Schiffe auf ihm. Die Floßbrücke — vor dem Bau der Eisenbahnbrücke die einzige — mündete auf die Sünderpforte, so daß ich sie und das lebhafte Treiben auf ihr fast ganz übersehen konnte. Im Beginn des Winters wurde sie fortgenommen und es gab dann wohl ein paar Tage, an denen man nicht ohne Gefahr an das andere Ufer und zum Mitauer Bahnhof gelangen konnte. Bei einer solchen Gelegenheit habe ich Kummerau und den übrigen Hausgenossen einmal einen unruhigen Tag gemacht. Ich pflegte nämlich in der ersten Zeit meines Aufenthaltes in Riga an jedem Sonnabend zu meiner Mutter nach Mitau zu fahren und bis zum Sonntagabend bei ihr zu bleiben. An einem Sonnabend war das Betreten des noch ganz jungen Eises polizeilich verboten und am Sonntag Morgen auch noch. Da es mir aber schon zu halten schien — ich kannte diese Dinge ja noch von Sallgallen her — so wagte ich den Übergang und kam auch glücklich über den Fluß. Einem anderen jungen Mann aber, der ungefähr von meiner Statur gewesen sein soll, ging es nicht so gut, das Eis brach unter ihm und er ertrank. Ich, der ich davon nichts wußte, erkrankte in Mitau an der Gesichtsrose und versäumte es, Kummerau telegraphisch zu benachrichtigen. Wie ich nun auch am Montag Morgen nicht wiederkam, nahm er an, ich sei ertrunken und alarmierte das ganze Haus, bis ihm geraten wurde, doch telegraphisch bei meiner Mutter anzufragen. Worauf sich denn alles beruhigte.

Gegen das Frühjahr hin wurde ein Bretterſteg über das Eis gelegt. Da er es vor den Sonnenstrahlen schützte, so pflegte

sich dieses schließlich hart neben ihm in Bewegung zu setzen. Das sah denn, wenn noch Menschen auf dem Steg waren, ängstlich genug aus. Dasselbe war der Fall, wenn während des Eisganges die Flußlotsen Leute, die durchaus auf das andere Ufer wollten, in Boten übersetzten. Die Lotsen hatten darin eine außerordentliche Geschicklichkeit.

Einen schönen Anblick bot es, wenn im Frühling die ersten Dampfer durch das noch treibende Eis den Fluß heraufkamen und damit anzeigten, daß die Schiffahrt wieder eröffnet sei.

Auch sonst konnte ich mich an dem schönen Strom nicht satt sehen. Wie herrlich sah es aus, wenn nach Sonnenaufgang die Brücke geöffnet wurde, die Flösse flußabwärts gelassen, die Schiffe stromaufwärts gebracht wurden, und überall das regste Leben begann; wie schön, wenn in der Abendröte dieses Leben allmählich abflaute, und die Matrosen zur Ziehharmonika Lieder in allen Sprachen sangen. Wie packte aber auch der Blick auf den Strom, wenn der Sturm hohe Wellen über die Brücke peitschte und die zum Auslaufen bereiten Dampfer, die dann in seiner Mitte lagen, sich vor ihren Ankern bäumten. Eine Mondnacht im November ist mir unvergeßlich. Meine Mutter war bei mir. Wir sahen zwei große englische Dampfer vor uns liegen und wir sprachen davon, wie gefährlich doch solche Winterreisen sein müßten. Am anderen Morgen sahen wir die Schiffe auslaufen. Beide trafen nicht an ihrem Bestimmungsort ein, und man hat nie erfahren, wie und wo sie untergegangen sind.

Ich ging nie zu Bett, ohne mich noch eine Weile am Anblick des Flusses erfreut zu haben, und am Morgen galt mein erster Blick ihm.

Kummerau riet mir, den beiden Besitzern des Hauses einen Besuch zu machen und versicherte, das sei in Riga so Sitte. So machte ich denn den Herren meine Aufwartung und wurde auch freundlich aufgenommen.

Der Ratsherr Friedrich Schaar stammte aus Glücksstadt, der Älteste Peter Schniedewind aus Lübeck. Beide waren sehr jung nach Riga gekommen, hatten als Kompagnons eine Weinhandlung eröffnet und waren dann schnell zu Wohlstand und Ansehen

gelangt. Als ich die Herren kennen lernte, hatten sie sich schon vom Geschäft zurückgezogen und waren nur noch im Interesse des Gemeinwesens tätig. An diesem hingen sie mit einer Liebe, als ob sie mit Dünawasser getauft gewesen wären.

Ratsherr Schaar war einer der schönsten alten Herren, die ich je gesehen habe. Hoch und schlank gewachsen, hielt er sich kerzengerade, ein kurz gehaltener Backenbart umrahmte ein schmales Gesicht, das die regelmäßigen Züge eines vornehmen Niederdeutschen zeigte. Er sah aus, wie der leibhaftige „Herr Senator" und gab sich auch als solchen. Er war immer sehr elegant gekleidet und repräsentierte gern.

Schniedewind hatte auch etwas ausgesprochen Vornehmes, aber in ganz anderer Art als Schaar. Er war sehr zurückhaltend und gab sich ungemein schlicht. Er mochte als junger Mann wohl auch sehr gut gewachsen gewesen sein, hielt sich aber infolge eines asthmatischen Leidens vornübergebeugt. Er hatte schöne blaue Augen, eine Adlernase und einen Mund, der sehr lieblich lächeln konnte. Obgleich er sehr energisch war, lag doch etwas frauenhaft Zartes und Reines in seinem Wesen. Er war eine durchaus religiöse Natur, hatte in seiner Jugend Missionar werden wollen und war erfüllt von einer rein innerlichen Frömmigkeit, die sich nie aufdrängte und nie verleugnete.

Die beiden Freunde hatten Schwestern geheiratet, und ihre Familien lebten in innigster Gemeinschaft.

Mich zog besonders Schniedewind an, der ja auch später mein Schwiegervater wurde, und ich wurde nicht müde, mir von ihm von seinem Geschäftsleben erzählen zu lassen. Es war noch dem von T. O. Schröter in Freytags „Soll und Haben" sehr ähnlich gewesen. Das Personal der Firma hatte noch im Hause der Prinzipale gewohnt und an ihrem Tisch gegessen. Die Herren hatten auch wie F. O. Schröter viel mit russischen Juden und infolgedessen mit einem großen Verlustkonto arbeiten müssen. Daß jede dieser Verbindungen einmal ein übles Ende nehmen würde, wußte man im voraus, es kam nur darauf an, ob man vorher aus ihr einen Gewinn gehabt hatte, der den schließlichen Verlust tragen konnte.

So gewann ich etwas Einsicht in das mir bis dahin ganz fremde Leben des Kaufmanns und lernte es um so mehr schätzen, als es sich hier in der achtungswertesten Weise verkörpert hatte. Nach dieser Richtung wurde mir auch viel Belehrung durch Unterhaltungen mit dem Ratsherrn Alexander Faltin, der zwar kein Kaufmann war, aber in kaufmännischen Dingen vorzüglich Bescheid wußte.

Freuden und Leiden des Kaufmanns traten mir in der großen Handelsstadt auf Schritt und Tritt entgegen. Ich sah Kaufleute schnell reich werden, und ich sah andere ebenso schnell in Armut versinken. Ich erlebte es, daß der Inhaber eines kleinen Getreidegeschäftes in Mitau, der nach Riga übergesiedelt war, eines Tages mit Orlowschen Trabern fuhr und daß ein mir bekannter Großkaufmann es mit ansehen mußte, wie nicht nur seine Orlowschen Traber, sondern selbst sein Neufundländer aus seiner Konkursmasse versteigert wurden. Während ich in Riga lebte, wurden weite Kreise der Kaufmannschaft von einem Spekulationsfieber ergriffen — es handelte sich um den Export von Hafer — das nur zu Vielen schließlich Verderben brachte. In Österreich und Deutschland folgte auf den Milliardenschwindel der „Große Krach" — dieses Wort kam damals auf — des Jahres 1873.

Das alles regte mich an, fleißig volkswirtschaftliche Studien zu treiben, denen natürlich in erster Reihe Roscher zugrunde gelegt wurde. Für meine allgemeine Bildung war das schließlich von großem Wert. Einblicke in den Welthandel, die ich gewann, kamen auch dem Geographielehrer zu statten. Noch mehr galt dies von dem brennenden Interesse, das ich der allmählichen Entschleierung Afrikas schenkte. Zwei Landsleute: Flegel und Georg Schweinfurth vertraten auch auf diesem Gebiete unsere Heimat in der bedeutendsten und ehrenvollsten Weise. Schweinfurth durften wir schließlich nach seiner Rückkehr von den Niam-Niams und seiner Entdeckung der Wasserscheide zwischen Nil und Kongo in Riga, das ja seine Vaterstadt ist, begrüßen.

Die Verwaltung Rigas trug noch einen ganz mittelalterlichen Charakter. An ihrer Spitze stand der sich durch Zuwahl er-

gänzende Rat, der zum Teil aus Kaufleuten zum Teil aus Juristen bestand und der zugleich auch Gerichtshof war. Ihm standen zwei Gilden zur Seite, die Große, zu der die Kaufleute gehörten und die Kleine, die das nach Zünften geordnete Handwerk umfaßte. Jede Gilde hatte wieder ihre Ältestenbank, von der der sehr verbreitete Titel „der Herr Älteste" stammte. Bürger und Einwohner waren nicht dasselbe, nur der Bürger nahm Teil am Regiment der Stadt.

Ein Patriziat gab es nur im allgemein üblichen Sinn, d. h. man verstand unter ihm einen Kreis von Familien, die seit längerer oder kürzerer Zeit in der Stadt lebten und sich in ihrem Interesse betätigt hatten. Dieser Kreis trug aber durchaus keinen ausschließenden Charakter, sondern öffnete sich allen, von denen man annahm, daß sie in der Stadt ihre Heimat fanden und ihr zu dienen bereit waren. Angehörige besonders alter und angesehener Familien hatten naturgemäß mehr Aussicht in den Rat zu kommen, als Männer, die für sich nur die eigene Tätigkeit anführen konnten, aber es wurden auch Leute in den Rat gewählt, die durch keinerlei Familienbeziehungen unterstützt wurden, und auch der junge Patrizier kam nur in Frage, sofern sich erwarten ließ, daß er der Würde eines Ratshern gewachsen sein würde.

Wortführender Bürgermeister war damals Eduard Hollander, ein Mann, der schon aussah, als ob einer der aus Holz geschnitzten Männer von einer Gruppe Anbetender in einem niederdeutschen Dom lebendig geworden wäre. Wenn ein neuer Ratsherr gewählt werden sollte, so begab sich der Rat vorher in feierlichem Zuge in die Petrikirche. War dann im Rathause die Wahl vollzogen, so trat der wortführende Bürgermeister mit dem Neugewählten auf den mit rotem Tuch bedeckten Balkon, stellte ihn dem Volke vor und verlas die „Bursprake" d. h. eine kurze Ermahnung zu Frömmigkeit und bürgerlicher Tugend. Wer dann auf den Balkon blickte, konnte sich in eine holländische Stadt versetzt glauben. Eine Illusion, die freilich schwand, sobald man das zuhörende Volk in Augenschein nahm.

Hollander, der aus einer alten, um Riga sehr verdienten Familie stammte, war ein kluger, überaus gütiger Mann.

Bürgermeister war Böthführ, ein tüchtiger Jurist und eifriger Geschichtsfreund. Es hieß, er sei kein bequemer Vorgesetzter, ich persönlich habe ihn aber nur als einen sehr freundlichen und wohlwollenden Mann kennen gelernt.

Unter den älteren Ratsherren ragte Faltin, unter den jüngeren Emil von Böttticher hervor. Faltin wirkte wie ein Diplomat. Er hatte vorzügliche, etwas reservierte Umgangsformen, war vielseitig gebildet, sehr klug und geschäftskundig. Böttticher war überaus lebhaften Geistes und Temperamentes, sehr fleißig, sehr gewandt, in seiner ganzen Art an die der Kurländer erinnernd, zu denen seine Vorfahren gehörten. Wozu stimmte, daß er unter Umständen auch sehr scharf sein konnte.

Ich durfte diesen Männern näher treten, und sie waren gegen den jungen, unbekannten Privatlehrer überaus liebenswürdig. Was doch auch beweist, wie wenig exklusiv diese Herren waren. Sobald sie sahen, daß der zugezogene Fremde Interesse an ihrer Vaterstadt nahm, kamen sie ihm freundlich entgegen.

Dieses Interesse war nun freilich bei mir in hohem Grade vorhanden. Die Liebe, die die Rigenser ihrer Stadt widmeten, die altertümliche Verfassung Rigas, seine uralten Kirchen, seine winkeligen, historisch erwachsenen Straßen gefielen mir über die Maßen. Diese überaus tüchtigen Menschen, die in einem beschränkten Wirkungskreise, den sie aber ganz ausfüllten, glücklich waren, hatten garnichts von Spießbürgertum an sich, sondern nahmen lebhaften Anteil an allen geistigen Gütern des deutschen Volkes, während sie klug, energisch und nüchtern im Interesse ihrer Vaterstadt wirkten. Unvergeßlich ist mir ein Sommerabend in Ebelshof. Wie da die zahlreichen Angehörigen Eduard Hollanders um ihn saßen, und wir alle in der lauen Sommernacht deutsche Studentenlieder sangen, das bot ein ergreifendes Bild urdeutschen Familienlebens, mit dem würdigsten Patriarchen in der Mitte.

Zum Rigaschen Rat gehörte damals übrigens auch ein leibhaftiger Dichter, der auch Mitglied des Dichtervereins war. Ich bin aber weder mit ihm noch mit diesem Verein näher bekannt geworden.

Ich hatte in Riga auch Verwandte. Die Mutter von Lina

von Stahl, der Begründerin und Leiterin der Stahlschen Mädchenschule war eine Kusine und die liebste Freundin meiner Mutter. Als Frau von Stahl schwindsüchtig wurde, suchte sie dadurch Heilung, daß in Sallgallen im Viehstall ein Zimmer eingerichtet wurde, in dem sie einen Sommer verbrachte. Die gleichmäßige Wärme sollte wohl als heilendes Element wirken. Ihre Tochter begleitete sie, und ich lernte sie bei dieser Gelegenheit noch als Knabe kennen. Sie war körperlich ganz ungewöhnlich unschön und man merkte es ihr auch sonst nicht an, daß sie sich einmal einen so reichen und schönen Wirkungskreis würde schaffen können. Ich habe sie später sehr geschätzt, und sie war mir sehr freundlich gesinnt.

Eine drollige Persönlichkeit war ein sehr viel jüngerer Stiefbruder meiner Großmutter Conradi, der Kaufmann Frohbeen. Der alte Herr war Junggesell und bewohnte ein Paar Zimmer in einem Hause, das in der Nähe der Petrikirche lag. Er hatte die Marotte, sich in den verschiedensten Trachten photographieren zu lassen: als Jäger, als Wanderer, als Reiter, Redner usw. und diese Bilder bei sich aufzuhängen. Auf einem sah man ihn in einer ganz rabiaten Haltung. Es sollte darstellen: „Frohbeen, wie er Napoleons Bild mit Füßen tritt". Einmal bemerkte ich, daß ein Bild mit dem Gesicht zur Wand gekehrt hing. Auf meine Frage erfuhr ich, daß es sich um Garibaldi handelte, der so dafür büßen mußte, daß er 1870 für die Franzosen eintrat. Als eine meiner Schwestern Frohbeen als Braut besuchte, feuerte er ihr zu Ehren auf der Treppe einen kleinen Böller ab, was die Überraschte nicht wenig erschreckte. Im übrigen war er ein freundlicher alter Herr, der geistig weiter keine Eigenart zeigte, denn sein glühender Lokalpatriotismus war in Riga nichts seltenes.

Ich habe ihn für „die von Kelles" benutzt.

Kummerau fragte mich, ob er mich bei dem Direktor der Mineralwasseranstalt Dr. Kersting einführen solle. Der Doktor sei ein bedeutender und liebenswürdiger Mann, der eine sehr anregende Gastfreundschaft übe. Ich nahm den Vorschlag natürlich gern an, und Kummerau teilte mir am nächsten Sonntag mit, Dr. Kersting ließe mir sagen, ich solle von der Antrittsvisite ab-

sehen und gleich zum Abend zu ihm kommen. So suchten wir ihn denn in seiner hart am Wöhrmannschen Park liegenden Wohnung auf.

Es waltete kein glücklicher Stern über diesem ersten Zusammensein. Kersting, der sehr erkältet war, empfing uns im Schlafrock, — was ich ihm sehr übel nahm, — seine Frau und seine Mutter waren wohl auch nicht in rechter Stimmung, die Kinder unartig und es kam kein Gespräch zustande, das sich über das bei solchen Gelegenheiten übliche Gerede erhob. Als ich schied, hatte ich den Eindruck, daß der Hausherr ein recht unansehlicher Sachse mit unschönen Manieren, die Hausfrau ein brave Kurländerin vom Lande und ihre Schwiegermutter eine sehr temperamentvolle, nicht eben liebenswürdige alte Dame sei. Ich nahm mir vor, den Besuch nicht zu wiederholen. Ich ahnte nicht, daß ich den Mann, den ich eben kennen gelernt hatte, bald mehr verehren würde, als je wieder einen anderen, und daß ich seiner bis zum letzten Atemzug in innigster Dankbarkeit gedenken würde.

Glücklicherweise begegnete er mir bald darauf wieder und sprach ein Paar Worte, die mich aufhorchen ließen. Als ich dann wieder bei ihm gewesen war, hatte er mich schon bezaubert.

Richard Kersting war damals fast fünfzig Jahre alt (18. Januar 1821 geboren). Sein Äußeres hatte nichts Imponierendes. Seine Statur war von mittlerer Größe, weder schlank noch untersetzt, sein von einem kurz gehaltenen Bart umrahmtes Gesicht wohl geformt, aber nicht eigentlich hübsch, die Stirn hoch, das schon graue Haar ziemlich lang und gelockt. Sehr schön waren die Augen, an die man unwillkürlich in erster Reihe dachte, wenn man sich Kersting vergegenwärtigte.

Kerstings Vater Georg Friedrich (1783—1847) stammte aus Güstrow in Mecklenburg und war Maler. Er hatte zuerst die Akademie in Kopenhagen besucht und sich dann in Dresden niedergelassen. Goethe interessierte sich lebhaft für den jungen Künstler, der, als der Freiheitskrieg ausbrach, in das Lützower Jägerkorps eintrat und sich im Felde das eiserne Kreuz holte. Er lebte nach seiner Rückkehr aus dem Feldzuge zunächst in Dresden, wo er mit Richter und Friedrich befreundet war und wo er die Tochter



Dr. R. Kerstiny

des Hofpostmeisters Sergel, Agnes, heiratete und dann in Meißen, wo er an der Porzellanfabrik tätig war. Seine Bilder werden heute, nachdem sie ein halbes Jahrhundert vergessen waren, mit Recht wieder sehr geschätzt, denn sie sind nicht nur überaus liebenswürdig nach Inhalt und Auffassung sondern auch rein malerisch sehr feine Arbeiten.

Die Ehe und das Familienleben des Künstlers waren denkbar glücklich, so daß Richard, der noch mehrere Brüder hatte, unter sehr günstigen Verhältnissen erwuchs. Im Elternhause wurde viel Musik gemacht, der ideale Sinn des Vaters adelte ein tägliches Leben, das in bescheidenen aber auskömmlichen Verhältnissen verlief. Früh lernte der Knabe in Kunst wie in Literatur das Beste kennen, und der Verkehr mit den größten Geistern aller Zeiten blieb ihm sein Leben lang Bedürfnis. Er hatte von Natur ein heiteres, freundliches Temperament und den Drang nach einer harmonischen Weltanschauung. Auch äußerte sich schon früh eine ausgesprochene Liebe für die Naturwissenschaften. Er verhielt sich aber zur Natur immer auch als Künstler, die ästhetische Naturbetrachtung war ihm ebenso sehr Bedürfnis wie die wissenschaftliche. Auch trieb es ihn stets, das Einzelne als Glied des Ganzen zu erfassen.

Kersting wurde zunächst Apotheker und absolvierte seine Lehrzeit in der damals berühmten Apotheke von Struve in Dresden, in der, wenn ich nicht irre, zuerst künstliche Mineralwasser im Großen hergestellt wurden.

Wo er dann Chemie studiert hat, weiß ich nicht, promoviert hat er, wie ich glaube, in Gießen bei Liebig.

Ende der vierziger Jahre wurde die Familie Kersting von schweren Schicksalsschlägen heimgesucht. Am 1. Juli 1847 starb der Vater, kurz vorher oder nachher wurden auch Richards Brüder abgerufen, von denen der eine auch ein talentvoller Maler war.

Wie an vielen anderen Orten, so entstand um die Mitte des vorigen Jahrhunderts auch in Riga eine Mineralwasseranstalt, und Kersting wurde ihr Direktor. Wann er nach Riga kam, weiß ich nicht, 1852 war er schon in der neuen Stellung tätig.

Diese war insofern für einen Mann von dem Wissensdrange Kerstings sehr günstig, als sie ihn nur in der warmen Jahreszeit in Anspruch nahm und ihm den langen, nordischen Winter ganz frei gab. Da seine Mutter, an der er mit innigster Liebe hing, ihn begleitete, hatte er auch von vornherein ein behagliches Heim.

Es lag in Kerstings Sinnesart, daß die Fremde ihn nicht abstieß sondern anzog. Die anders geartete Natur, die nüchternen Niedersachsen, unter die er sich versetzt fand, die eigenartigen Verhältnisse, unter denen sich hier Deutsche behaupteten, erregten sein lebhaftes Interesse. Auch ließ er es sich ohne Verdruß gefallen, daß hier nicht künstlerische sondern staatliche, religiöse und ethische Fragen im Vordergrund des Interesses standen. Ihm bot ja die Welt eine unerschöpfliche Fülle des Wissenswerten, das angeeignet und in das Gesamtwissen eingereiht werden wollte.

Im Jahre 1852 lernte Kersting einen Studenten Adolph Graß kennen, der sich ihm mit inniger Zuneigung und Verehrung anschloß. Zwischen ihm und Graß, der später sein Schwager wurde, entstand ein Briefwechsel, der bis zu Kerstings Tode währte und von dem ich eine Abschrift besitze. Er macht es mir möglich, die innere Entwicklung Kerstings zu verfolgen. Aus ihm zitiere ich, wenn ich die Worte in Gänsefüßchen fasse.

Da Graß ein ungewöhnlich begabter junger Mann und eine auf das Ideale gerichtete Natur war, so wandte sich die Korrespondenz sehr bald den höchsten Fragen zu, die uns das Leben stellt.

Kersting war wie so vielen, ja wie den meisten gebildeten Deutschen, auf der Schule die Beschäftigung mit Religion auf lange hinaus und gründlich verleidet worden. Erst in Riga wurde er durch den Verkehr mit gläubigen Christen angeregt, ihr näher zu treten. Er las nun Bibel und Katechismus und fand zunächst einen „feinen und großen Geist" in ihnen. Dann griff er auch zu den Theologen, positiven und negativen. Bei seiner Sinnesart mußten die positiven den Sieg davon tragen, denn er war selbst ganz auf das Positive gerichtet. „Wer Gott mit

Kopf und Herzen sucht", schrieb er einmal, „der ist mein Mann. Der Kopf allein findet nicht, das Herz allein findet auch nicht, der ganze Mensch muß sich aufmachen". Und ein andermal: „Laß uns brav vorwärts gehen, jeder auf seinem Wege, das Herz voll Liebe, immer vertrauend auf die unsichtbare Hand des Freundlichsten, der zugleich der Gewaltigste ist. Fallen wir, so laß uns wieder aufstehen, irren wir, so laß uns unverdrossen umkehren und den rechten Weg suchen. Laß uns nie aufgeben den Glauben an die Menschen".

Aber schließlich kam alles darauf an, daß sich das Gedachte in die Tat umsetzt: „Schon mancher hat seine sittliche Kraft durch sittliche Worte verdunstet". Und doch ist es nicht anders: „Das Denken ist nur ein Dokument ohne Siegel, erst wo das Tun hinzutritt, gewinnt es Wesen. Durch das ewige Denken würde nie eine Welt entstanden sein, wenn es beim Denken verblieben wäre. Alles, was ist, ist nur durch die Tat".

Der Standpunkt, den die beiden Freunde in heißem Bemühen schließlich gewannen, war der des Christentums in lutherischer Auffassung. In einem Neujahrsbrief schreibt Kersting (1859): „Wollen wir in diesem Jahre unser Bestes bringen. Nicht die gewöhnliche sauersüße Mischung des Alltagsmenschen. Frischere Hoffnungen, stärkere Lebenslust, ja Lust an diesem Leben, doch nur sofern es Vorbild und Vorschule des Lebens ist, das noch wie ein blauer Berg am fernen Horizont unseres Gesichtskreises steht. So fern, daß Viele es für blauen Dunst halten. So

Sind wir in Werdelust
Schaffender Freude nah —
Doch an der Erde Brust
Sind wir zum Leide da.

Ach, lieber Freund, verstehen wir es nur recht, dieses Leben. Es ist über alle Maßen groß und schön. Es ist das größte Meisterstück und die schönste Liebesgabe. Nimmt der Kranke nicht gern die Arznei, wenn er ihre Wirkung kennt oder glaubt? Ich will nicht tiefer gehen und fragen, warum wir krank sind, aber freuen will ich mich dieser heilsamen Kraft der Arzenei. Ertragen will ich ihre Bitterkeit und den ungesunden Appetit,

nach Lust will ich unterdrücken, bis ich genesen bin und reine, hellste Lust in vollen Zügen trinken kann. Dank dem, der mir dieses Verständnis, diesen Glauben öffnete . . . . Vieles, vieles habe ich verloren — die Liebe meines Herzens bis auf ein Einziges, das Mutterherz, das ein köstlicher Schatz ist. Meine Jugenderwartungen sind größtenteils unerfüllt geblieben, die Rechnung auf die eigenen Kräfte habe ich bedeutend herabsetzen müssen. Warme Freunde sind kalt geworden, mein Haus ist leer und vergeblich streckt meine Mutter ihre Hände aus nach Enkeln, die unseren Namen forterben sollen. Grau verhängt sind die kommenden Tage und dennoch — dennoch ist meine Hoffnung höher getragen als in der Jugend. Mein Selbstvertrauen ist unerschütterlich, denn mein Selbst und meine Kräfte weiß ich in der Hand des Allgewaltigen. Mein Herz ist warm und offen, als habe es sich nie betrogen und als sei es nie getreten worden. Ich bin bereit für alles, was dieses Leben noch bieten und fordern mag".

Graß blieb dauernd auf dem gemeinsam eroberten Standpunkt. Kersting hatte es schwerer. Für ihn, den Naturforscher, galt es später sich mit Darwin und Häckel auseinander zu setzen, die auf philosophischem Wege gewonnene Erkenntnis mit der naturwissenschaftlichen harmonisch zu verbinden. Es ist ihm das nicht gelungen, aber er lebte schließlich der festen Überzeugung, daß in einem überirdischen Leben, an das er glaubte, die auf beiden Wegen gewonnene Einsicht zum selben Ziele führen müsse.

Im Jahre 1860 heiratete Kersting die Schwester des Freundes und lebte mit ihr in glücklichster Ehe. „Mein Haus ist voll menschlicher Schwachheit und voll menschlichen Glückes" schreibt er später einmal.

Als ich Kersting kennen lernte, lagen die geschilderten Kämpfe hinter ihm, war alles Verneinende in ihm überwunden. Mit offenen Augen sah er in eine Welt, die ihm unendlich schön erschien und mit offenen Herzen trat er allen Menschen gegenüber, die in seine Nähe kamen. Ich habe ihn nie ein hartes Urteil fällen hören, immer suchte er zu verstehen und zu entschuldigen. Sein von Wohlwollen erfüllter Humor machte den

Verkehr mit ihm auch für die höchst anziehend, die nicht Gelegenheit hatten, seinem inneren Leben näher zu treten. Es gab für ihn nichts Großes und nichts Kleines, überall fand er die Spuren des erhabenen Geistes, der das Eine wie das Andere schuf. Die Wunder des Mooses entzückten ihn ebenso sehr wie die erlauchtesten Schöpfungen des Menschengeistes in Kunst und Technik. Und er war in einem Grade frei von Eitelkeit, wie ich es, ohne Kersting gekannt zu haben, bei einem Sterblichen nie für möglich gehalten hätte.

Mir ist seinesgleichen nicht wieder begegnet.

Ich habe mich natürlich oft gefragt, was diesen Mann veranlassen konnte, mir, einem jungen Menschen, der von Kunst gar nichts, von Philosophie nur das Schulmäßige verstand und der das Streben nach einer festen, harmonischen Weltanschauung doch erst von ihm lernte, so freundlich zu begegnen. Ich fand darauf keine andere Antwort, als daß ich als Sonntagskind in den entscheidensten Dingen des Lebens das Glück hatte, auf das ein solches ja nach allgemeiner Annahme kraft seiner Geburt Anspruch erheben darf.

Wenn ich oben sagte, daß ich anfangs geneigt war, Kerstings Frau nicht höher einzuschätzen, als als eine freundliche Kurländerin vom Lande, so lag das an ihrer Aussprache und einem gewissen Phlegma, in der Art sich zu geben. Sie war sehr viel mehr, eine ebenbürtige Lebensgefährtin ihres Mannes, eine kluge, überaus gütige Frau.

Kerstings Mutter — „Großing", wie sie in der Familie hieß, war eine alte, überaus lebhafte Dame, der es nicht leicht fiel, den Sohn auch mit anderen durch innige Liebesbande verbunden zu sehen, nachdem sie so viele Jahre hindurch seine alleinige Gefährtin gewesen war. Auch hatte sie, obgleich sie nun schon viele Jahre unter Balten lebte, ihre Art doch nicht recht begreifen gelernt. Ja, es wurde ihr noch immer schwer, auch nur ihre Aussprache des Deutschen zu verstehen.

In dieser Familie nun durfte ich bald nach Belieben aus- und eingehen, und in ihr verlebte ich viele der schönsten und reichsten Stunden meines Lebens.

Das Haus, das sie bewohnte, glich insofern einem Dachsbau, als die meisten Zimmer nur von einem in der Mitte gelegenen großen aus betreten werden konnten. In diesem Zimmer versammelten wir uns, wenn gemeinsam gelesen werden sollte. Vorher wurde rechtzeitig bekannt gemacht, wann damit begonnen werden würde. Also etwa um 8 Uhr. Danach hatten sich alle Hausgenossen ängstlich zu richten und ihre Vorkehrungen zu treffen, denn Punkt 8 Uhr wurden alle ins Lesezimmer führenden Türen geschlossen und jeder Verkehr im Hause hörte auf, bis das Buch aus der Hand gelegt wurde. Es durfte auch kein im Lesezimmer Anwesender es vorher verlassen. Auch „Großing" mußte sich der Strenge dieses unerbittlichen Gesetzes fügen, was manchen Protest der lebhaften alten Dame hervorrief.

Ich hatte schon an einer Anzahl solcher Abende teilgenommen, als ich mir ein Herz faßte und Kersting fragte, ob ich wohl ihm und den Seinigen einen von mir verfaßten Roman vorlesen dürfe. Er erschrak sichtlich, war aber viel zu menschenfreundlich, um mir die Erfüllung meines grausamen Wunsches abzuschlagen. So erschien ich denn eines abends mit dem Wilhelm Wolfschild-Manuskript unter dem Arm und las den Roman an einer Reihe von Abenden vor. Kersting und die Seinen beurteilten ihn sehr nachsichtig, und ich durfte ihnen später auch den Roman „Allein und frei", der ja in Riga entstand, vorlesen.

Der engste Freundeskreis des Kerstingschen Hauses bestand aus Adolf Graß, der als Rechtsanwalt in Riga lebte, seiner klugen, liebenswürdigen Frau und seinem Vater, dem alten Staatsrat Graß, einem ebenso gebildeten wie gescheiten alten Herrn. Ich habe diesen Kreis im Auge gehabt, als ich „Das Gut an sich" schrieb, und ich glaube, daß diese Skizze eine gute Probe von dem Ton der in ihm herrschenden Geselligkeit gibt.

Der weitere Kreis Kerstings bestand in erster Reihe aus Professoren am Polytechnikum, liebenswürdigen, mehr oder weniger bedeutenden Männern. Kamen hervorragende Künstler oder Vortragende nach Riga, so brachten sie nicht selten Empfehlungen an Kersting mit, wie Jordan, Genée und andere. Auch

verkehrten mehrere damals in Riga besonders beliebte Schauspieler in seinem Hause: Göbel, Franz Treller, die Tragödin Fräulein Suhrland.

Kersting selbst betätigte sich in erster Reihe im Gewerbeverein, zu dessen Gründern er, wie ich glaube, gehörte. In ihm hielt er gelegentlich entzückende humoristische Ansprachen.

Ich fand bald soviel Stunden, als ich irgend geben konnte und wollte, und ich hatte viel Freude an ihnen. Der Beruf des Lehrers ist ja darin überaus dankbar, daß die Frucht seiner Arbeit schnell reift und augenfällig wird. Welch' eine Freude macht es, zu beobachten, wie ein Schüler, der zunächst von einem Fach gar nichts wissen will, immer mehr Interesse an ihm nimmt, bis er schließlich nicht genug davon hören kann. Ich habe im allgemeinen Schüler lieber gehabt als Schülerinnen. Da jeder Vortrag die Zuhörer, sofern sie überhaupt folgen, anregen muß, Fragen zu stellen, war ich immer bemüht, zu erreichen, daß ich während des Unterrichts und noch mehr in den Zwischenstunden möglichst viel gefragt wurde. Das gelang mir bei Schülern meist, bei Schülerinnen selten. Hier machte sich die hanseatische Wohlerzogenheit störend geltend. Die jungen Mädchen saßen in tadelloser Haltung da und blickten mich unverwandt an. Was sie aber dachten, und ob, woran sie dachten, überhaupt mit meinem Vortrag in Zusammenhang stand, war meist nicht zu ermitteln.

Ein Schulkamerad vom Mitauer Gymnasium her, Czudnochowski — er war später Rechtsanwalt in Riga — forderte mich auf, mich an einem privaten Mittagstisch zu beteiligen. Eine Frau Berg, die früher in guten Verhältnissen gelebt hatte, erhielt sich dadurch, daß sie junge Mädchen aus wohlhabenden Familien das Kochen lehrte und unterhielt zugleich einen Mittagstisch, an dem das von den jungen Damen bereitete Essen verzehrt wurde. Da diese „die feine Küche" lernten, waren diese Mahlzeiten wohlschmeckend und abwechslungsreich. Frau Berg selbst war eine kleine, zierliche Frau, die sich sehr zurückhielt und überaus empfindlich war. Wir mußten uns daher in Urteilen über Speisen

und Getränke recht in acht nehmen, wenn wir uns nicht ihre Ungnade zuziehen wollten.

Frau Bergs Wohnung lag in der Großen Pferdestraße, und wir aßen um 4 Uhr. Die Gesellschaft bestand aus einem Dutzend lediger junger Herren, die vor kurzem die Universität verlassen hatten und von denen die meisten Juristen waren und beim Rat auskultierten. Zu diesem regelmäßigen Bestande kamen oft noch Gäste, zumal im Sommer, wenn die Frauen am Strande waren und die jungen Strohwitwer sich uns anschlossen. Der Ton in diesem Kreise war voll Heiterkeit, und wir haben wohl alle immer gern an die Tage zurückgedacht, an denen wir vereint um den Bergschen Tisch saßen. Ich habe das Glück gehabt, in ihm zwei Freunde von der Art zu finden, wie sie uns meist nur auf Grund gemeinsamer Schul- und Universitätsjahre oder doch mindestens letzterer beschert werden: Ernst Friesendorff, den späteren Direktor der Kommerzschule und Robert Baum, der später Ratsherr wurde und jetzt als Rechtsanwalt in Riga lebt.

Außer diesen beiden stand mir der Historiker Hermann Hildebrand besonders nahe. Ich kannte ihn schon vom Gymnasium her und schätzte ihn ebenso sehr, wie ich ihn liebte. Er war von mittlerer Größe, untersetzt gebaut. Seine klugen, blauen Augen sahen scharf und nüchtern in die Welt und schwellende Lippen verrieten ein volles Verständnis für ihre Freuden. Er war das Urbild eines tüchtigen, kernigen, deutschen Mannes: wahrhaftig, aufrecht, zuverlässig und treu. Die Herausgabe des baltischen Urkundenbuches veranlaßte ihn, viel auf Reisen zu sein, aber wenn er in Riga weilte, war er ein höchst anregendes Mitglied unserer Gesellschaft. Besuchte ich ihn in seiner Wohnung, so wurde der Genuß des Zusammenseins mitunter durch den teuflischen Geruch getrübt, der von den Essenzen herrührte, mit denen er seinen alten Urkunden zu Leibe ging. Nach getaner Arbeit hatte er volles Verständnis für einen guten Tropfen.

Ein allbeliebtes Mitglied unseres Kreises war auch Johannes Keußler, der damals an seinem Buch über die Entstehung der Leibeigenschaft in Rußland arbeitete. Er hatte reiche Kenntnisse

auf volkswirtschaftlichem und historischem Gebiet und hatte in seinem Wesen etwas ungemein Behäbiges und Behagliches, was bewirkte, daß seine Freunde ihn gern ein wenig neckten. Was er sich gern gefallen ließ.

Die Gesellschaft löste sich allmählich in der Weise auf, daß ihre Mitglieder heirateten. Hatte sich eins verlobt, so erschien nach dem Essen ein Servierbrett mit Champagnergläsern, und jeder Anwesende mußte auf einen Zettel schreiben, wen er im Verdacht habe, sich verlobt zu haben und mit wem. Das Verlesen der Zettel wirkte mitunter recht lustig, meist aber trafen wir es gleich richtig.

Der erste, der als Ehemann ausschied, war Friesendorff, der letzte der heiratete — und wir haben alle geheiratet — war Hildebrand.

Aber noch lange, ehe der Bergsche Tisch solchergestalt ein natürliches Ende fand, hatten seine Mitglieder Anschluß an einen weit größeren Kreis gefunden. Einer der ältesten Klubs Rigas, die Euphonie, war im Begriff, aus Mangel an Mitgliedern einzugehen. Da wurde denn angeregt, daß alle akademisch Gebildeten in diesen Klub eintreten sollten. Der Vorschlag fand Anklang, und die Euphonie, die anfangs noch bei Frau Berg tagte, hatte bald so viele Mitglieder, daß sie in der Marstallstraße eine eigene, geräumige Wohnung mieten mußte. In dieser versammelte man sich am Sonnabend zu rein geselligen Zwecken, am Donnerstag zu sogenannten Diskutierabenden, an denen an der Hand eines Vortrags die Fragen besprochen wurden, die eben das Interesse der Gebildeten in Anspruch nahmen. Wenn man sich vergegenwärtigt, daß die Zensur jede Aussprache über politische Dinge in den Zeitungen unmöglich machte, und daß selbst die tatsächlichen Vorgänge in Stadt und Land zum Teil nur durch mündliche Überlieferung bekannt gemacht wurden, so wird man verstehen, wie sehr diese Abende einem Bedürfnis entgegenkamen. Sie wurden denn auch gern und viel besucht. Die Sonnabendabende aber währten nicht selten recht weit in den Sonntagmorgen hinein, zumal im Sommer, wo sie denn wohl bei einem Sherry-Coble im Wöhr-

mannschen Park ein Ende fanden. Einmal in jedem Winter gab es auch einen Ball.

Der Gewerbeverein in Riga, der ein eigenes, schönes Haus besaß, wirkte über das, was sein Name versprach, hinaus als allgemeiner Bildungsverein. Kersting interessierte mich für ihn, und ich widmete ihm und insbesondere seiner Bibliothek einen Teil meiner freien Zeit. Es interessierte mich sehr, bei Gelegenheit des Verleihens der Bücher, den Geschmack der Handwerkerkreise, der jungen Kaufleute, der in Geschäften tätigen Mädchen usw. kennen zu lernen.

Ich verlebte eine schöne Zeit voll gern geleisteter Arbeit und froher, gesellig verlebter Stunden. Ich gab meine sieben Stunden täglich, war im Gewerbeverein viel beschäftigt und verkehrte oft in Familien. Aber die Hauptsache mußte mir doch immer bleiben, meinen Roman flott zu machen, und damit wollte es nicht von der Stelle gehen. So lange der deutsch-französische Krieg währte, war nicht daran zu denken, daß ein Verleger in Deutschland ihn annehmen würde, ein baltischer Verleger, dem sich ein solches Wagnis zutrauen ließe, war mir aber nicht bekannt. So blieb denn das Manuskript Jahr und Tag in meinem Schreibtisch, ich gab es aber dem einen oder dem andern Freunde zur Einsicht, und die nachsichtige Beurteilung, die es fand, ließ mich an der Hoffnung festhalten, daß es eine Veröffentlichung verdiente.

Unter den alten Freunden, die ich in Riga vorfand, war Hermann Westermann, der damals Lehrer an der Vorschule des Polytechnikums war, der älteste, denn unsere Eltern waren eng befreundet, und wir waren schon auf dem Schoß unserer Wärterinnen miteinander bekannt geworden. Wir hatten dann gemeinsam die Gläsersche Schule besucht und uns auf dem Gymnasium wieder zusammengefunden. Der Wilhelm Wolfschild gefiel ihm, und er nahm seine Veröffentlichung in seiner temperamentvollen Weise in die Hand. Er kannte in Mitau den Besitzer der Lukasschen Buchhandlung Erich Behre, brachte ihm das Manuskript und empfahl es ihm warm. Bald darauf erhielt ich die Aufforderung, Behre zu besuchen.

Behre war ein Hamburger und stand in mittleren Jahren. Er war ein untersetzt gebauter Mann, eher klein als groß. Seine kleinen, braunen Augen blickten klug und durchdringend, ein rötlich-brauner Bart umrahmte ein schmales Gesicht und einen energisch wirkenden Mund. Er trug das Haar ungewöhnlich lang. Der Gesamteindruck war der eines sehr klugen und sehr energischen Mannes.

Behre sprach den Wunsch aus, ein Gutachten über den Roman von dem Oberlehrer Heinrich Diederichs, auf dessen Urteil er mit gutem Grunde viel gab, einholen zu dürfen. Das war mir sehr recht. Höchst unsympatisch aber war mir, daß er dringend wünschte, ich möchte den Roman unter einem Pseudonym erscheinen lassen. Ich weiß heute noch nicht, warum er das eigentlich wollte, denn der Name Hermann prägt sich doch dem Gedächtnis ungleich weniger ein, als mein Familienname, und als Autornamen waren beide gleich unbekannt. Ich gab indessen schließlich nach und nicht nur „Wilhelm Wolfschild" sondern auch „Allein und frei" erschienen unter dem Namen Theodor Hermann.

Bis auf diesen Punkt hat mich Behre übrigens immer gut beraten und seinerseits alles getan, um meine Arbeiten bekannt zu machen. Wir traten uns auch persönlich näher, und ich habe es als Autor und als Mensch gleich sehr beklagt, daß ein tückisches Leiden den tüchtigen Mann in der Vollkraft seiner Jahre zu einem Siechtum verurteilte, das erst mit seinem Tode aufhörte.

Wilhelm Wolfschild fand bei den baltischen Lesern die wohlwollende Aufnahme, die dem ersten Werk eines Heimatdichters nur selten versagt wird. Er wurde auch in der reichsdeutschen Presse sehr freundlich beurteilt und ins Holländische und Dänische übersetzt. Es mochte sich wohl etwas von der unbändigen Freude, die ich an den von mir geschaffenen Personen hatte, auf die Leser übertragen. Und einige dieser Personen sind ja auch wirklich gut gelungen. So wurden mir nach und nach acht Herren genannt, die ich angeblich im Baron Langerwald wiedergegeben haben sollte. Von ihnen hatte ich nur zwei flüchtig, die anderen nie gesehen.

Die erste Besprechung in einem ausländischen Blatt, die mir

vor Augen kam, war eine Anzeige in der Vossischen Zeitung. Ihr Verfasser hatte später ein merkwürdiges Schicksal. Er war eine Zeit lang der erste Verteidiger Deutschlands und nahm ungeheuere Summen ein, gab aber noch größere aus, und endete leider in einem Abenteurerleben. Es war jammerschade um den hochbegabten, vielseitig gebildeten Mann. Er saß in seiner Blütezeit einmal auf einem Herrendiner in Berlin neben mir und vertraute mir an, daß er der Verfasser jener Anzeige war, die mich so sehr erfreut hatte.

Mein Roman hatte auch den Chefredakteur der Rigaschen Zeitung Leopold Pezold auf mich aufmerksam gemacht, und er forderte mich zur Mitarbeit an seiner Zeitung auf. Ich sollte gegen ein festes Gehalt in jeder Woche ein Feuilleton liefern. Diese Bedingung ließ sich, wie ich meinte, mit Leichtigkeit erfüllen, denn ich glaubte über ungezählte Themata zu verfügen. Ich sollte mich aber bald davon überzeugen, wie trügerisch solche Annahmen sind, denn ich war mit meinen Stoffen nur zu schnell zu Ende. Ich versuchte es nun mit Feuilletons, die zusammenfassen sollten, was die Gesellschaft die Woche über beschäftigt hatte, aber es erwies sich, daß, was der „Neuen Freien Presse" recht, der „Rigaschen Zeitung" noch lange nicht billig war. Bei der Bedeutung, die man in dem jeden öffentlichen Lebens entbehrenden Lande noch dem gedruckten Wort beimaß und bei der übergroßen Empfindlichkeit, die man ihm gegenüber hatte, stieß ich überall an, und ein überaus brutaler Angriff, den ich auf Grund einer ganz harmlosen Bemerkung erfuhr, verleidete mir bald die Lust, diese „Turmschauen" fortzusetzen. Da ich sie nicht mehr besitze, kann ich nicht beurteilen, ob die Leser der Zeitung Ursache hatten, das zu bedauern. Ich glaube, nicht. Die Feuilletons, die ich dann noch veröffentlichte, liefen auf die übliche Ausschlachtung neu erschienener Bücher hinaus.

Im Januar 1874 trat ich ganz in die Redaktion der Zeitung ein.

Ihr Chefredakteur, Leopold Pezold, gehörte zu den Menschen, in die die Natur einen unüberwindlichen Zug zu einer Kunst gelegt hat, ohne ihnen doch ein entsprechendes

Können mitgegeben zu haben. Die Kunst war hier die Malerei. Pezold war ein geborener Estländer und galt in Dorpat für eines der vielversprechendsten Mitglieder der Estonia. Er war auch wirklich ein hochbegabter Mann, aber seine Begabung lag nicht auf dem Gebiet der Malerei, die ihn doch unwiderstehlich anzog. Er brach das Studium ab und ging auf die Akademie nach Karlsruhe. Als es sich erwies, daß er als Maler nicht durchdrang, forderten ihn seine Freunde auf, die Redaktion der Revaler Zeitung zu übernehmen, und er hatte als Redakteur schöne Erfolge. Da er mit den für die Landespolitik maßgebenden Edelleuten eng befreundet war, bekam er die Informationen, die damals für den baltischen Journalisten nur auf solche Weise zu erhalten waren, und da sein Schaffen durch die freundliche Teilnahme begabter und guter Menschen getragen wurde, so machte es ihm Freude und veranlaßte ihn, seine ungewöhnlich reichen Gaben in den Dienst seines Berufes zu stellen. Er galt bald für einen der besten Journalisten des Landes.

So kam es, daß, als Julius Eckardt nach Leipzig ging, Pezold aufgefordert wurde, sein Nachfolger zu werden. Die Aussicht auf einen größeren Wirkungskreis veranlaßte ihn, dieser Aufforderung zu folgen. Nicht zu seinem Glück.

Ich sagte schon, daß für den baltischen Redakteur damals alles auf seine persönlichen Verbindungen ankam. Nur durch solche konnte er überhaupt erfahren, was in Stadt und Land vorging, denn alles spielte sich ja hinter verschlossenen Türen ab: Gericht und Kommunalverwaltung, Landespolitik und Gesetzgebung, soweit diese durch die Landtage der drei Provinzen beeinflußt wurde. Für die persönlichen Verbindungen aber waren in erster Reihe die Bande maßgebend, die sich auf der Landesuniversität geknüpft hatten. Da die Korps auf dieser der Sache nach Landsmannschaften waren, so trugen diese Bande auch einen landsmannschaftlichen Charakter, der Estländer fand seine Freunde unter den Estländern, der Livländer unter den Livländern u. s. f. Die drei Provinzen sind groß, und es gab in ihnen noch so gut wie keine Eisenbahnen. Es kam nur selten vor, daß der Angehörige einer Provinz in eine andere verschlagen

wurde. In diesem Falle fühlte er sich als Fremder und wurde als solcher empfunden.

So ging es Pezold in Riga. Die maßgebenden Kreise verhielten sich ihm gegenüber zunächst abwartend, es sollte sich erst zeigen, ob er ihrer Vaterstadt das rechte Verständnis entgegenbringen würde. Pezold empfand das als Ablehnung, und seine empfindliche Künstlerseele fühlte sich verletzt. Und das um so mehr, als er in Reval gesellschaftlich sehr verwöhnt worden war. Er hielt sich zurück und versäumte den Anschluß, für den ja in solchen Fällen die erste Zeit maßgebend ist. So war er in bezug auf die Stadt isoliert. Er war es noch mehr in bezug auf das Land, wo ihm alle Verbindungen mit dem Adel fehlten. Welche Freude aber konnte ein baltischer Journalist unter diesen Umständen an seinem Beruf haben, denn eine strenge und willkürliche Zensur machte ja jede Behandlung allgemeiner Fragen unmöglich.

So kam es, daß Pezold seine Gaben gar nicht entfalten konnte und sich darauf beschränkte, seine Zeitung herzustellen, so gut es eben ging und sich im übrigen in ein glückliches Familienleben und auf in der Stille geübte malerische Studien zurückzuziehen.

Pezold war von mittlerer Größe, sehr kräftig gebaut. Er hatte volles, etwas gelocktes Haar, eine mächtige Stirn und eine leicht gebogene Nase. Sein Gesicht war auffallend breit aber nicht unschön, sein Ausdruck freundlich, wie denn Pezold auch sehr gute Formen hatte. Seine Kenntnisse waren ungewöhnlich groß, und er hatte in seltenem Grade die Gabe, sich in ihm noch fremde Wissensgebiete schnell und gründlich einzuarbeiten. Er hatte auch in ästhetischen Dingen ein überaus feines Urteil. Aber das alles kam nur gelegentlich zutage, es fehlte unter der Ungunst der Verhältnisse an Freude an der Arbeit und an der Stetigkeit, die solche erst fruchtbar macht.

Ich hielt es für ein großes Glück, Journalist werden zu können, aber ich bin seit lange davon überzeugt, daß kein anderer Beruf dem Schaffenden so gefährlich wird, wie gerade dieser. Der Zwang, immer neue Eindrücke in sich aufzunehmen; die Gewohnheit den Anforderungen des Tages gerecht zu werden,

gleichviel ob man sich ihnen gewachsen fühlt oder nicht; das Bewußtsein, daß der Tag verweht, was dem Tag gewidmet wurde — das alles ist geeignet, auf die dichterische Produktion verwirrend und schließlich lähmend zu wirken. Früher oder später wird sich das immer geltend machen.

Das ahnte ich damals freilich nicht, und ich hatte durchaus die Absicht, es mit meinem journalistischen Berufe ernst zu nehmen. Aber worin bestand er eigentlich? Das war mir recht unklar.

Es gab damals und gibt leider noch heute keinerlei geregelte Vorbereitungen auf den journalistischen Beruf, es kommt daher für den Anfänger alles darauf an, ob sein Chefredakteur, resp. sein Abteilungsredakteur ein guter Lehrmeister sein will und kann oder nicht. Pezold wollte mir durchaus wohl, aber er stand der Zeitung doch schon zu lässig gegenüber, als daß es ihn gereizt hätte, mir viel mit Ratschlägen unter die Arme zu greifen. Auch bildete sich leider kein warmes persönliches Verhältnis zwischen uns, obgleich beiderseits guter Wille vorhanden war, ein solches herbeizuführen.

So mußte ich mir denn selbst den Weg suchen.

Das Ausland bearbeitete Pilzer, ein liebenswürdiger Reichsdeutscher und wurde dabei durch unseren Berliner Korrespondenten, Dr. Kayßler unterstützt, der später Chefredakteur der „Post" wurde. Auf mein Teil kam das „Inland", das ja eigentlich der wichtigere Teil der Zeitung hätte sein sollen, das aber durch die Ungunst der Verhältnisse zu absoluter Bedeutungslosigkeit verurteilt war, denn hier fand die schärfste Zensur statt.

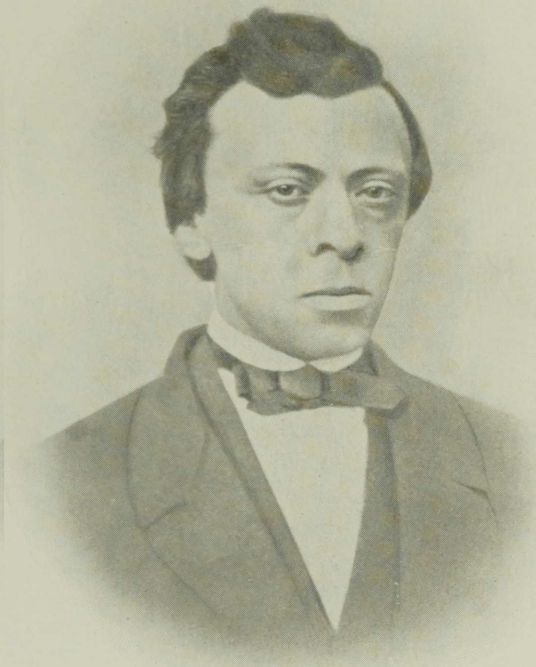
Zunächst von seiten der Regierung. Censor war ein älterer Herr, der den Titel Staatsrat führte. Er war ein Kurländer jüdischer Abstammung aber christlichen Bekenntnisses. Er sollte, so wurde erzählt, Arzt in Wilna gewesen sein und sich dort ein Vermögen erworben haben. Er sollte dann um der Erziehung seiner Kinder willen nach Deutschland gezogen sein, dort aber sein Vermögen verloren haben und nun froh gewesen sein, als Censor ein auskömmliches Einkommen gefunden zu haben. Ob sich das alles so verhielt, kann ich nicht verbürgen. Der Herr war ein kleiner, lebhafter und durchaus wohlmeinender Mann, aber es

lag ihm naturgemäß mehr daran, seine Vorgesetzten zufrieden zu stellen, als uns Redakteure, und das war ohnehin nicht leicht, denn in seiner Tätigkeit war alles Taktfrage und Takt ist ein subjektives Ding. So strich denn der Herr Staatsrat, was ihm irgend bedenklich erschien. Kam ich zu ihm und suchte für einen gestrichenen Artikel doch die Möglichkeit der Veröffentlichung zu erwirken, so erschöpfte er sich in persönlicher Liebenswürdigkeit. „Sie sind ein Kurländer", rief er und streichelte meinen Arm, „und ich bin ein Kurländer. Wie sollte ein Kurländer dem anderen nicht gern helfen. Aber ich kann es nicht. Die Herren in Petersburg gestatten es nicht".

Die Zeitung erschien um 6 Uhr abends, und um 4 Uhr mußte spätestens mit dem Druck begonnen werden. Um 2 Uhr wurde ein Abzug in die in der Vorstadt gelegene Wohnung des Staatsrats gebracht. Kam dieser nun so zurück, daß Leitartikel und noch andere kleine Aufsätze durch den Rotstift zum Tode verurteilt waren, so wurden sie durch vorrätige und schon gesetzte Artikel ersetzt, von denen wir ganz sicher waren, daß sie keinen Anstoß erregten. Eigentlich hätten auch sie wieder zum Censor gemußt, aber dieser vertraute auf unsere Loyalität und hat sich auch darin nie getäuscht. Leer durfte nämlich nichts in der Zeitung bleiben. Natürlich passierte es dem Staatsrat mitunter in der Eile, daß durch seine Streichungen barer Unsinn entstand. Das erfüllte uns mit Schadenfreude, und das Publikum dachte sich sein Teil.

So konnte denn meine Tätigkeit im wesentlichen nur darin bestehen, daß ich Auszüge aus den russischen Residenzblättern gab, die ohne Zensur erschienen, und es darauf ankommen ließ, ob der Censor sie passieren ließ oder nicht.

Wir hatten es aber keineswegs nur mit der Zensur durch den Staatsrat zu tun, wir wurden auch noch von den Landesautoritäten streng überwacht. Nicht offiziell natürlich, aber sehr energisch unoffiziell. War ein Artikel erschienen, der dem Rat nicht behagte, so erschien Faltin auf der Redaktion und machte uns in der rücksichtsvollsten Weise darauf aufmerksam, daß wir es an dem wünschenswerten Takt hätten fehlen lassen. Das ließ



Schirren.

sich ertragen, als aber später ein jüngerer Ratsherr, dem es seinerseits an allem Takt fehlte, an seine Stelle trat, versagte selbst die Langmut Pezolds, und er fertigte den Herrn schließlich derb ab. Immerhin mußten wir uns unglaublich viel gefallen lassen, um nicht ganz ohne Informationen zu bleiben.

Außer den offiziellen und offiziösen Censoren hatten wir noch private in Fülle, die uns ihre Meinung oft in unglaublich naiver Weise zur Kenntnis brachten. So erschien nicht selten ein Herr in der Redaktion, der in seinem italienischen Umschlagmantel und mit einem Kalabreser auf dem Kopf genau so aussah, wie man sich einen Räuberhauptmann in den Abruzzen vorstellt. Hatte ihm etwas in der Zeitung mißfallen, so kam er wutentbrannt zu uns und überschüttete uns mit Grobheiten. Pezold nahm das humoristisch, erlaubte ihm, seine Galle zu erleichtern und komplimentierte ihn dann zur Tür hinaus.

Der Besitzer der Zeitung, Adolf Müller, ließ die Redaktion ganz gewähren, und wir sahen ihn nur selten. Er war ein schon älterer, sehr wohlwollender und freundlicher Mann.

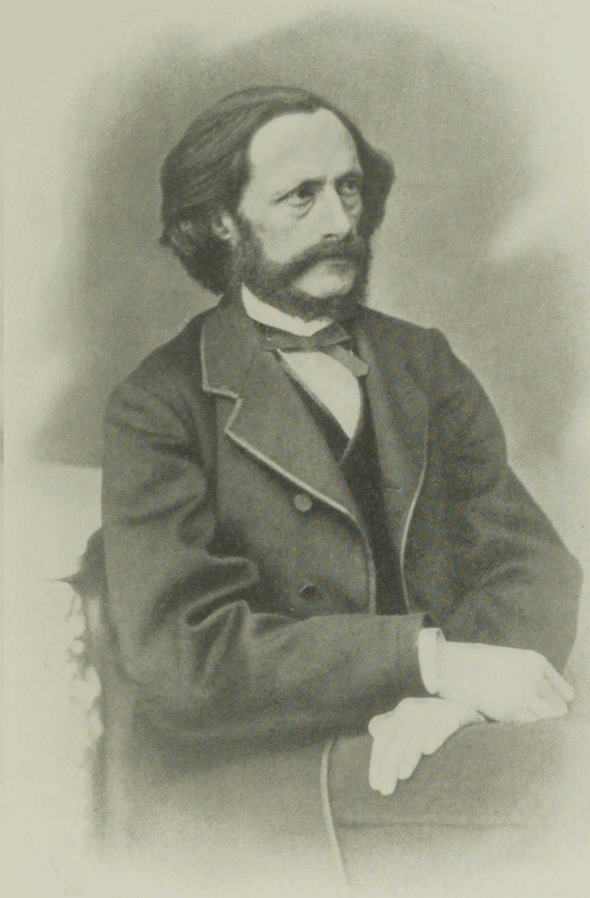
Chef der Expedition war ein Schulkamerad von mir, Neumann, ein treuherziger, munterer Kurländer, sehr gefällig und immer guter Laune.

Bald nachdem ich in die Redaktion der Rigaschen Zeitung eingetreten war, wurde mir auch die Redaktion der Baltischen Monatsschrift angeboten.

Als nach dem Regierungsantritt Kaiser Alexander II. in Rußland eine Ära grundlegender Reformen begann, bildeten sich auch in den Ostseeprovinzen Kreise, die bestrebt waren, die vielfach veralteten Formen, in denen sich das kommunale Leben der Provinzen bewegte, durch zeitgemäßere zu ersetzen. Diesen Bestrebungen sollte eine Monatsschrift Ausdruck geben, die seit 1859 unter dem Namen „Baltische Monatsschrift" erschien und deren Herausgeber der Livländische Hofgerichtsrat Theodor Böttticher und der Rigasche Ratsherr Alexander Faltin waren. Um sie scharte sich eine Reihe der bekanntesten und besten Balten jener Zeit: Julius Eckardt, Professor C. Schirren, Viktor Hehn, Baron Alphons Heyking, etwas später auch Georg Berkholz.

Die Professoren Bulmerincq und Mädler, die Rechtsanwälte Carl Neumann und Seraphim in Mitau, der Schulmann Hoheisel und viele andere tüchtige Männer stellten sich als Mitarbeiter zur Verfügung. Die Untersuchungen von Berkholz über das angebliche Testament Peters des Großen, die trefflichen Studien Viktor von Hehns über Italien erschienen zuerst in der Baltischen Monatsschrift. Aber die Zeitschrift krankte von vornherein daran, daß die Zahl der Leute, die für sie als Abonnenten in Frage kamen, zu klein war. Auf die Dauer läßt sich mit freiwilligen Mitarbeitern nicht rechnen, zumal doch solche naturgemäß erst recht zu einem möglichst großen Leserkreis reden wollen. Dazu kam, daß es fast gar keine Berufsjournalisten im Lande gab, die Herausgeber daher fast immer mit Mitarbeitern zu rechnen hatten, die nur gelegentlich und wenn es sie dazu drängte, Beiträge lieferten. Das stellte sich schon am Schluß des ersten Jahrganges als stark empfundener Mißstand heraus, und das um so mehr, als ja die Herausgeber selbst durch ihren Beruf sehr in Anspruch genommen wurden. Trotzdem konnten sich die ersten Jahrgänge durchaus sehen lassen und enthalten eine Anzahl Aufsätze, die auch jeder anderen Zeitschrift zur Zierde gereicht hätten.

Die beiden Herausgeber, die sich nach einigen Jahren Georg Berkholz zugesellt hatten, traten 1865 von der Redaktion zurück, und Berkholz führte sie bis 1869 allein. Unter sehr erschwerten Verhältnissen. Es war im ganzen Reich ein Meltau auf die eben aufgehende liberale Saat gefallen, und der russische Nationalismus regte sich mehr und mehr. Auch hatten sich die Zensurverhältnisse sehr viel ungünstiger gestaltet. Während bisher eine Apellation an den Generalgouverneur möglich war, befand sich die letzte Instanz jetzt in Petersburg. Immerhin brachte die Zeitschrift auch jetzt noch manchen hervorragenden Aufsatz. Adolf Wagner, der damals Professor in Dorpat war, Professor Alexander Brückner waren Mitarbeiter, doch hatte sich der bisherige Verleger N. Kymmel 1867 von der Zeitschrift zurückgezogen und sie mußte, ein übles Zeichen, im Selbstverlage erscheinen.



Georg Berkholz.

Im Jahre 1869, nachdem die Zeitschrift fast 10 Jahre bestanden hatte, trat auch Berkholz von der Redaktion zurück, und sein Nachfolger wurde Ernst von der Brüggen.

Ernst von der Brüggen war in mancher Beziehung wohl geeignet, die Baltische Monatsschrift zu redigieren. Er stammte aus einer alten Adelsfamilie, was ich nicht ohne Grund an erster Stelle erwähne, — verfügte über eine vielseitige Bildung, war ein eifriger Patriot und ein fleißiger Mann. Die Böttticher, Faltin, Berkholz, die sich selbst Liberale nannten, waren es doch nur in dem Sinn wie etwa die heutigen Freikonservativen in Deutschland, Brüggen aber war ein durchaus konservativer Mann, nur allerdings ein gebildeter, dem konservative Gesinnung nicht gleichbedeutend war mit völligem Stillstand. Was seine Stellung erschwerte und schließlich untergrub, war seine Jugend. Er betonte, als er sich den Lesern vorstellte mit Recht, die „maßvolle" Persönlichkeit von Berkholz und das allgemeine Vertrauen, das sich Berkholz durch sie erwarb. Eine so „maßvolle" Persönlichkeit konnte der junge Brüggen noch nicht sein, und er versah es deshalb mitunter wohl im Ton. Am meisten, als er die „Plaudereien eines Heimgekehrten" veröffentlichte. In diesen, die zuerst anonym erschienen — der Verfasser nannte sich erst später, — wurde in der leidigen „feuilletonistischen Form" alles Mögliche am baltischen Wesen gerügt. In den Kulturländern erscheint dergleichen alle Tage irgendwo, und man regt sich über solche Vorwürfe nicht weiter auf. Bei uns aber erhob sich ein Sturm der Entrüstung, es regnete grobe Erwiderungen, und selbst Brüggen ließ sich dazu hinreißen, dem Manne, dem er doch selbst seine Zeitschrift geöffnet hatte, Leichtfertigkeit vorzuwerfen. Dieses Öl vermochte aber die Wogen der patriotischen Entrüstung nicht zu besänftigen. Brüggen hatte auch die kurländische Landesverfassung sarkastisch behandelt und durch Aufnahme einer scharfen Kritik von Öttingens Moralstatistik die Geistlichkeit gegen sich aufgebracht. Er hatte sich schließlich Edelmann, und Pastor, Professor und Student, also alles, was als Leser der Baltischen Monatsschrift in Frage kam, zum Feinde gemacht. Sarkasmus wird eine an die Öffentlichkeit nicht ge-

wöhnte Gesellschaft immer besonders verletzen, zumal wenn er von einem Standesgenossen gebraucht wird. Es kam dazu, daß die einschneidendsten Fragen, die das öffentliche Interesse bewegt hatten, bereits erledigt waren, und die nationalen Gegensätze noch meist latent waren. So war es nicht leicht, die Leser zu fesseln, doch waren Heinrich Diedrichs, Hermann Hildebrand, Höhlbaum, und Friedrich Bienemann unter den Mitarbeitern Brüggens.

Brüggen hat die Zeitschrift nur drei Jahre lang redigiert. Er ging dann nach Deutschland und vertiefte sich dort mehr und mehr in das Studium der russischen Verhältnisse, die er schließlich gründlich kannte. Jedes spätere der von ihm verfaßten Bücher war besser als das vorhergehende, sein letztes „Das heutige Rußland" meines Erachtens ganz vortrefflich.

Brüggen war von mittlerer Größe und schlank gebaut. Er hatte aristokratische Gesichtszüge und etwas tief herabgesenkte Augenlider. Auffallend war seine Sprechweise. Er sprach ungewöhnlich langsam und deutlich, so, als ob er etwa als Kind gestottert hätte und sich dann das Stottern mit viel Energie ganz und völlig abgewöhnt haben würde.

Ernst von der Brüggen verfiel leider schwerem Siechtum und starb verhältnismäßig früh. Ich bin ihm in Deutschland mehrfach begegnet, und habe mich immer an seinem besonnenen, klaren Urteil erfreut.

War schon Brüggen zu jung und zu unerfahren, um eine unter so schwierigen Verhältnissen erscheinende Zeitschrift wie die Baltische Monatsschrift herauszugeben, so war ich es erst recht, und mir fehlten überdies alle politischen Verbindungen.

Allerdings keineswegs bestimmte politische Ideen.

Mir war in meiner Jugend nationaler Haß unter den Kurland bewohnenden Völkern nicht begegnet. Die Deutschen, unter denen ich erwuchs, liebten die Letten und die lettische Sprache. Sie war die Sprache ihrer ersten Kinderjahre gewesen, zu ihr griffen sie gern wieder, wenn ihnen das Herz aufging oder wenn sie fröhlich waren. Einige von ihnen waren für die Letten, wenn sie sie geschädigt glaubten, mannhaft eingetreten, alle nahmen

an den Geschicken der Bauern, — und Bauern waren ja damals fast alle Letten, — mit denen sie in Berührung kamen, herzlichen Anteil. Von Letten hatte ich persönlich nie etwas anderes erfahren, als sehr viel Liebe und Güte und ich selbst liebte die Letten wie meine Vorfahren sie geliebt hatten.

Im späteren Leben war mir bei Deutschen Verachtung der Letten und bei Letten Haß gegen die Deutschen begegnet, aber die Deutschen, die diese Verachtung hegten, waren meines Erachtens selbst keineswegs achtungswert, und der Haß der Letten war, wo er mir entgegentrat, entweder durch groben Mißbrauch der alten Ordnungen, die dazu ja leicht Anlaß gaben, hervorgerufen oder auf einzelne fanatische Phantasten beschränkt. Im allgemeinen nahm, so viel ich sehen konnte, auch der Lette freundlich Anteil an allem, was den Gutsherrn, den Pastor, den Arzt an Freude und Leid traf.

Als der Nationalismus auch in Kurland Eingang fand, schien es mir nicht unmöglich, ihn durch rückhaltloses Entgegenkommen der herrschenden deutschen Klassen unschädlich zu machen. Öffneten diese ihre Kreise allen gebildeten Letten, so konnten sich die Dinge, wie ich meinte, so gestalten, daß die obere Schicht der Bevölkerung deutsch sprach, die untere lettisch. Das Lettische hätte dann die Rolle gespielt, wie das Plattdeutsche im nordwestlichen Deutschland, es wäre die Sprache des Landmannes und unter den Gebildeten und überhaupt den Städtern des Humors, der Zärtlichkeit und der Landsmannschaft geworden.

Die so geeinigte Bevölkerung dachte ich mir ferner in engem Anschluß an Rußland, mit dessen Geschicken sie zweifellos für alle Zeiten verbunden ist. War in wirtschaftlicher Beziehung die Zugehörigkeit zu Rußland ein Glück für die Provinzen; war es ferner völlig ausgeschlossen, daß Rußland diese Ostseeküsten, um die es durch Jahrhunderte unter den größten Opfern gerungen, sich je wieder entreißen lassen konnte, und war es gewiß, daß auch in Deutschland kein zurechnungsfähiger Mensch daran dachte, oder je daran denken würde, sie unter irgendwelchen Umständen Rußland zu rauben, so hatte der Balte als selbstverständlich hinzunehmen, daß in dem vielsprachigen Reiche das Russische die

Sprache der Verwaltung und der Gerichte war. Seine Aufgabe war, an der deutschen Kultur ebenso teilzunehmen wie an der russischen, der Vermittler zu sein zwischen beiden Kulturen. Das aber konnte er nur, wenn er auch das Russische beherrschte und teilnahm an allem, was seine russischen Mitbürger in Freud und Leid bewegte. Ich habe nie daran gezweifelt, daß die Russen einmal, und zwar bald, als Ebenbürtige in den Kreis der europäischen Kulturvölker eintreten würden.

Ich glaube noch heute, daß eine solche Entwicklung die denkbar glücklichste für meine Heimat gewesen wäre, aber ich glaube allerdings seit lange nicht mehr, daß es im Zeitalter des Nationalismus eine Möglichkeit gab, eine solche Entwicklung herbeizuführen. In der Zeit, von der ich hier rede, wäre ich indessen für diese Idee mit Wort und Schrift eingetreten, wenn damals eine politische Propaganda überhaupt möglich gewesen wäre. Das war ja aber nicht der Fall, und ich stand überdies mit meinen Anschauungen so allein, daß, wenn ich versucht haben würde, ihnen in meiner Monatsschrift Ausdruck zu geben, sie in kürzester Frist den größten Teil ihrer Abonnenten und Mitarbeiter verloren haben würde. So beschränkte ich mich denn darauf, die Zeitschrift so gut es ging, als ein Organ fortzuführen, in dem baltische Autoren ihre geschichtlichen, literarischen oder volkswirtschaftlichen Studien niederlegten. Ich wurde darin durch Heinrich Diedrichs, Hermann Hildebrand, Theodor Schiemann, Friedrich Bienemann, O. Riesemann, A. Lieventhal u. a. unterstützt, aber das Interesse an der Monatsschrift ließ doch sichtlich von Jahr zu Jahr nach.

Mein Berater war in diesen Jahren Georg Berkholz, der unbestritten für den Senior unter den baltischen Publizisten und Journalisten galt. Berkholz war ein langer, hagerer Mann mit schwarzem Haar, dunklen feurigen Augen und der Gesichtsfarbe eines Südfranzosen. Er war ein vortrefflicher Mensch, ein Gelehrter von großem Scharfsinn und verfügte über die umfassendsten Kenntnisse, aber er hatte weder diese noch jenen recht ausgenutzt, wie damals so viele in baltischen Landen. Wirtschaftlich unabhängig, begnügte er sich im wesentlichen damit, ein Anreger zu sein und seine

geistigen Schätze, ich will nicht sagen in Mark, aber doch nur in Kronen auszugeben, obgleich er Tausendmarkscheine in der Brieftasche hatte.

Er war mir freundlich gesinnt, hatte mir zugeredet die Redaktion der Baltischen Monatsschrift zu übernehmen und mir seinen Rat freundlich zur Verfügung gestellt, aber es war mit seinem Rat ein eigen Ding. Berkholz sah nämlich nach Art sehr weiser Männer alles von zwei Seiten an. Kam ich zu ihm, und entwickelte ihm, das, worum es sich handelte, sei schwarz, so stimmte er mir, indem er nach seiner Gewohnheit das Mundstück seiner Zigarette im linken Mundwinkel zerkaute und das Haar mit lebhafter Kopfbewegung zurückwarf, zu. Machte ich aber dann darauf aufmerksam, man könne es aus den und den Gründen auch für weiß halten, so lachte er und meinte, ich könne wohl recht haben. Da war ich denn so weit, wie ehe ich zu ihm kam.

Die Arbeit an dem Roman „Allein und frei" ließ mir die Unfruchtbarkeit meiner journalistischen Tätigkeit noch wenig zum Bewußtsein kommen. Er enthielt viel Eigenstes, und die Lust, mit der ich an ihm arbeitete, läßt sich nicht beschreiben. Wenn es je einen Heimatdichter gab, so war ich es, denn die dichtende Phantasie wurde in mir ausschließlich durch die Heimat und was mit ihr zusammenhing, angeregt. Und das blieb so mein Lebenlang. Ich verließ die Heimat, als ich 33 Jahre alt war, und ich habe dann ebenso viele Jahre in Deutschland gelebt. Ich wirkte da in einer Stellung, die mich mit vielen bedeutenden Menschen zusammenführte, nnd ich erlebte in dieser Zeit naturgemäß auch viel Interessantes. Aber so sehr das den Menschen fesselte, erregte, vielleicht erschütterte, den Dichter berührte es nicht. Auf ihn wirkten nur baltische Stoffe, baltische Menschen.

Gewiß eine erstaunliche Beschränktheit, aber aus dieser Beschränktheit mochte sich doch auch vielleicht ein erhöhtes Verständnis für das Aufgenommene ergeben.

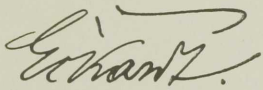
Ob das zutrifft, kann ich natürlich nicht entscheiden. Jedenfalls erfüllten mich die Gestalten in „Allein und frei" mit einer mich in hohem Grade beglückenden Freude an ihnen.

Die Anziehungskraft, die zu der Zeit, von der ich rede, unsere Heimat übte, war erstaunlich groß. Die Kinder der Fremden, die unter uns lebten, wurden fast ausnahmslos zu Balten — auch die der Russen — und wir Kinder des Landes hingen mit allen Fasern des Herzens an ihr. Die Heimat umklammerte meine Generation so fest, daß für sie gar nicht daran zu denken war, sich je von ihr zu lösen. Und in diesem Zusammenhange muß ich ausführlich bei einem Landsmann verweilen, den ich in Riga zwar nur flüchtig kennen lernte, und dem ich erst später wirklich näher treten durfte, der aber doch als erster baltischer Journalist einen großen Einfluß auch auf seine Nachfolger übte, bei Julius Eckardt.

Man kann sich heute schwerlich eine Vorstellung davon machen, wie wenig die meisten Balten in den fünfziger Jahren des vorigen Jahrhunderts von der Geschichte ihrer Heimat wußten, und wie gleichgültig sie sich zu ihr verhielten; abgesehen von einem kleinen Kreise von Historikern lebten sie in behaglichem Lebensgenusse, nach Provinzen geschieden dahin, ohne sich um die Vergangenheit ihrer Heimat zu kümmern. Die unter der strengsten Zensur stehende einheimische Zeitung brachte unter der Rubrik Inland nichts, was irgend interessieren konnte, wer die Vorgänge im „Auslande" als Wißbegieriger verfolgen wollte, hielt sich die „Augsburger Allgemeine".

Als nun nach dem Tode Nikolai I. und dem Friedensschluß der große Umschwung erfolgte, von dem schon die Rede war, geschah es, daß zwei junge Leute, John Bärens und Julius Eckardt die Redaktion der Rigaschen Zeitung übernahmen und aus ihr eine moderne Zeitung machten. Julius Eckardt zumal war rastlos tätig, das Interesse an allem Baltischen in Vergangenheit und Gegenwart zu wecken und jeden heranzuziehen, von dem sich erwünschte Mitarbeit erwarten ließ. Eckardt arbeitete überaus leicht, seine Schreibweise war in hohem Grade gefällig und gemeinverständlich, sein baltischer Patriotismus war brennend, seine Natur verträglich und wohlwollend. Und er war ganz frei von der geistigen Überhebung, die damals unter Balten so oft mit hervorragender Begabung verbunden war, und die sich daraus erklärte, daß in dem dünn bevölkerten Lande, dem noch





dazu alle modernen Verkehrsmittel fehlten, der besonders Begabte allzu selten mit gleich- oder überlegen Begabten zusammentraf.

Voll Interesse erfuhren wir durch Eckardt von Landsleuten, die sich in dieser oder jener Weise hervorgetan hatten und deren Namen vorher nie zu uns gedrungen waren; liebevoll und anmutig erzählte er uns von dem Leben in einer kleinen livländischen Stadt. Durch ihn erfuhren auch weitere Kreise von der Politik, die die ja politisch allein berechtigten Adelskorporationen getrieben hatten, und über die vorher wenig genug bekannt geworden war, denn die Landtage tagten hinter verschlossenen Türen, und wer nicht zum Adel gehörte, war erklärlicherweise geneigt, anzunehmen, daß für ihre Beschlüsse Standesrücksichten mehr maßgebend waren, als oft tatsächlich der Fall war.

Als in Moskau der russische Nationalismus sich gegen die Deutschen in den baltischen Provinzen wandte, vertrat Eckardt ebenso energisch wie geschickt den Standtpunkt, von dem auch die Begründer der baltischen Monatsschrift ausgingen.

Als ich nach Riga kam, hatte Eckardt das Land schon verlassen und war Redakteur der damals von Gustav Freytag herausgegebenen „Grenzboten" geworden.

Ich machte Eckardts Bekanntschaft, als er Riga von Leipzig aus besuchte. Er hatte Georg Berkholz gegenüber den Wunsch ausgesprochen, den Verfasser von „Wilhelm Wolfschild" kennen zu lernen, und Berkholz bat uns beide zu Tisch. Eckardt besuchte mich später, so oft er aus Hamburg, wohin er mittlerweile als Chefredakteur des „Hamburger Correspondenten" übergesiedelt war, nach Leipzig kam, und wir verlebten manches behagliche Plauderstündchen. Wirklich näher traten wir uns aber erst im Mai 1881.

Eckardt war damals wieder einmal in Leipzig und forderte mich auf, mit ihm zusammen nach Dresden zu fahren und Eduard von Ungern-Sternberg zu besuchen. Ich konnte mich frei machen, und so fuhren wir denn am 13. Mai mit einem Morgenzuge nach Dresden. Wir erfuhren dort, daß Ungern-Sternberg verreist war und wollten nach dem Frühstück nach Leipzig zurück-

kehren; das Wetter war aber wunderschön und Dresden wirkte an diesem herrlichen Tage so reizvoll, daß wir auf der Terrasse dinierten, später im Großen Garten unsern Kaffee nahmen, schließlich irgendwo zu Abend aßen und uns erst um Mitternacht in den Zug setzten. Als wir in Leipzig eintrafen, wollte Eckardt mich, der ich am Roßplatz wohnte, noch nach Hause bringen, aber als wir unser Ziel erreichten, konnten wir uns noch nicht trennen, denn der Mond stand voll am Himmel, und die Nacht war ungewöhnlich warm und wunderbar schön. So gingen wir denn noch eine gute Stunde zwischen dem Hotel de Prusse und der Post auf und ab. Als wir endlich voneinander schieden, hatten wir uns siebzehn Stunden lang unterhalten.

Eckardt war, als er zum Mittagessen zu uns kam, so heiser, daß er kaum reden konnte.

Wovon wir gesprochen hatten? Natürlich nur von der Heimat, ihren Menschen und ihren Schicksalen. Ich entwickelte ihm meine Ideen, für die er schon als Städter gar kein Verständnis hatte, und er suchte mich davon zu überzeugen, daß das Deutschtum der Heimat mit dem Privilegium Siegismundi Augusti, den Versprechungen weiland Kaiser Peters des Großen und den Bestimmungen des Nystädter Friedens stand und fiel. Auf ihn wie auf viele seiner Zeitgenossen hatte die Periode der livländischen Konversionen einen unauslöschlichen Eindruck gemacht und in ihm eine tiefe Abneigung gegen alles russische zurückgelassen. Von einer russischen Kultur wollte er überhaupt nichts wissen.

Aber durch und durch Balte, wie er war, wurde es ihm auch überaus schwer, sich in die reichsdeutsche Art zu finden, die er als kalt und unfreundlich empfand. Vergeblich führte ich ins Feld, daß es sich hier doch nur um Stammesverschiedenheiten handelte, wie sie sich in demselben Grade zwischen Bayern und Niedersachsen geltend machten. Er wollte das nicht zugeben. „Könnten Sie sich", rief er endlich aus, „entschließen, von einem Reichsdeutschen Geld zu leihen?" Als ich erwiderte, daß ich mich zwar in einer Notlage auch am liebsten an einen Landsmann wenden würde, daß aber doch wohl ein Schwabe in solchem

Fall auch lieber die Hilfe eines Stammesgenossen als etwa eines Ostpreußen in Anspruch nehmen würde, mußte er das zwar zugeben, meinte aber doch, meine Einwendung sei nicht ganz zutreffend.

Und für ihn galt das wohl auch.

Zur Erinnerung an den Dresdner Tag schickte er mir Herzens Selbstbiographie: Biloje i Dumy, mit den Schlußworten des Herzenschen Romans „Die Pflicht über Alles" als Widmung. Sie lauten: „Und so begab sich der Erbe von Stepan Stepanowitsch aus dem Gouvernement Moskau in ein Land, das er nicht kannte, um eine Religion zu verkünden, an die er nicht glaubte und starb wahrscheinlich am Gelben Fieber".

Eckardt war überhaupt, — wenigstens im Kreise von Landsleuten, und nur unter solchen bin ich ihm begegnet — der mitteilsamste Mensch, den ich gekannt habe. Er war unermüdlich, aus dem unerschöpflichen Schatz seiner baltischen Erinnerungen zu erzählen, und er erzählte vorzüglich. Wir sahen uns auch in den Jahren, in denen er in Tunis und dann in Stockholm lebte von Zeit zu Zeit immer wieder. Eckardt besaß in Timmendorf an der Neustädter Bucht ein kleines Landhaus, von dem aus er, wie er sagte, gern auf unsere liebe Ostsee blickte, „Das Land der Balten mit der Seele suchend," und wir wohnten im Sommer auch gern in Scharbeutz oder Haffkrug. Als Eckardt dann als Generalkonsul in Basel lebte, konnte ich, der ich alljährlich im ersten Frühling in die Schweiz reiste, ihn dort oft besuchen. Er bewohnte in Basel ein kleines, außerhalb der Stadt liegendes Châlet, und ich habe in diesem schöne Stunden verlebt. Ich traf dort mehrfach außer Eckardt selbst und seiner klugen, sehr temperamentvollen Frau auch seine Tochter, Frau Tayllerach, eine geistvolle junge Dame, die die geistigen Bewegungen innerhalb des Islam zum Gegenstand ihrer Studien gemacht hatte und Ernst von der Brüggen. Ein mehrere Jahre lang von Eckardt und mir geplanter Ausflug in die Vogesen scheiterte leider immer wieder an der Ungunst der Witterung.

Kam Eckardt nach Berlin, so suchte er mich oft auf, mitunter

zu ungewöhnlichen Stunden, z. B. um 10 Uhr abends. Er vertiefte sich dann gern mit meiner Frau in Erinnerungen an das alte Riga, und sie stellten gemeinsam fest, was Tante Lisas Mutter für eine „Geborne" gewesen war, oder wo Tante Alidens Vater sein „Höfchen" gehabt hatte. Die Freude, die Eckardt an diesen Ermittlungen hatte, teilte sich auch mir mit, der ich auf diesem Gebiet nur für Kurland Spezialist war.

Ich habe Eckardt zum letzten Mal gesehen, als ein Kreis seiner Freunde ihm aus Anlaß seines siebenzigsten Geburtstages in Berlin ein Diner gab. Er war alt geworden und machte auf mich den Eindruck, von dem langen, arbeitsvollen Lebenswege ermüdet zu sein. Er lebte zuletzt in Weimar, und ich nahm mir immer wieder vor, ihn dort zu besuchen, aber ich war selbst ein kranker Mann geworden, und so kam es leider nicht zu diesem Besuch.

Ich habe es Eckardt immer sehr hoch angerechnet, daß er mir seine Freundschaft schenkte und erhielt, obgleich wir in den meisten politischen Fragen, auch wo es sich nicht um die Heimat sondern um Deutschland handelte, ganz verschiedener Meinung waren. Für das Empfinden der Deutschen im Reich hatte Eckardt bis zuletzt kein rechtes Verständnis, was ihn zum teil zu seltsamen politischen Meinungen und Urteilen führte. Auch konnte ich mich, so sehr ich mich an seinen Arbeiten, soweit sie Livland zum Vorwurf hatten, erfreute, mit denen, die von Rußland handelten und die meist anonym erschienen, gar nicht befreunden. Meines Erachtens waren z. B. die „Bilder aus der Petersburger Gesellschaft" nicht viel mehr als Niederschlag der Urteile, die in den Kreisen der Hofärzte, Hofkammerfrauen und Hauslehrer in großen russischen Häusern umliefen. Was aber von diesem Gerede zu halten war, davon hatte ich in Petersburg Gelegenheit gehabt, mich zu überzeugen.

Julius Eckardt war von mittlerer Größe, schlank gebaut und hatte etwas Graziöses in seinen Bewegungen. Er hatte schöne blaue Augen und ein anmutiges Lächeln. Seine Manieren waren die der großen Welt in mehr französischer als deutscher Färbung, wie er denn auch eine ausgesprochene Vorliebe für

die Franzosen hatte. Für die materiellen Freuden des Lebens hatte Eckardt so gut wie gar kein Verständnis, er war in dieser Beziehung ganz bedürfnislos.

Die große Zeit der Rigaer Geselligkeit, die Zeit, in der ein Kreis junger an das eben erst eröffnete Polytechnikum berufener Professoren sich lebhaft an ihr beteiligte, war, als ich nach Riga kam, schon vorüber, und es wurde nur noch viel erzählt von den geistvollen Vorträgen, die damals gehalten wurden und von Bällen, auf denen sich die Fremden mit den Einheimischen zu frohen Festen zusammenfanden. Das geistige Leben war aber immerhin ein sehr reges, und es bekam dadurch einen besonderen, intimen Reiz, daß sich alle Gebildeten an den künstlerischen Genüssen, die dargeboten wurden, gemeinsam beteiligten. Trat ein berühmter Gast im Theater auf, fesselte ein Vortragskünstler, entzückte ein Virtuose, so hatte jedermann ihn gehört, wurde er für die nächste Zeit unwillkürlich der Mittelpunkt der Unterhaltung, was diese aus der Sphäre des Alltäglichen heraushob.

Einen großen Eindruck empfingen wir von Jordans Nibelungen. Heute liest sie wohl noch kaum jemand, und wer sie liest, mag enttäuscht werden, aber von dem Verfasser selbst vorgetragen, wirkten sie hinreißend. Man verstand nun erst, welche Wucht der Stabreim, wenn er gesprochen wird, haben kann. Auch der blinde Türschmann machte großen Eindruck, wenn er Trauerspiele von Sophokles frei aus dem Gedächtnis rezitierte. Hörte man den Einen oder den Anderen, dann schwanden dem Zuhörer wohl die Begriffe von Zeit und Raum, er fühlte sich dem Saal und den Menschen, die ihn mit ihm füllten, entrückt und vernahm nur hohe Worte, die von ungeheuren Schicksalen Kunde gaben.

Ich heiratete im August 1874, und es fügte sich so, daß auch Baum bald darauf den eigenen Hausstand gründete. Friesendorff hatte das schon vorher getan, und ein viertes junges Paar, in dem die junge Frau eine Freundin meiner Frau war, Dr Paul Hampeln und Gattin vervollständigten einen intimen Kreis junger Paare, die sich auf Leseabenden regelmäßig zusammenfanden. Wir waren ein klassischer Philologe, ein Jurist, ein Mediziner

und ich, es fehlte also nicht an Vielseitigkeit der Interessen, und da auch unsere Damen vorzüglich miteinander harmonierten, so war unsere Geselligkeit eine sehr angeregte und muntere.

Der Roman „Allein und frei" war unterdessen beendet worden, und es trat die große Lücke in meinem Leben ein, die der Abschluß eines solchen Buches zur Folge hat. Nun, da diese mein vollstes Interesse in Anspruch nehmende Arbeit ausschied, erwachte in mir mehr und mehr die Erkenntnis, wie unbefriedigend meine journalistische Tätigkeit im Grunde doch war. Ich schrak auch davor zurück, mich in die nationalen Kämpfe, die sich mehr und mehr ankündigten, verwickelt zu sehen. Wer in solchen nicht Partei ergreifen kann oder will, gerät notwendig in die unerfreulichste Lage. So entstand in mir der Wunsch, mir in Deutschland einen Wirkungskreis zu suchen, in dem ich mich erfolgreicher als bisher betätigen konnte.

Mein Roman erschien im Sommer 1875, und die Aufnahme. die er fand, war in der Heimat sehr viel unfreundlicher, als die, welche „Wilhelm Wolfschild" zu Teil geworden war. Die Schonzeit, die man dem Anfänger bewilligt hatte, war vorüber, und man kehrte sich gegen mich mit der Schärfe, die der Prophet in seinem Vaterlande zu erwarten hat. Ich hatte das schon vorausgesehen, aber eine Operation tut leider deshalb nicht weniger weh, weil man schon vorher weiß, daß sie eine schmerzhafte sein wird.

Als der Roman erschien, befanden meine Frau und ich uns auf einer Reise, die uns nach Wien, in das Salzkammergut und nach Reichenhall führte. Auf der Rückreise berührten wir auch Leipzig und tranken an einem schönen Nachmittag im Bonorandschen Garten Kaffee. Wir sprachen davon, daß wir wohl einmal nach Leipzig übersiedeln könnten, aber eben nur wie von einer fernen Möglichkeit, ohne zu ahnen, wie bald sie sich verwirklichen sollte.

Wir waren erst seit ein Paar Tagen wieder in Riga, und die Überzüge waren noch nicht von den Polstermöbeln entfernt, als der mir befreundete Buchhändler Heinrich Brutzer mich aufsuchte und mir mitteilte, der Chefredakteur des „Daheim", Dr. Robert

Koenig sei in Riga und habe Brutzer, an den er durch Georg Ebers empfohlen war, gebeten, ihn mit mir bekannt zu machen. Ich lud Koenig zu Tisch und erfuhr, daß die Verleger des „Daheim", die Herren Velhagen und Klasing durch meine Romane auf mich aufmerksam geworden waren und Koenig zu mir geschickt hatten, um mich für das „Daheim" zu gewinnen.

Mein Wunsch hatte sich ungeahnt schnell und auf eine unerwartete Weise erfüllt. Da galt es denn zuzugreifen. Ich reiste nach Leipzig, lernte Personen und Verhältnisse kennen und kehrte mit dem Vertrag in der Tasche nach Riga zurück. Aber es war mir doch nicht leicht geworden, ihn zu schließen. Ich lebte in Riga in den glücklichsten Verhältnissen und ich, der ich ja in Deutschland schöne Jugendjahre verlebt hatte, wußte, wie schwer es schließlich doch jedem Balten wird, sich dort ganz einzuleben. Und ich ahnte nicht einmal, daß das Deutschland nach 1870, in das ich nun kommen sollte, ein ganz anderes geworden war, als das Deutschland, das ich kannte und liebte, und das ich erst 1866 verlassen hatte.

Ehe wir von Riga schieden, traf mich noch ein großer Schmerz. Kersting begann im Sommer 1874 an einer Heiserkeit zu leiden, die uns eine sich stets steigernde Besorgnis einflößte. Die Ärzte wurden aus der Natur seiner Krankheit nicht recht klug und schickten ihn für den Winter nach San Remo, aber er kam von dort leidender zurück, als er hingegangen war und ahnte, daß er nicht wieder genesen würde. Trotzdem verließ ihn sein Humor nicht. Er hatte sich, ehe er aufbrach, ein Formular eingerichtet mit Rubriken wie: Ort der Konsultation, Name des Arztes, die Krankheiten, die etwa die Ursache seines Leidens sein konnten. Das füllte er nun zunächst durch die Urteile der vier Ärzte aus, die ihn in der Heimat behandelten und ergänzte es dann durch die Meinungen der Autoritäten, die er in Deutschland und Österreich aufgesucht hatte. Das Resultat war ebenso wunderlich, wie der Fortschritt von Kerstings Leiden furchtbar. Er trug es bis zuletzt mit bewunderungswürdiger Fassung, so schwer es ihm auch wurde, aus einem Leben zu scheiden, dessen Schönheit niemand so genoß wie er und sich so früh von der heißgeliebten Frau,

der Mutter und den noch kleinen Kindern zu trennen. Am 7. Dezember 1875 wurde er von unsäglichen Qualen erlöst.

Das Leben hat mir manche schwere Stunde gebracht, aber zu den allerschwersten gehörte die, in der wir den Mann begruben, der mir das Beste geboten hatte, was ein Mensch dem andern geben kann: die Möglichkeit, ihn rückhaltlos bewundern und verehren zu können.

Im Januar 1876 verließ ich Riga, das mir in kurzer Zeit zu einer zweiten Vaterstadt geworden war und dem ich nach jeder Richtung reichen Gewinn für meine innere Entwicklung verdankte.

Gedichte

Von

Alexander Freiherr **von Mengden**-Golgowskoje i. Livl.

Wildflössung.

Ich sah die braunen Hölzer treiben
Den Strom hinab in freier Fahrt
Durch Wassersturz und Wogenstäuben, —
Und jedes kommt in eigner Art.

Da nahn auf blankem Kamm der Welle
Die ersten in bedächtgem Lauf,
Nicht Uferbank, nicht Steingerölle,
Nicht Strudel hält die Schwimmer auf.

Doch eine Strömung faßt die andern
Und wirft sie achtlos an den Strand, —
Da ist's vorüber mit dem Wandern
Und ruhmlos ruhn sie auf dem Sand.

Und wieder sah ich dritte ringen
Voll zähen Drangs im Wirbelsprühn:
Hier wird's ein plötzliches Gelingen,
Dort aber bleibt's vergeblich Mühn . . . .

Mich faßt's wie heimliche Bedrückung,
Wenn ich am Ufer sinnend steh:
Ist's nicht der armen Menschheit Schickung,
Die ich im Strome treiben seh?

Der wird ein Sieger, der verblutet,
Der fehlt, und der erreicht sein Ziel, —
Doch um sie alle rauscht und flutet
Des Unbekannten Wellenspiel.

Der alte Stamm.

(Auf der Treibjagd.)

Von meinem Stande
Seh ich ihn weit,
Am Meeresrande
So stolz und breit.
Vor Altersbürde
Der Runzeln voll,
Doch Königswürde
In jedem Zoll.
Herüber tönet
Der Klappern Gruß;
Es bricht und dröhnet
Und jetzt — ein Schuß!
Es naht und lauschet,
Es harrt und schweigt, —
Er aber rauschet,
Das Haupt geneigt.
Aus jungem Triebe
So stolz und alt,
Wie unsre Liebe
Zu Jagd und Wald!

Kalter Aprilabend.

Leberblümchen stehn an kahlem Hang,
Erste Veilchen frösteln an den Wegen,
Murmelnd schwillt im Tale Wogendrang,
Aber still noch ist's in den Gehegen.
Nebel flattern um des Winters Grab;
Drüben, ferne, ferne nimmt der bleiche
Müde Tag die frostge Krone ab,
Daß er einem schöneren sie reiche.

Frühling in Livland.

Hochwasserfluten, Märzenschnee . .
Im Eis noch halb erstarrt der See.

Doch Dünawärts mit lautem Troß
In Wirbelflut ein erstes Floß.

Und fern aus blauer Wälder Bahn
Der Brautgesang vom Auerhahn.

Rinnsal im Wege . . Perlend Naß . .
Hier unterm Stein das erste Gras.

Ein Kätzchen an der Weide dort . . .
Frühling in Livland . . Holdes Wort!

Befreiung.

Was will das Leben denn besagen,
Was soll sein kärglicher Genuß,
Wenn wir bewußt nicht Höhres tragen
In seiner Tage schnellen Fluß?

Wenn uns ein milder Stern nicht leitet,
Nicht eine Flamme in uns loht, —
Die ihren goldnen Mantel breitet
Versöhnend über alle Not? —

Die, will sich unser Blick umfloren,
In öder Alltagslast erstarrt,
Voran uns strahlt zu jenen Toren,
Wo immerdar Erlösung harrt?

TRÜ Raamatukogu



Bilder aus Goldingens Vergangenheit.

Von
Mia Wróblewska-Goldingen.
Zeichnungen von **A. Lutzau.**

I.

Fernher aus einer wilden, wirren Zeit, zu der keine Chronik uns den Schlüssel liefert, klingen Bruchstücke uralter Sagen eines Volkes, das nicht mehr ist . . .

Die Nacht ist finster. Im Süden flammt fernes Wetterleuchten. Gespenstisch fliegt der blutige Schein über den schwarzen Himmel. Träge zieht sich der Fluß in seinem breiten, flachen Bett hin. Der hölzerne Riegel knarrt, ein rotes, trübes Licht schimmert sekundenlang in den rabenschwarzen Burghof.

Durch die Finsternis schreitet nun über die Wälle hinaus ins flache Land der weißbärtige Häuptling der Kuren. Stromauf am Fluß entlang führt ihn sein Weg. Er geht allein und keucht unter der Last, die seinen Rücken krümmt: ein Sack voller Steine hängt über seiner Schulter. Einmal bleibt der Alte stehen und holt tief Atem. Hell flammt der Schein im Süden auf.

„Sie kommen, sie kommen, es eilt!“ murmelt er und stöhnend schleppt er sich weiter. Plötzlich hemmt er den Schritt. Er wirft den Sack zur Erde und hebt die kurzen, sehnigen Arme zum Himmel.

„Komm, Finsterer, der du mir helfen willst im Kampf gegen unsere Feinde, die heimtückischen Letten, — komm, ich beschwöre

dich, und hilf mir, den Fluß aufdämmen, daß sie umkehren müssen, wenn sie nun kommen von Süden her stromab in ihren langen, flachen Booten, um Mord und Brand in unsere Länder zu tragen. Komm, Gewaltiger, Finsterer, den unsere Brüder an den Ufern des Onega anrufen, der du unsre schnellen Schiffe schützest auf wildem Meer, der du uns reiche Beute schenkst, — komm, komm!"

Wieder loht das Wetterleuchten auf. Am steilen Flußufer steht der Alte einsam, verwittert. Das rote Licht fließt um seine knorrige, niedere Gestalt, es beleuchtet sein flaches, stumpfnasiges Gesicht mit den aufgeworfenen Lippen und den wilden, unheimlichen Augen.

Ein Zischen klingt vom Fluß herauf, es windet sich am Gestein empor wie krallenfüßige Schlangen und vor dem Häuptling steht der Finstere im Gewande der Nacht. Mit heiserem Lachen ergreift er den Sack voller Steine, der alte Häuptling wirft sich zur Erde, doch der Finstere bedeutet ihn, eilig ans Werk zu gehn. Sie klimmen den steilen Uferhang hinab und der Häuptling sieht voll freudigen Grauens, daß ein Haufe gewaltiger Felsblöcke schon bereit liegt. Der Finstere bückt sich, spielend hebt er einen Riesenblock empor. Da fährt ein Blitz in wildem Zick-Zack vor ihm in den Fluß und krachend rollt der Donner, das Echo an den steilen Ufern weckend.

„Perkohn, Perkohn", stöhnt der Häuptling, „ihr Gott eilt ihnen zu Hilfe."

Von der Biegung des Flusses tönt langgezogenes Singen.

„Hilf, Finsterer", schreit der Häuptling in jäher Angst. Da reckt sich der Finstere und wächst grauenhaft zum Titanen.

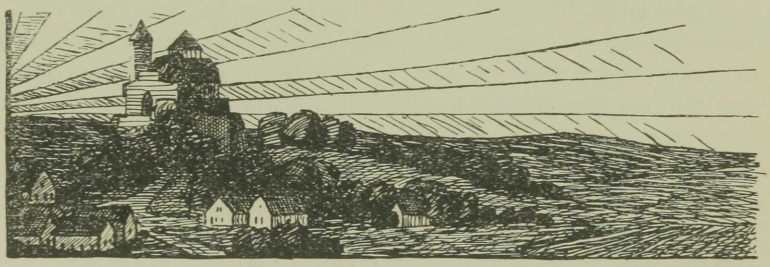
„Und wenn euch die Letten auch verdrängen, wenn auch nach tausend Jahren kein Nachkomme eures Stammes diese Erde ackern wird, — zu ewigem Gedenken an das wilde, seefahrende Volk der Kuren, dem das Meer und die Flußläufe gehorchten, — werfe ich ein Hindernis in die Wente, nie soll eines Menschen Boot über diese Stelle fahren", — umloht vom roten Licht der Blitze schüttelt sich der Schirmherr der wilden, todgeweihten Kuren, sein Lachen mischt sich mit dem Donner und krachend wirft er die Felsblöcke in den Fluß, Stein um Stein, von einem Ufer zum andern in langer Kette. Tief graben sich die Blöcke mit

der spitzen Seite ins Flußbett, brausend und ziſchend ſchießt das eben noch friedlich ſtrömende Waſſer über ſie hin und fällt in ſchaumigem Bogen von den Steinen herab. Zum letzten Wurfe holt der Finſtere aus und ſchleudert eine Hand voll kleinerer Steine ſtromauf den Booten der Letten entgegen, dann wirft er ſich in die gurgelnden Fluten des Waſſerfalls. Über ihm rauſchen hohl und dumpf die wilden Waſſer.

Der Donner verſtummt. Fern verhallen die Klagerufe der Letten, deren viele unter den Steinen erſchlagen im Flußbett liegen. Quirlend, raunend ſpielt das Waſſer über den Stromſchnellen, die der letzte Wurf des Finſteren jenſeits der Flußkrümmung gebildet hat.

Am felſigen Ufer, hart am Waſſerfall kauert eine Geſtalt, die einem verwitterten Steine gleicht, ... der Finſtere hat die Seele des alten Kurenhäuptlings mit ſich genommen in die rauſchenden Waſſer des Falls.

II.



Im erſten, farbloſen Dämmern des anbrechenden Märztages wandern zwei Kinder am Fluß entlang.

„Wie der Schlaf mir in den Gliedern liegt", klagt das Mädchen.

„Warte nur," tröſtet der Bruder, „wenn die Sonne aus dem Walde ſpringen wird, wirſt du nicht mehr an Schlafen denken."

Vom dämmerigen Himmel heben ſich ſcharf die wuchtigen Umriſſe einer Burg ab, die ſtreng vom hohen Ufer hinabblickt ins Land. Durch die nächtliche Stille hört man den Waſſerfall rauſchen, aus der Burg ſchallt Geſang, feierlich, erdrückend ernſt tönt er herüber zu den Kindern.

„Der Vater sagt", flüstert das Mädchen, „es ist doch alles erlogen, was die Ordensherrn lehren von Christus!"

Der Knabe zuckt die Achseln. „Als der Bruder Bonifacius mich pflegte während der großen Krankheit, gefielen mir die Geschichten, die er erzählte, aber seit er mir sagte, daß es unsere Götter gar nicht gibt, da muß ich immer denken: wenn unsere Götter nicht sind, dann ist auch Jesus Christus und die heilige Jungfrau nicht."

Die Kinder stehen still im Schatten der Burg. Aus den hohen Fenstern der Schloßkapelle strömt blendendes Licht: hundert Kerzen flammen um den aufgebahrten Leib des Heilands. Mächtiger braust der Gesang an die Ohren der Kinder.

Rosenrot färbt sich der östliche Himmel. Lichtfunken erscheinen an den Turmzacken der Burg. Das Mädchen erschauert. Mit weiten Augen schaut sie bald das Tor zur Kapelle, bald den erglühenden Himmel an. „Ob die Sonne wirklich springen wird, heut' am Ostermorgen?" Viel Volk drängt sich im Burghof, ein Raunen wogt durch die Menge. Der Gesang nähert sich dem Tor, die Flügel springen auf, das Licht der Kerzen erscheint trübe gegen die goldige Lichtfülle, die schon die Türme umfließt. Hoch wehen die goldgestickten Kirchenbanner, voran flattert eine mächtige purpurne Fahne, auf der ein weißes Lämmlein gestickt ist. Nun schwebt die Bahre mit dem Leichnam des Gekreuzigten dem erwachenden Tage entgegen. Die weißen Mäntel der Ordensritter flattern im Morgenwinde, immer neue Scharen strömen aus der Kapelle. Banner und geweihte Kerzen, Kruzifixe und die Perlen des Rosenkranzes in den Händen, so schreiten sie durch das gewölbte Tor in den Burghof. Weihrauchwolken wallen in blauen Ringen über ihren Häuptern, die Fahnen rauschen, unter den weißen Ordensmänteln klirren die Rüstungen, mahnend, daß ihre Träger nicht nur fromme Mönche sind. Brausend klingt in die Morgenstille der Hymnus:

Qui crucifixus erat,
Deus ecce per omnia regnat.

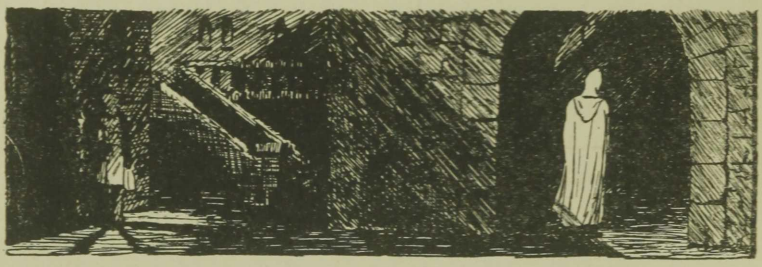
Da sinkt die Menge rundum in die Kniee. Auch die beiden Kinder liegen mit gesenkten Häuptern an der Erde, erfüllt von ehrfürchtigen Schauern.

Und während die Prozession langsam um die Burg schreitet, steigt über dem Walde still und golden in ihrer ewig gleichen Bahn die Sonne empor.

Aus der Tiefe rauscht der Wasserfall klagend, als riefe aus ihm die Seele des alten Kurenhäuptlings.

Aber mächtiger braust das Auferstehungslied der Ordensbrüder in den jungen Tag.

III.



Der Novemberwind heult im Schornstein des kleinen Pförtnerhäuschens in der Ringmauer. Der Pförtner sitzt mit Weib und Kindern beim trüben Lämpchen. Der graue Alte raucht sein Pfeifchen, die Mutter und die Töchter spinnen, die Buben schnitzen hölzerne Löffel und in der Ofenröhre prasseln die Bratäpfel.

„Jetzt seid alle still! Kathrine soll erzählen von der Versammlung der Lutherischen."

„Der Herr Hauskomthur sagt, es sind Ketzer", ruft der älteste Bub.

„Die Zeit wird lehren, wer Recht hat, Herr Christoph von der Leye oder der Prädikant."

„Der Prädikant ist kein Ketzer", ruft Kathrin' mit leuchtenden Augen, „er ist auch kein Heiliger, aber ein Mensch wie wir alle, nur hundertmal klüger und besser."

„Waren viele Leut' auf der Versammlung?" fragt der Alte.

„Viele, Vater, sehr viele, auch solche, von denen man hätte meinen sollen, sie würden die Predigt des fremden Lutherischen nicht hören wollen. Die Freiin von Boningen ist auch da ge-

wesen und viele Herren vom Adel, nicht zu reden von den Bürgern und Kaufherren aus der Stadt."

„Und hast Du verstehen können, was er geredet hat?"

„Alles, Vater! Das ist es ja gerade. Wenn ich zur Messe gehe, da verstehe ich kein Wort, und den Ordensbrüdern sieht man es an, daß sie an andere Dinge denken."

„Still! Das darfst du nicht sagen, es sind auch fromme Herren darunter und ich steh in des Komthurs Diensten."

„Ich will nichts gegen den Orden sagen, Vater, wie sollte ich mich dessen unterstehen? Aber schöner ist's in der Predigt beim Prädikanten. Er hat gesprochen von der Hochzeit zu Kana und daß die Menschen Freude haben sollen am Leben, der Heiland will uns froh sehen, er selbst hat das Fest mit ihnen gefeiert und ihnen Freudenwein beschecret. Und zum Schluß sprach er vom heiligen Ehestand, denk Mutter, — der Prädikant hat eine junge Frau daheim in Deutschland."

„Wie sündhaft", ruft die Alte und bekreuzigt sich, „jetzt sehe ich wohl, daß der Herr Hauskomthur recht hat, die Lutherischen sind Ketzer."

Kathrin's Wangen erglühen. „Mutter, es ist doch keine Sünde, ein Eheweib zu haben".

„Für einen Priester ist es Sünde, sieh, die Ordensherren" —

Die zürnende Stimme der Mutter wird unterbrochen; am Burgtor vernimmt man ein leises Klopfen. Der älteste Bub springt hurtig auf, doch der Vater wehrt ihm.

„Laß, ich will selbst hinaus!"

Er nimmt das Laternchen vom Wandbord und tritt in das Schneetreiben hinaus. „Ich weiß wohl", murmelt er, „wer da Einlaß begehrt zu so später Stunde. Der Jürgen hat es nicht sehen sollen".

Das Tor knarrt, mächtige Schneewehen blasen in den Burghof. Eine weiße, schlanke Männergestalt gleitet lautlos am Pförtner vorbei. Der Eintretende streift den schweren Torflügel, da fällt der Schnee vom Mantel und das schwarze Kreuz schaut dunkel vom Ärmel des jungen Ordensherrn. Während der Pförtner das Tor schließt, tritt der Ordensbruder unter das schützende

Dach des Pförtnerhäuschens. Dann tritt der Alte zu ihm und das matte Licht der Laterne fällt auf des Ritters farbloses Gesicht mit den scharfen Zügen. Ein heißer, unruhiger Glanz liegt in seinen Augen. Er schlägt den beschneiten Mantel zurück, ein feiner, süßer Duft strömt zum Pförtner herüber bei dieser Bewegung. Die scharfen Augen des Alten erspähen am Wams des Ritters ein goldig-glitzerndes langes Haar.

Der Ordensherr drückt ihm eine Silbermünze in die Hand, dann schlägt er fröstelnd den Mantel fester um die Schultern und schreitet langsam über den Burghof. Der Alte blickt ihm nach: mit müden, widerstrebenden Schritten kehrt der Bruder in seine kahle Zelle heim . . . . , er geht unhörbar leise, weiß leuchtet der Mantel durch die Dämmerung, der Schnee stäubt durch die Ritzen des Mauerwerks am Tor, der Sturm rüttelt am Pförtnerhäuschen.

Der Alte seufzt tief auf, er gedenkt des fremden Prädikanten, der ein Ketzer ist, da er ein Weib hat, — und als jetzt die weiße, unheimlich leuchtende Gestalt an der Ecke verschwindet, da schüttelt ihn ein Schauer. Es ist ihm, als sei es das Gespenst des verfallenden Ordens, dem er soeben den Einlaß gewährt hat.

IV.



Wappen der Kettler.

Rund um das Schloß wogt die Menschenmenge, im grellen Sonnenschein leuchten die bunten Festgewänder. Gewaltige Ehrenpforten und Alleen von jungen Birkenstämmchen zieren den Weg von der Burg bis über die herabgelassene Zugbrücke. Fähnlein flattern im Winde, bunte Wimpel und mächtige Blumengewinde zieren die Häuser, die an diesem Wege stehen. Farbige Willkommengrüße sind an die Türen gemalt. An jedem Fenster drängen sich geputzte Bürgerfrauen und -mädchen.

Nun sprengt ein Herold über die Brücke: „Der Herzog kommt, gebt die Nachricht weiter!“

Und alsbald fangen die Glocken an zu läuten, die Stadtzinkenisten blasen aus vollen Backen, von der düstern, alten

Ordensburg donnern Kanonenschüsse, eine Kompagnie Bürger zieht vor dem Herzogspaare her mit fliegenden Standarten. Dann folgt die Ritter- und Landschaft und das Gefolge des Herzogs Magnus von Holstein, der das fürstliche Paar vor der Stadt erwartet hat. Federhüte und Samtgewänder wogen durcheinander. Das Volk sperrt die Augen weit auf. Und dann, dann kommt der herzogliche Hofstaat, voran zwölf Pagen in blauem Atlas und zwölf Trompeter mit schlohweißen Federbüschen. Hinter diesen fährt langsam die herzogliche Karosse, gefolgt von den Wagen mit den Kavalieren und Hoffräulein. Bei diesem Anblick bricht das Volk in laute Jubelrufe aus.

„Heil, Heil unserm Herrn! Herzog Kettler lebe hoch! Hoch unserer jungen Herzogin! Heil Herzog Gotthard!"

Brausend schallen die Rufe und mischen sich mit dem Geläut der Glocken, den Trompetenfanfaren und dem Krachen der Böllerschüsse. Sie verschlingen das dumpfe Rauschen des Wasserfalls in der Tiefe. Weiter wogt der Zug empor zur Burg. Verschwunden ist die mächtige weiße Fahne mit dem schwarzen Kreuz, die drei Jahrhunderte lang vom Turm wehte.

Das Volk drängt jubelnd an die herzogliche Karosse, die Lehnsreiter schaffen mühsam Bahn; aus allen Fenstern wehen Tücher und Fahnen; ein Regen von Blumen senkt sich auf die Straße. Mit schüchternem Lächeln schaut die junge, mecklenburgische Prinzessin das fremde Volk an, das seinem ersten Herzog zujubelt beim Einzug in die einstige Ordensburg.

V.

Das ist ein Maientag voll Sonne und Glanz. Im Schloßgarten blüht der Flieder, die steilen Ufer sind überdeckt von Maiblumen, deren süßer Duft die warme Luft füllt. Und je lauter die Menschenmenge an beiden Ufern schwatzt und lacht, desto jauchzender schmettern in den Büschen am Flußufer die Nachtigallen, desto emsiger summen die fleißigen Bienen in den Blüten. An den Kastanien flammen die Frühlingskerzen, Goldregen und Akazien spinnen goldene Gespinste und von den Kirschbäumen tropft der Blütenschnee.

Die ganze Stadt feiert wie alljährlich im jungen Mai das Aufstellen der Böcke zum Fang der Lachse und Wemgallen am Wasserfall.

„Heb mich in die Höh!" Ein kleiner Bub' zerrt unaufhörlich am Rock der Mutter, bis sie ihn auf den Arm nimmt. „Warum hängen die Männer die großen Körbe zwischen die Stangen?".

Der große Bruder daneben lacht. „Du weißt auch gar nichts. Da springen doch die Lachse und Wemgallen hinein, wenn sie gegen den Strom gezogen kommen und über den Wasserfall springen wollen".

Der Kleine guckt verwundert und ein wenig schüchtern über die vielhundertköpfige Menge dem Hantieren der Männer oberhalb der Rummel zu.

Da geht ein Rufen und Winken durch die Menge: „Der Herzog kommt".

Und als die kraftvolle Rittergestalt aus dem blühenden Schloßgarten hervortritt, da braust der Jubelruf seiner Bürger hundertfach zu Herzog Jakob hinüber. Da steht er nun am Ufer und schaut dem Befestigen der Fangböcke mit Befriedigung zu. Es ist ja seine Erfindung.

„Schau ihn an," spricht mancher Vater zu seinen Kindern, „das ist unser Herzog, der stärkste Ritter, das hat er uns gezeigt im Turnier damals nach seiner Vermählung, da er den Einzug hielt und das Roßballet vorführen ließ. Und er ist uns mehr, denn ein starker Herr, er ist uns Bürgern ein treuer Vater, das erfährt unsere Stadt tagtäglich und dankt es ihm in treuer Liebe." . . .

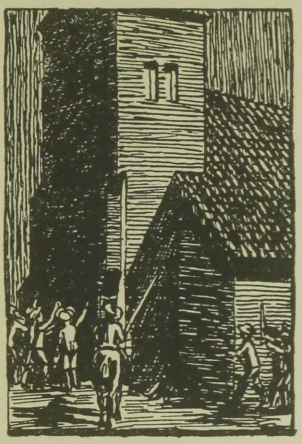
Abends wird die Beute gezählt und geteilt: Es ist ein guter Fang gewesen, achtzig Lachse und Wemgallen werden dem Amt ausgeliefert.

Dann setzen sich die Amtsuntertanen zum Schmause unter freiem Himmel. Vier Tonnen Bier, ein ganzes Rind, ein Pfund spanisches Salz, zwei Külmit Erbsen, zwei Külmit Gerstengrütze und vier Lof Mehl erhalten sie als Belohnung.

Es ist dunkel geworden. Nur ein blaßroter Schein brennt noch im Westen, über dem Schloß aber steigt der Mond auf und streut seine silbernen Netze über die Fangkörbe und die schäumenden Wasser des Falls.

Bis tief in die warme Maiennacht klingt das Singen und Lärmen der Schmausenden und Zechenden zusammen mit dem Nachtigallenschlag und dem dumpfen Murren des Wasserfalls in der Tiefe.

VI.



Fackeln irren durch die Straßen. Heulen und Schreien, wüster Gesang und Schimpfreden gellen durch die Nacht: polnische Flüche und rohes Gelächter Trunkener, Jammern und Klagen in deutscher und schwedischer Sprache. Am jenseitigen Windauufer steht ein mächtiger Feuerschein am Himmel.

Oberst Spens hat kapituliert, die Polen sind wieder die Herren in der Stadt, die seit Jahren zum Kriegsschauplatz geworden ist. Die Komorowskischen Dragoner ziehen raubend durch die Straßen.

„Vorwärts", schreit ein völlig betrunkener, blutjunger Soldat und schwenkt die Branntweinflasche über seinem Kopf, „in die Kirche der lutherischen Hunde, da wird's gute Beute geben."

Ein Spottlied johlend, zieht der Trupp dahin. Still und dunkel liegt die Pfarrkirche da. Axthiebe sprengen die Tür, die Dragoner dringen ein. Der junge Anführer hat die Flasche von neuem geleert, er taumelt und fällt zu Boden, keiner kümmert sich um ihn. Ein Liebeslied in krächzenden Tönen greinend, bleibt er am Pfeiler liegen. Die Übrigen stürzen zum Altar, gierige Hände zerren die goldgestickte Altardecke herab, einer ergreift den silbernen Abendmahlskelch und füllt ihn mit Schnaps, den er unter Gelächter zu trinken beginnt, der Kelch macht die Runde. Als der erste ihn zurückfordert, entsteht Streit, Degen blitzen in der Luft, mit einem Aufschrei schlägt ein Soldat zu Boden, Blut und Branntwein fließen über die Altarstufen. Ein anderer schießt mit der Pistole ins Schnitzwerk des Altars. Einige

haben die Steinplatte abgehoben, welche die Treppe verdeckt, die neben der Kanzel zur herzoglichen Gruft niederführt. Die Fackeln schwingend, steigen vier Dragoner in die Tiefe. Die Gruft ist leer. An den schön gefügten, glatten Steinwänden laufen die roten Lichter unheimlich auf und ab. Seit bald zwei Jahrzehnten sind die Särge nach Mitau übergeführt worden. Nun stehen die drei Kindersärge[1]) neben denen ihrer Eltern und die junge preußische Prinzessin[2]), die das Geschick für ein kurzes Jahr nach Goldingen verschlagen hatte, die liegt nun neben ihrem Gemahl, dem das Leben so gar viel gab und so gar viel nahm, und ihm in gütigem Erbarmen seines einsamen Alters letzten Wunsch erfüllte, also daß sein Staub ruhen darf in der Heimat.

Enttäuscht und schimpfend klettern die Dragoner die Treppe wieder hinauf, dann machen sie sich an das Öffnen der Gewölbe auf der Nordseite des Altars. Es sind das Begräbnis der deutschen Pastoren und des Komthurs Münchhausen Freibegräbnis. Der Fackelschein läßt die Metallbeschläge an den Särgen glänzen. Mit Messern brechen die Trunkenen die Sarggriffe ab. Einer schreit: „Helft mir, den Deckel abheben, die da drin werden Ringe an den verfaulten Fingern haben."

„Laß sie ruhen", murmelt ein zweiter und bekreuzigt sich schnell und scheu. Aber der Erste packt zu, mit einem Ruck hat er den Deckel vom Sarge gerissen, aber schreiend läßt er ihn wieder fallen.

„Er lacht, er lacht", brüllt er, „wie ein Teufel lacht er."

Aus der Kirche klingen gemeine Lieder. Der Feuerschein vom jenseitigen Windauufer leuchtet rot in die Fenster. Ein Soldat ist auf den Turm gestiegen und läutet wie rasend die Kirchenglocken.

Auf den Altarstufen liegt ein Dragoner. Sein Blut hat eine dunkle, klebrige Lache gebildet, neben ihr liegen zerbrochene Branntweinflaschen. Die Lippen des Sterbenden bewegen sich leise. Mit weiten Augen starrt er durch das Fenster in den brennenden Himmel.

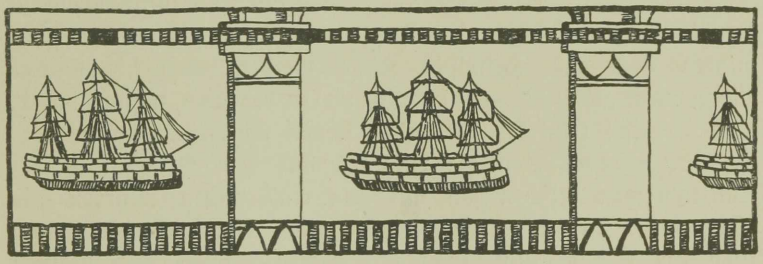
„Tobie poklon daje, o Marya:
Królowa voszystkich królestw ziemskich!"

[1]) Gotthard Kettlers drei Kinder.
[2]) Sophie, Gemahlin Wilhelms.

Die Worte der Litanei entfallen seinem Gedächtnis. „Schütz die Meinen! Verlaß sie nicht! So einsam! Im fremden Land, heilige Jungfrau, — Herrin der Heerscharen.“ .... Einer hat aus der Sakristei einen Talar geholt, den wirft er über die Uniform und beginnt zu tanzen. Die anderen singen dazu. Aus dem Gewölbe tauchen die Fackeln wieder empor, ihr unruhiges Licht tanzt sekundenlang über ein stilles Antlitz am Altar hin. Der Tod hat die Züge des Lasters und der Roheit gemildert. Steif und gerade liegt der Tote, er hat die Hände gefaltet.

Der Feuerschein am Himmel beginnt zu erblassen. Hahnenschrei klingt fernher. Durch die ausgeschlagenen Kirchenfenster weht eisig-kühl die Luft des grauenden Tages.

VII.



Das alte Schloß strahlt im Lichterglanz. Herzog Friedrich Kasimir hält eins seiner glänzenden Hoffeste. Die Geigen klingen und wirbelnd gleiten die Paare im Schiffssaal dahin. Die Wände sind mit kostbaren Seidenstoffen bespannt, der Fußboden spiegelt, im Kronleuchter glitzern die Kerzen. Die seidenen Schleppen der Hoffräulein rascheln, die zierlichen Füßchen im engen Atlasschuh mit hohem Absatz trippeln und schleifen. Die Kavaliere strotzen in reichen Gewändern, überall glänzen die polnischen Schnürröcke. Man tanzt einen Tourentanz mit zierlichen Knixen und Verbeugungen. Der Herzog selbst ordnet die Touren an. Die Kavaliere reichen den Damen Blumenstäuße und die Fräulein dekorieren die Brust des Partners mit großen Flitterorden.

Mit einer Mazurka schließt der Tanz — Sporenklirren und

Stampfen — die Polen sind die Herren im Saal. Der junge Prinz Koniecpolski kniet vor der Herzogin nieder im Tanzen und küßt ihre weiße von Juwelen besetzte Hand, sie nimmt eine Rose von ihrer Brust und heftet sie hinter die Litzen seines Schnürrocks. Die Geigen verstummen, Gelächter und Scherzworte schwirren durch den Saal, von dessen Decke die Schiffe Herzog Jakobs niederblicken zu den sorglos frohen, leichtlebigen Kindern einer neuen Zeit. Die Schiffe alle, „die Prinzessin von Kurland", „der Neid", „König David", „der Neptun", „Jakobus Major", „der Schwan", „die Wissenschaft", „Johannes der Evangelist", „die Ringeltaube", „die drei Heringe" und die „Frömmigkeit", sie erzählen von Kurlands stolzesten Tagen, aber hier ist niemand, der sie beachtet und jener Tage gedenkt. Pagen reichen Erfrischungen umher, ein junger Sänger trägt eine italienische Arie vor.

Viele Paare verlassen den heißen Saal und lustwandeln in den lauschigen Gängen des gepflegten Schloßgartens zwischen bunten Lampen. Heimliche Küsse werden getauscht, feurige Liebesworte geflüstert, — es hat nicht viel zu bedeuten, man lebt rasch. Das Schicksal reißt die Liebenden schnell wieder auseinander.

Und wieder locken die Violinen aus dem Schloß und ihre Tanzrhythmen mischen sich mit dem einförmigen Murren des Wasserfalles in der Tiefe. Der Garten leert sich, die Paare eilen ins Schloß zum Tanz mit heißen Lippen und blanken Augen. Nur hier und da auf einer einsamen Steinbank unter alten Linden sitzen zwei, und heißen Funken gleich fliegt es herüber und hinüber in Worten, Blicken und Küssen.

Am Himmel wandelt der Julimond, groß, gelbgolden und still.

VIII.

Oktoberregen fällt vom Himmel. Grau ist die Welt umsponnen. Letzte Blätter taumeln müde von den Wipfeln der Bäume und sinken in die Lachen trüben Regenwassers, das die verwilderten Gänge des Schloßgartens füllt. Achtzehn Lastwagen halten vor dem Schloß. Die Türen stehen weit offen. Arbeiter tragen große Kisten heraus und laden sie auf die Wagen. Die schmutzigen Stiefel hinterlassen Spuren auf dem eingelegten Fuß-

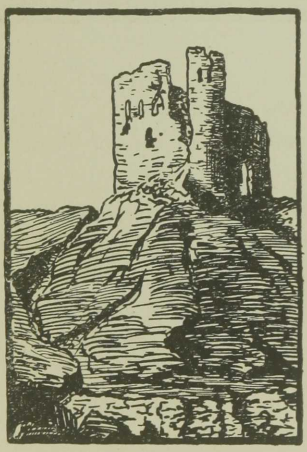
boden des Flurs. Kahl ſtarren die Wände des Schiffsſaals. Die koſtbaren Seidenſtoffe und Draperien, Teppiche und Pretioſen, alles iſt in die großen Kiſten gepackt worden.

Ein Arbeiter ſagt laut und höhniſch in lettiſcher Sprache: „Die Luſt zu Tanz und Spiel iſt den Herren vergangen, jetzt werden bald die Fledermäuſe und Eulen hier tanzen. Wohin ſollen denn alle die Sachen kommen?“

„Nach Memel“, erwidert ein Anderer, „dort ſoll alles verwahrt werden, bis die Schweden und Ruſſen ihren Zank geendet haben. Gott weiß, ob die Sachen je wieder zurückkommen. Du haſt Recht, das Schloß wird verfallen, keiner hält es mehr in Stand.“

Die letzten in Stroh und Matten gewickelten Möbel ſind aufgeladen worden, die Wagen ſetzen ſich in Bewegung. Die Räder knarren, der Regen fließt gleichmäßig herab, langſam entfernt ſich der trübſelige Zug. Der alte Schloßwachtmeiſter ſteht im Regen vor dem Portal und blickt mit müden Augen der entſchwindenden Pracht aus der herzoglichen Zeit nach.

IX.

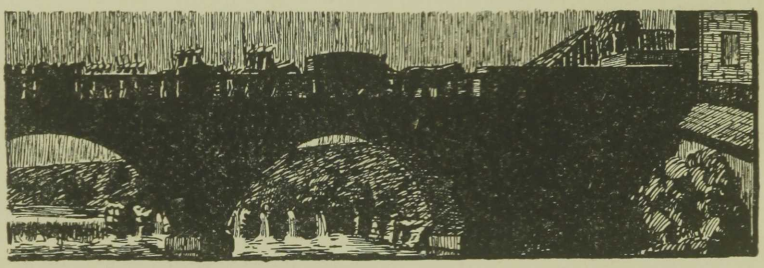


Der junge Frühling geht durchs Land. Wieder haben die Kaſtanienbäume vor der Katharinenkirche ihre weißroſigen Blütenkerzen aufgeſteckt. Im verwilderten Schloßgarten ſummen die Bienen in den weißen und lila Blütenbüſcheln des Flieders. Kirſchbäume drängen ihre weiß beladenen Zweige über die halb verfallene Mauer. Tiefe Stille! Nur der Waſſerfall ſingt ſein Lied wie vor tauſend Jahren. Über all dem jungen Grün und den Blüten ſteht einſam und finſter die ſchwarze Burgruine gegen den blauen Maienhimmel. Zu ihren Füßen liegt der verwilderte Garten, jenſeits desſelben erſtreckt ſich das Städtchen. Im Sonnenſchein leuchten die roten Dächer.

Friedlich und still spielt sich das Leben ab in den kleinen Häusern, deren Bewohner kaum etwas wissen von der Vergangenheit ihres Heimatortes. Wenn sie zur Ruine kommen, dann geschieht es nur, um die loseren Mauerteile abzubröckeln und die Steine zum Bau neuer Häuschen hinabzuschleppen in die Stadt. Die alte Ordensburg kann sich nicht wehren, — nur finster wie ein Schatten der größeren Vergangenheit blickt sie die kleinen Menschlein der Gegenwart an.

Nichts vergehet spurlos, alles aber wechselt . . . . . .

X.



Der Wasserfall glänzt im Mondlicht gleich geschmolzenem Silber. Warm und hell ist die nordische Sommernacht. Vom Kirchturm läuten die Glocken, ob es gleich nah ist an der Mitternachtsstunde. Schwer und drohend geht der Schall über die mondbeglänzten Dächer. Eine gewaltige Menschenmenge wogt Kopf an Kopf auf der steinernen Windaubrücke, und die Hunderte flüstern von dem jungen Polizeibeamten, den Mörderhand aus seinem starken, jungen Leben gerissen hat dort im Norden des Landes in den großen, dunkeln Wäldern. Es ist die erste Welle, welche die hereinbrechende Flut an das stille Ufer der kleinen, abgelegenen Stadt wirft, das fühlen sie alle, die einen, die ihn gekannt und geliebt haben, als er noch mit der blauen Schülermütze in sorglos frohen Jünglingsjahren durch die alten Straßen der Heimatstadt ging und der heute als stiller Mann heimkehrt zur letzten Ruhe, — und die anderen, die mit finster

drohenden oder triumphierenden Gesichtern dem dunklen Zuge entgegenstarren, der sich jetzt der Stadt nähert. Auf dem mondhellen weißen Wege ziehen groß und langsam die schwarzen Schatten der Dragoner mit, die neben dem Wagen mit dem Sarge reiten. Das Mondlicht blinkt in den Gewehrläufen und zittert in den Blättern der welkenden Birken, mit denen der Wagen geschmückt ist. Ein blasser Strahl gleitet zwischen den Birkenzweigen herab und ruht in sanftem Glanz auf dem Säbel des Toten, der an den Sargdeckel genagelt ist, — aber über dem Sarge rauscht es wie schwere schwarze Flügel, die sich erdrückend niedersenken auf das Land, und die Totenglocken werden in der nächtlichen Stille zu Sturmglocken, die weckend in das friedliche Traumleben der kleinen Stadt hineinrufen.

Ein Klingen und Singen klagt aus dem silbernen Wasser, das über die Steine fällt, rastlos in gleichem Schäumen von Stunde zu Stunde. Wer Ohren hat, zu hören, der hört, was der Häuptling der untergegangenen Kuren, welcher den Finsteren anrief in seiner Not, — denen zu sagen hat, die in gleicher Gefahr den nahenden Feinden einen Damm entgegenstellen müssen, wenn sie nicht untergehen wollen wie jenes wilde Volk einer sagenhaften Zeit. — — — — — — — — — — —

Helene von Engelhardt-Pabst.

Ein Erinnerungsblatt

Von

Lucie Freifrau Staël von Holstein-Kabbina.

Als die Heimatstimmen zum ersten Mal zu uns redeten, gaben Helene von Engelhardts sinnige Verse ihnen das Geleit, und ihr Bildnis schmückte die erste Buchseite. Und wahrlich, dieser Ehrenplatz gebührte unserer Dichterin, ist sie doch nimmer müde geworden ihrer heißgeliebten Heimat Eigenart und Schönheit in warmen vollen Herzenstönen zu besingen und in Schicksalsstürmen und Wetter die Fahne unserer Ideale hochzuhalten. Jahrelang in fernen Landen weilend, ist sie der alten Heimat treues Kind geblieben:

Denn wie die Zeiten wallen
Und wie die Lose fallen
Die eine Kraft hält jedem Wechsel stand:
Das Baltenherz hängt treu am Heimatland

singt sie in ihrem schwungvollen Heimatliede.

Am 2. November 1850 zu Wileiki in Litauen geboren, kam sie mit fünf Jahren auf das von ihrem Vater gekaufte Rittergut Lautzen im kurischen Oberlande. Hier verbrachte sie eine glückliche Kindheit. Unter den poetischen Einflüssen einer wald- und seenreichen, im Bannkreise uralter Sagen und Märchen ruhenden Natur regte sich schon früh in ihr ein mächtiger dichterischer Gestaltungstrieb. Anfänglich unbewußt, denn sie ahnte es nicht, daß sie die Verse, die ihr „einfielen", selbst schuf.

Nachdem sie mit sechzehn Jahren eine Mitauer Erziehungsanstalt absolviert hatte, suchte sie in der geliebten ländlichen Ab-

geschiedenheit mit Feuereifer ihr Wissen zu bereichern und ihr Können zu üben. Ihr hochgebildeter Vater unterstützte sie dabei. Sie studierte fleißig Gottschall's Poetik, die alten Lateiner und übersetzte aus dem Russischen, Englischen und Französischen. Aber erst ein Aufenthalt der Familie in Stuttgart 1869, woselbst sie vorzüglichen Unterricht in verschiedenen Fächern genoß und mit bedeutenden literarischen Persönlichkeiten in Berührung kam, brachte ihre Gaben in rechten Fluß.

Ihr erster Gedichtband: „Morgenrot" erschien daselbst und trug ihr das anspornende Lob W. Menzels, Bodenstedts, Freiligraths und anderer Dichter ein; ersterer prophezeite ihr, sie werde auf epischem Gebiete Gewaltiges leisten, und er hat sich wahrlich nicht getäuscht.

Eine schweizer Reise bildete den Abschluß dieses anregenden Jahres. Engelhardts zogen zur Erziehung ihrer Kinder nach Riga, wo die damals noch ganz deutschen Schulen einen ausgezeichneten Ruf genossen. Hier verlebten sie zunächst eine schwere Zeit: mehrere Familienglieder erkrankten an der Diphtheritis und eine dreizehnjährige Tochter erlag der mörderischen Krankheit. Helene blieb verschont, aber der Schmerz um die heißgeliebte Schwester warf sie körperlich und seelisch danieder und sie gewann erst wieder Freude am Dasein und Schaffen, als ein Neues in ihr Leben trat. Ihr Vater ließ ihr zur Ausbildung ihres ungewöhnlichen musikalischen Talentes Unterricht von einem jungen Künstler erteilen. Louis Pabst, der in seiner deutschen Heimat als Pianist und Komponist bereits rühmlich bekannt war, hatte sich als Lehrer und später als Leiter einer eigenen Anstalt in Riga niedergelassen. Es währte nicht lange, so hatte die Kunst zwei Herzen verbunden und 1876 wurden Lehrer und Schülerin ein glückliches Paar.

Zwei Jahre später sah Pabst sich genötigt, wegen überanstrengter Nerven sein Institut aufzugeben und Riga zu verlassen, und damit begann ihr Wanderleben. Nach kurzer Erholung trat das Paar eine Konzertreise durch Westeuropa an. Den Anfang machte Wien, dessen lebensprühendes Künstlertreiben sie berauschte. Pest, wo eine Begegung mit Franz Liszt ihnen einen unauslöschlichen Eindruck hinterließ. Dann folgte

eine lange Reihe deutscher Städte, in denen sie häufig gemeinsam wirkend auf zwei Klavieren spielten. Bisweilen ließ sich Frau Pabst auch als Solistin vernehmen; ohne die glänzende Technik ihres Gatten zu erreichen, wirkte sie durch temperamentvolle, sinnige Auffassung doch hinreißend. Trotz mancher vorübergehender Krankheitssorge eine fröhliche Zeit, reich an musikalischen und literarischen Erfolgen. Sie spiegelt sich wieder in „Hochzeitsreise" und „Weinalbum". Leicht hinfließende, klingende, singende Verse, die ein glänzendes, spielend schaffendes Talent verraten. Ein leichtherziges Lob des lachenden Lebens mit seinem Sonnenlicht und edlen Traubenblut, den Spendern buntschillernder Freuden. Man meint die Melodien „Freut Euch des Lebens, weil noch das Lämpchen glüht", hindurch zu hören. Manchmal aber auch wehmütig, fast angstvoll ein „Ach wie so bald verhallt der Reigen". Aus dieser Stimmung heraus bricht dann wohl schon bisweilen ein tieferer, die Seele zu höheren Welten weisender Ton hervor. Zumeist jedoch ist's noch ein anmutiges, steuerloses Schaukeln auf rosigen Wellen, ein Dichten, das so ganz unter dem Zeichen der Jugend und des jungen Liebesglückes steht, — eines Glückes, das sich in den Wandlungen und Kämpfen des Lebens nur vertieft und befestigt, denn Jahrzehnte später konnte sie bekennen:

„Sinnend schaut mein Geist zurücke,
Sagen muß ich's staunend mir:
Tiefer als im ersten Glücke
Hängt mein Lieben heut an Dir!
Heil'ge Liebe! Kind aus Eden!
Wie uns Jahr um Jahr verstrich,
Fester stets mit tausend Fäden
Klammert sich mein Herz an Dich!
Durch der Erde grüne Matten
Süß ach pilgert sich's zu zwei'n . . . . . .
Siehst Du fern den nächt'gen Schatten?
Einer muß der Letzte sein!"

In den „Normannischen Balladen", deren Veröffentlichung diesen Erstlingserzeugnissen folgte, tritt H. v. E.s geniale Eigenart uns bereits in Kraft und Schönheit entgegen. Nor-

dische Heldensage, das ist ihre Welt. Kühne Meerfahrten und Waffentaten mächtiger Recken besingt sie mit einer Begeisterung, als sei sie mit ihnen im Drachenschiffe über die grauen Wogen gezogen und hätte sich Seite an Seite mit ihnen kampfesfroh in die männermordende Schlacht gestürzt. Der eindrucksvollste jener Gesänge ist wohl „Rolf Kraki und seine Gesellen —" von Pabst in Musik gesetzt.

An diese vielbewegten Jahre, die H. v. E.s innere Entwickelung wesentlich förderten, schloß sich ein stiller Winter in Lautzen mit wohltuender Muße zu stetiger gesammelter Arbeit. Dort schuf sie eine Menge Lieder, die ihr Gatte vertonte, und entwarf ihr Lebenswerk: das gewaltige isländische Heldenepos „Gunnar von Hlidarendi". Allerdings konnte der Grundriß dieses Riesenbaues nur weltfern, in ungestörter seelischer Versenkung in jene dämmergraue Vorzeit gezeichnet werden.

Nach dieser Leib und Seele stärkenden Rast in der geliebten Heimat geht es hinaus in weite, diesmal weiteste Ferne. Im Frühjahr 1885 konzertierte Pabst in Melbourne und fand daselbst so günstigen Boden, daß er beschloß, sich häuslich niederzulassen und eine Musik-Hochschule zu gründen. Das Vorhaben glückte, und es folgten nun Jahre reich an künstlerischen, wie auch materiellen Erfolgen und angenehmen gesellschaftlichen Beziehungen. Ihre Ferien benutzten Pabsts zu überaus interessanten Ausflügen nach Tasmanien, Neu-Seeland und in das damals noch so wenig bekannte Innere des aus lauter Seltsamkeiten zusammengesetzten Erdteils. Mit unermüdlichem Fleiß und einer ihr eigentümlichen, Zutrauen erweckenden, heiteren Freundlichkeit suchte sie den scheuen, halbwilden Waldmenschen Auskünfte über ihre Sitten und Sagen zu entlocken, — wie sie versicherte, nicht ohne Erfolg; und ich will schon glauben, daß es ihr gelang sich mit einem Papua zu verständigen, — vermochte sie es doch sogar sich mit einem Hunde zu unterhalten, bis er deutliche Zeichen freudigen Verständnisses von sich gab. Die reizvollen, phantastischen Eindrücke, die sie auf diesen Streifzügen empfing, gestaltete sie zu farbenprächtigen Dichtungen oder zu Prosaschilderungen unter dem Pseudonym Felix Nordenstein: „Australische Skizzen"

(Deutsche Post), „Sommerfrische in Tasmanien“ (Über Land und Meer), „Streifzüge durch Märchenland“ (St. Petersburger Zeitung.) Wie gern hörte man ihr zu, wenn sie von den schüchternen Halbmenschlein, diesem Kindervölkchen, dem wohl keine weitere Entwickelung beschieden ist, oder von den grotesken Tier- und Pflanzengebilden dieser verkehrten Welt erzählte. Wie konnte sie einem die üppige Fülle der tropischen Natur vor die Sinne zaubern, — wie schauerlich einen gestorbenen Urwald schildern: gigantische Baumriesen, weiß und starr, von taghellem Mondlicht übergossen, die mächtigen dürren Arme gen Himmel reckend. Es durchrieselte einen unheimlich, wenn man sich die meilenweite Fahrt durch diesen stummen Gespensterwald vorstellte.

Aus der Wildnis ging es dann mit neuen Anregungen und ausgespannten Nerven wieder in die Hochkultur englischer Geselligkeit und viel Erfreuliches bietende Berufsarbeit. So gestaltete sich das australische Leben zu einem äußerst befriedigenden; nur sollte es leider nicht lange währen. Eine schwere Geschäftskrisis brach über Melbourne herein; vierzehn Banken stellten ihre Zahlungen ein, und unter den Vielen vom Unglück betroffenen befanden sich auch Pabsts. Fast gleichzeitig erkrankte Frau Pabst an einer bösartigen Influenza, welche zwar überwunden wurde, jedoch ein ernstes Herzleiden hinterließ, das einen Klimawechsel erforderte. So lösten denn Pabsts ihren Hausstand auf und sagten der liebgewordenen Stätte schweren Herzens auf immer Lebewohl.

Ein Winter in Ägypten ließ die Kranke bald genesen, und sie konnte sich unbehindert den gewaltigen Eindrücken hingeben, mit denen Gegenwart und Vergangenheit auf sie eindrangen. Das bunte, laute Straßenleben mit seinen charakteristischen und malerischen Afrikanertypen bot ihrem regen Interesse fortwährend Neues. Die Karawanenzüge erinnerten sie an das reisige Volk Israel, das schicksalsreiche, auf dem Zuge nach dem Lande der Verheißung. Wie mächtig der unvergleichliche Zauber der Wüste auf sie einwirkte, schildern nachstehende Verse:

„Sahst du die Wüste im Sternenschein?
Zerronnen des Tages Grelle . . . . . .
Es zog der Adler die Schwingen ein, —
Zur Rast ging Strauß und Gazelle.
Sahst du den Sand wie gesponnenes Gold
Unabsehbar im Lichte blinken?
Und sahst du den Zauber — dämonisch hold
Aufs Antlitz der Wüste sinken?!
Wie ein schimmernd Geheimnis umgab sie dich
Und es mühte die schaudernde Seele sich
Dies schweigende Sphinxgesicht zu verstehn,
Doch dir fehlte das Wort, das da löst und befreit,
Und rings gähnt stumm Unermeßlichkeit . . . . .
Dann hast du die Wüste gesehn!

Und sahst du die Nacht im Veilchengewand
Herab auf die Wüste steigen?
Mit Farben wie nimmer dein Auge gekannt —
Mit herzberückendem Schweigen!
Und sahst du wie Schleier um Schleier licht
Ihr rollten auf Schultern und Wangen,
Bis leuchtend auf einmal ihr Märchengesicht
Vor der Seele dir aufgegangen?
Und die Stille so lauschend, so ahnungsvoll,
Wie wenn plötzlich ein Rauschen ertönen soll,
Von Cherubsschwingen im Windeswehn . . . .
Doch der Himmel schlief ... und die Wüste schlief,
Nur die Sterne funkelten abgrundtief — —
Dann hast du die Nacht gesehn! —

Unter den Palmen einer Oase rastet sie im Gezelt eines gastfreundlichen Scheiks und lauscht arabischer Weisheit. Ihm deucht der Europäer ein beklagenswerter Mann, der geblendet vom Lichtmeer seiner Städte die Sterne nicht mehr sehen kann, die dem Sohn der Wüste so bedeutsam und verheißungsvoll zu Häupten flammen, wenn er nachts durch die schweigende Einöde reitet. Ein armer Mann, der im Gebrause der Weltstimmen nicht mehr zu „denken" vermag. Ihm bedeutet „denken" ein tiefes, stilles Sichversenken in Gott. Der alte Scheik Mahmud mag Recht haben.

An den Ufern des Nil baut ihr schaffender Geist aus einer Trümmerwelt die alte Pharaonenherrlichkeit wieder auf. Die

Früchte dieser Fülle starker Eindrücke sind zwei Gedichtbände: „Unter dem Kreuz des Südens", das auch noch manches australische enthält, und „Auf verwehten Spuren", — eine einzigartige Sammlung, deren Herausgabe eben bevorsteht. Die Dichterin meint, ihr Bestes hier niedergelegt zu haben.

An den schönen ägyptischen Winter schloß sich eine Konzertsaison in London, die leider nicht zu einer erhofften festen Anstellung daselbst führte. Daher begab sich das Künstlerpaar in die Heimat, um sich bei Verwandten und Freunden aufhaltend eine dauernde Lebensstellung zu suchen. Diese findet sich erst nach zwei Jahren für Pabst an der „Philharmonie" in Moskau. Gleichzeitig wird H. v. E. ständige Mitarbeiterin an der St. Petersburger Zeitung. Die Sommer- und Winterferien verbrachten Pabsts bei der Baronin Nolcken, teils in Dorpat, teils auf ihrem Landgut Kabbina. Für Frau Pabst, die das nordische Klima nicht mehr vertrug und in Moskau meist ans Zimmer gefesselt recht einsame Winter verbrachte, waren das Zeiten schönster Erholung. Der rege, mannigfaltige Verkehr im Hause bot ihrem lebhaften Geiste viel Anregung und Genuß. Sie teilte sich gern mit und dürstete nach Anteilnahme an ihrem Schaffen. In vollem Maße begegnete ihr diese in Gesprächen mit poetisch veranlagten Naturen, wie z. B. Frau von Guzkowski, deren gereiftes Urteil ihr vielfach von großem Nutzen gewesen ist, Oberpastor B. Wittrock, einem warmen Verehrer ihrer Muse, dem baltischen Dichter C. Hunnius u. a. Vor allem aber war es der tägliche Umgang mit ihrer greisen Gönnerin, der vertiefend und bereichernd wirken mußte. Hier fand sie einen hochkultivierten, für alles Schöne, Gute und wahrhaft Wissenswerte erschlossenen Geist, eine unerschöpfliche Liebesfülle und jenen goldenen Humor, der das beste Hausmittel gegen all' die kleinen Tagesnöte ist. Ein solcher Verkehr, durch ein Jahrzehnt fortgesetzt, ist wahrlich eine Hilfe auf dem Wege.

Der Sommeraufenthalt gereichte ihr allemal zur Stärkung an Leib und Seele und brachte ihr neue Arbeitsfreudigkeit. Den Frieden, der ihr so wohltuend über dem Embachtale schwebte, gibt nachstehendes kleines Stimmungsbild wieder:

Feierabend! — — — Herdenglocken
Ziehen heimwärts traut gesellt. —
Leis nur tönt der Wachtel Locken
Aus dem stillen Ährenfeld.

Hinter dunklen Tannenzweigen
Flammt noch rot die Abendglut
Und der Dämm'rung Schleier neigen
Zögernd sich auf Wald und Flut.

Heugeruch, von Wiesenrainen
Wo man jüngst die Sense schwang . . . .
Durch die Still' im Gartenhaine
Ein verlorner Zitherklang . . . .

Feierabend . . . leis und träumend . . . .
Gleitet hin so sanftgemut,
Wie das Segel lässig träumend —
Auf der regungslosen Flut. —

Das Scheiden fiel ihr schwer und sie suchte dann gern die Wehmut im Scherzgewande zu verstecken:

Neue Bahnen muß ich wallen,
Vorwärts heißt's und rüstig durch!
Lebt denn wohl ihr teuren Hallen,
Vatikan[1]) und Engelsburg.

Unsern Petersschlüssel liefern
Wir zurück in andre Hut,
Bieten Lebewohl den Kiefern
Und noch manchem werten Gut.

Fahre wohl, mit Schmerzen trenn' ich
Mich von dir mein Embachtal,
Doch es ruft der Peterspfennig,
Und ich habe keine Wahl. — — —

Im Ganzen schlägt sie in ihren Dichtungen nur selten eine heitere Note an, und das meist nur in ihren Jugendwerken, später wurde das Leben zu ernst, durch Krankheit und materielle

[1]) „Vatikan" nannten Pabsts ein kleines Nebenhäuschen, das sie zeitweilig bewohnten.

Schwierigkeiten zu drückend. Eine Ausnahme macht das reizende „Herbstabend in der Dorfschenke", das im Daheim erschien:

Fröhlicher Reigen, Dudelsack und Geigen
Lachende Stimmen, klappernde Schuh —
Schwingen sich Burschen und Mädchen im Kreise
Schlagen die Alten den Takt dazu.

Kommt der Frager, klascht in die Hände:
„Ratet, ihr Burschen, was mag das sein?
Es wird nicht geboren, es wächst ohne Wurzel,
Und wird doch fester als Knochen und Bein.

Dudelsack und Geigen, halten und schweigen
Rings ist verstummt der fröhliche Reihn . . . .
Singet der Frager: „Ratet mein Rätsel!"
Singen die Alten: „Das ist der Stein!"

Singen die Burschen, singen die Mädchen:
„Das ist die Liebe, die Liebe allein.
Wird nicht geboren und wächst ohne Wurzel
Und wird doch fester als Eisen und Stein!"

Zu einer Zeit besonders fruchtbaren Schaffens, aus tiefinnerster Empfindung heraus, wurde der Burenkrieg. Der grausame Feldzug einer habgierigen Weltmacht gegen ein kleines, friedfertiges und frommes Volk erweckte ihre flammende Entrüstung und mit Begeisterung sang sie die Heldentaten der bis zum letzten Atemzuge für Recht und Freiheit Ringenden. In zahlreichen Liedern und Balladen gab sie ihren Gefühlen edlen, kraftvollen Ausdruck. Dieselben erschienen größtenteils in der St. Petersburger Zeitung, deren derzeitiger vortrefflicher Redakteur Paul von Kügelgen urteilt, „daß sie es wohl wert seien in einem Bande gesammelt der Nachwelt überliefert zu werden." Leider ist es dazu nicht gekommen, was um so mehr zu bedauern ist, als jenes an heroischen und ethischen Momenten so reiche Blatt der Geschichte in der Erinnerung der Zeitgenossen bereits zu verblassen beginnt.

Von Kabbina aus ließ sie auch ihre Sammlung geistlicher Gedichte erscheinen: „Meine Stärke und mein Schild", der Baronin Sophie von Nolcken gewidmet. Gesänge von ganz

einzigartiger Kraft, Inbrunst und Glaubenszuversicht, die zur Freude und Erbauung Vieler weit mehr Verbreitung in christlichen Kreisen finden sollten, als es bisher der Fall gewesen ist.

„Du gabst mir, Herr, in mannigfachen Weisen
Zu singen alles, was mir schön und wert —
O Vater, gib mir Lieder Dich zu preisen,
Wie sehnsuchtsvoll mein kindlich Herz begehrt!

So fleht sie, und dann ertönt es wie Orgelbrausen:

Ich laß mein Lied erklingen
Vom wunderbaren Gott:
Er macht Verrat und Schlingen,
Gewalt und List zu Spott!
Mit Ihm, umtost von Stürmen,
Kann ich fein sicher ruhn —
Und mit Ihm Mauern türmen
Und mit Ihm Taten tun.

Er thront in ew'gem Lichte,
Sein Nam' ist „Wunderbar"
Vor Seinem Angesichte
Steht Seiner Helden Schar:
Das Heer, das vielgestalt'ge
Cherub und Seraphim,
Und Kräfte und Gewalt'ge
Sie neigen sich vor Ihm.
— — — — — — — — —

An diesen Gott hält sie sich, wenn die Wogen der Trübsal hoch gehn:

Zu Bergen bäumt sich fern und nah
Die sturmgepeitschte Fläche.
Und angstvoll betend liegst du da
In deiner Ohnmacht Schwäche
Doch Herz, erbebe nicht zu sehr:
Dein Heiland wandelt auf dem Meer.

Und wenn Wolken ihre Tage verdüstern, glaubt sie an das Licht:

Unter schwerer, dunkler Wolke
Zieh nur gläubig deine Bahn —
Seinem auserwählten Volke
Pflegt in Wolken Er zu nahn:

Wolken bergen Cherubschwingen,
Wolken sind des Herrn Gewand —
Aus der Wolke wird sie dringen,
Die ersehnte Retterhand.

Herz so harr' auch du ergeben,
Ob dein Mut zu brechen meint,
Wenn von Wolken dir dein Leben
Aussichtslos verfinstert scheint:
Ob sie schwarz den Blick umgrenzen,
Mitternächtig anzusehen —
Einst wird eine weiß erglänzen,
Und der Herr wird in ihr stehn.

Dunkel deckt dich, tiefes, dichtes,
Nacht umwölkt den Horizont . . .
Und doch ist ein Quell des Lichtes
Dran sich alles Leben sonnt.
Drum empor zur dunklen Hülle
Schaue kühn und glaubensvoll,
Weil des ew'gen Lichtes Fülle
Dir aus Wolken tagen soll.

Einen Hymnus: „Dem Schöpfer der Kunst", der sich auch im Grotthußschen baltischen Dichterbuche, in meiner Sammlung „Baltische Dichtungen" und in „Meine Stärke und mein Schild" findet, kann ich mir nicht versagen auch an dieser Stelle wieder zu geben, weil die Dichterin, ihre Harfe dem Höchsten weihend, uns in diesem Gesange ihre tiefste Seele offenbart:

Es hat ein Hauch des Ewigschönen
Die Seele mächtig mir erfaßt,
So preis' ich Dich in hellen Tönen,
Der Du die Kunst erschaffen hast;
Der Licht und Schatten rings ergossen,
Der Dichtung Zauber uns geweckt,
Der uns des Wohllauts Macht erschlossen,
Der Form Geheimnis aufgedeckt.

Du hast des Urwalds hehrem Schweigen
Der Dichtung Stempel aufgeprägt,
Und in der Mainacht Sternenreigen
Urew'ge Poesie gelegt:

Die Dämmerstund' im Abendgolde
Mit träumerischem Reiz erfüllt,
Ja, in jedwede Blumendolde
Ein duftendes Gedicht gehüllt.

Du läßt des Nordlichts Farben blinken,
Du rufst den Lenz von Glanz umstrahlt,
Du hast um ferner Berge Zinken
Der Schleier duftigsten gemalt.
Du malst in kühnen Flammenkreisen
Der Morgenröte Lichtgewand
Und selbst des Falters Schwingen weisen
Den Pinselstrich von Meisterhand!

Du hast in stiller Abendfeier
Musik der Sphären angefacht
Und hast des Sturmes Riesenleier
Entfesselt zu gewaltger Macht.
Du hast des Meeres großer Seele
Der wilden Töne Kraft verliehn
Und auch der Lerche kleine Kehle
Gestimmt zu süßen Melodien.

In all das Duften, Leuchten, Klingen,
Hast du den Menschen hingestellt:
Und sollt er nicht nach Worten ringen
Für all die Poesie der Welt? —
Und sollt er nicht nach Farben streben
Für all das Schöne ihm verliehn?
Und nicht in Tönen wiedergeben
Des Weltalls ew'ge Harmonien?

O wohl muß sich sein Herz erschließen,
In Farb und Wort, in Sang und Klang
O wohl begeistert überfließen
Erfüllt von selgem Schaffensdrang!
Wohl müssen Phantasiegebilde
Durch seine Seele leuchtend ziehn:
Du schufst ihn ja nach Deinem Bilde,
Zum Bilde Gottes schufst Du ihn!

O hehrer, unbegriffner Meister,
Der ewig schaffend sät und reift,
O heilige Du selbst die Geister
Die heißer Schaffensdrang ergreift:

Auf daß dem Quell des Lichts entstamme
Die Glut, die ihre Brust erhellt,
Auf daß sie siegend aufwärts flamme —
Wohl in, doch niemals von der Welt!

Nach arbeitsreichem Tage pflegte Frau Pabst um Sonnenuntergang neben ihrer greisen Freundin am Saalfenster zu sitzen; vor ihnen der Fluß mit seinen sachte dahin gleitenden Segeln im Abendgolde schimmernd, ein Bild des Friedens, das einem unwillkürlich die Worte auf die Lippen legte: „Um den Abend wird es licht werden." Und dem Lichte, dem ewigen, waren ihre Seelen zugewendet. Die glühende Phantasie der Dichterin konnte sich da nie versagen die Gefilde der Seligen mit leuchtenden Farben zu malen, trotz sanfter Mahnung des Wortes eingedenk zu sein: „Was kein Auge gesehn und kein Ohr gehört und in keines Menschen Sinn gekommen, hat Gott bereitet denen, die Ihn lieben" und sich an der Verheißung genügen zu lassen: „Wir werden bei dem Herrn sein, allezeit." Sie konnte ja nicht anders, als im Geiste schaffend sich etwas Herrliches gestalten, denn alles Vergängliche war ihr ein Gleichnis.

Das Abendrot war oft längst verglommen, der Mond goß sein mildes Silberlicht über das Nebelmeer der Wiesen, und die Beiden sprachen noch immer vom „wunderbaren Gott, der ihre Stärke und ihr Schild war".

Leider waren Frau Pabst nicht nur lichtvolle, sondern auch sehr dunkle Tage in ihrem geliebten Embachtale beschieden: Eines Morgens fand sie sich ihres Augenlichtes beraubt und das im Verlaufe weniger Stunden. Ihr war, als würde ein schwarzer Vorhang herabgelassen. Ein Lichtspalt verengerte sich langsam, bis er völlig schwand; dann wurde es Nacht. Nacht auch in ihrer Seele bis ihre Muse den Bann löste. Sie wußte wohl was allein ihr Linderung bringen konnte, wenn sie flehte:

Und senken Schwermutsschwingen
Sich nachtend zu mir nieder . . .
Ich will ja weiter ringen —
Nur Lieder, Herr, nur Lieder!

Und sie wurden ihr gegeben, während sie regungslos darnieder liegen mußte. Alles Liebe und Freundliche aus der Lichtwelt draußen weckte ihre Seelenharfe zu Liedern voll Trost und Erhebung. Eine Blume, von Freundeshand an ihr Lager gestellt, nur ihrem geistigen Auge sichtbar:

Lilie auf schwankem Stengel,
Komm und sei mein Geselle, —
Wie ein tröstender Engel
Blick in die Krankenzelle.

Hoch über Sorgen und Zähren,
Über des Alltags Schwanken,
Lenke zu reineren Sphären
Meine bedrückten Gedanken.

Mahne mich, holden Gesichtes,
Mitten in Schmerz und Entbehrung:
„Weiß ist die Farbe des Lichtes,
Weiß ist das Kleid der Verklärung."

Laß von der Schar mich träumen,
Aus allen Völkern und Ländern,
Die zu den himmlischen Räumen
Wallen in weißen Gewändern.

Kamen aus Trübsalswettern, —
Wuschen die Kleider so helle . . . . ."
Lilie mit schneeigen Blättern,
Komm und sei mein Geselle: — — —

So verzweifelt, wie es anfangs schien, war ihr Fall gottlob nicht. Es hatte nur eine teilweise, nicht wie die Ärzte fürchteten vollständige Netzhautablösung stattgefunden. Die Sehkraft kehrte allmählich, wenn auch in geringem Maße wieder. In bekannten Räumen konnte sie sich zurecht finden, für ihre Arbeit aber blieb sie auf die Schreibmaschine angewiesen, mit der sie sich ihrer stets schwachen Augen wegen glücklicher Weise schon früher eingearbeitet hatte. Lesen hat sie nie mehr können, natürlich eine große Entbehrung und Hemmung, zumal es zur Vollendung ihres Gunnars noch umfassender Quellenstudien bedurfte, bei denen nun fremde Augen ihr aushelfen mußten. Und wie Großes hat sie noch geleistet, indem sie den sechsundzwanzig Gesängen des

„Gunnar von Hlidarendi“ noch weitere zehn hinzufügt und das gesammte gewaltige Epos, die Krone ihrer Schöpfungen, nochmals durcharbeitet. Ich glaube dieses monumentale Werk, mit dem sie sich gleichsam aus den Granitblöcken des nordischen Eilands ein hochragendes Denkmal türmt, nicht besser charakterisieren zu können, als indem ich Maurice von Sterns nachstehendes Urteil anführe, das ich einem Briefe des Dichters an Professor Pabst entnehme:

„Ich stehe vor diesem Buch wie vor einem umfaßbaren Rätsel! Wie konnte dieses zarte, vergeistigte Frauenwesen etwas zugleich so Großes und so Furchtbares schaffen und dabei so hoch über ihren Stoff heraus wachsen, daß er sie nicht erdrückte? Die Erklärung habe ich vielleicht unbewußt in meinem poetischen Nachruf gefunden: In Helene von Engelhardt haben wir eine natürliche Mischung des Heroischen und des Naiven, die in der zeitgenössischen Frauenliteratur ohne Beispiel ist. Trotz allen verdienten Lobes, das die Presse bis jetzt gespendet hat, kann ich nur konstatieren, das der „Gunnar“ bis heute seinen klassischen Kritiker noch nicht gefunden hat“. . . . .

Bruchstücke aus dem Epos selbst lassen sich nicht wiedergeben. Diese Gesänge muß man durchaus als Ganzes auf sich wirken lassen, darum sollen hier nur einzelne Lieder folgen, aus denen Nordlands Geist in wilder Kraft und sinniger Zartheit spricht:

Der Himmel lag schwer
Über Erde und Meer,
Gewölk umdüstert das Land;
Die Brandung zischt,
Es sprüht der Gicht
Um Oesels zerklüfteten Strand.
Mit wildem Gesang
Zog der Sturm entlang,
Und rüttelt die ragenden Riffe — —
Da lagen gerüstet am Felsenhang
Zwei gute isländische Schiffe
Heia!
Zwei gute isländische Schiffe

Und der Fischer warnt:
„Bald seid ihr umgarnt,

Erspähet schon ist eure Bucht;
Mit dreifacher Stärk'
Naht Kol der Berserk —
Euch rettet nur schleunige Flucht!"
„Ei, Fischer, 's ist wahr,
Groß ist die Gefahr,
Drum horch, welchen Rat wir ersannen:
Kommt er dreifach herbei,
Stehn wir einer für Drei,"
So sprachen isländische Mannen . . . .
Heia!
So sprachen isländische Mannen.

„Einen Azger[1]) hat Kol
Der geheimnisvoll
Von mächtigem Zauber gefeit:
Nicht Lanze noch Speer,
Nur die eigene Wehr
Kann den Unhold fällen im Streit."
„So bleibt keine Wahl,
So entreiß ich den Stahl
Dem tückisch verzauberten Drachen —
Und ich fäll' ihn zur Stell',
Und ich send' ihn zu Hel,"
Spricht Gunnar, der Kämpe, mit Lachen!
Heia!
Spricht Gunnar, der Kämpe mit Lachen.

Und das war Kol
Der schnaubende Troll,
Der kam mit gerüstetem Heer —
Und siehe, das war der isländische Aar,
Der stand wie ein Felsen im Meer!
Horch, Speeregeschwirr
Und Schwertgeklirr,
Lanzensplittern und Sterbesgestöhne . . . .
Von Verderben umdroht,
Getreu bis zum Tod,
So standen isländische Söhne . . . .
Heia!
So standen isländische Söhne!

[1]) Streitaxt.

Die Sonne trat vor
aus dem Wolkentor,
Und schaute herab auf die Welt,
Und sah die Flut
Gerötet von Blut
Und Kol, den Gewalt'gen gefällt.
Und im Strahle des Lichts,
Verklärten Gesichts,
Stand Gunnar, von Blut überronnen,
Was schwingt er so kühn,
Daß die Funken sprühn?
Die Wehr, die er ringend gewonnen!
Heia!
Die Wehr, die er ringend gewonnen!

Du Waffe so gut,
Dich erkauft ich mit Blut,
Du hast mich in Purpur gekleidet —
Du herrliche Wehr,
Wir scheiden nicht mehr,
Bis der Tod, der Allsieger uns scheidet!"
Auf blinkte der Stahl
In der Sonne Strahl
Wie umlodert von züngelnden Flammen —
Aufjauchzt um den Führer der Kämpen Zahl —
Wie klirrten die Schwerter zusammen!
Heia!
Wie klirrten die Schwerter zusammen!

Und wo er geheert,
Der Kämpe so wert,
Und wo er die Waffen geschwungen,
Da hat er bewährt
Sein gewaltiges Schwert
Und Ruhm seinem Namen errungen.
So steht dieses Paar
In jeder Gefahr
Vereint wie die Glut und die Flamme
Der Azger so klar
Und der sieghafte Aar —
Der Aar aus isländischem Stamme!
Heia!
Der Aar aus isländischem Stamme!

Wiegenlied.

„Über den Eiyafjallen
Lagert die schweigende Nacht . . .
Schimmernde Flocken fallen —
Sacht, ganz sacht!

Frigg sitzt spinnend am Rocken,
Webt sich ein Federgewand.
Weiche, flaumige Flocken
Schweben hernieder ins Land.

Schlafe in Frieden, mein Knabe —
Ferne verhallet ein Schrei:
Odins wissender Rabe
Huschte im Dunkel vorbei.

Kamen Walküren geritten,
Sprengten dahin durch die Nacht . .
Kommen die Nornen geschritten —
Sacht, ganz sacht!

Nahen so leise, so linde,
Treten zur Wiege so fein,
Legen dem schlafenden Kinde
Köstliche Gaben hinein! . . .

Rabe, Walküre und Norne —
Alle entschwunden zumal —
Kehrten zu Urdas Borne,
Kehrten zu Odins Saal.

Nornen, Walküren und Raben —
Mütterlein bleibt auf der Wacht . .
Mütterlein lullt ihren Knaben
Sacht, ganz sacht.

Die Unsumme Arbeit, welche dieser Gunnar forderte, allein schon an Kenntnis isländischer Sage, Sitte und Kultur, Tier- und Pflanzenwelt, welche sich die Dichterin nur mit Hilfe fremder Augen aneignen konnte, ließ sich nur durch eine übermächtige Phantasie, die das Gehörte sofort veranschaulichte, und eine durch nichts zu dämpfende Begeisterung bewältigen. Eben noch kraftlos in den Kissen lehnend, im bleichen von silberweißen Locken um-

rahmten Gesicht ein Ausdruck äußerster Erschöpfung, richtete sie sich, beim Anhören einer Kampfesszene mit leuchtenden Augen plötzlich hoch auf, ergriff unbewußt irgendeinen Gegenstand und schwang ihn wie einen Speer — wer sie so sah, konnte nicht daran zweifeln, daß eines unbezähmbaren Wikingers, eines Helden und Skalden Blut in ihren Adern glühte. Und doch war sie keine Kampfnatur, sondern durch und durch weiblich. Keine festgegründete Eiche — vielmehr eine biegsame, schmiegsame, haltsuchende Ranke. Den einfachsten Anforderungen des Lebens gegenüber hilflos wie ein Kind. Nur ihr Genius war ein Held.

Im Winter 1905 traf ein vernichtender Schlag das Künstlerpaar. Als die Revolution mit elementarer Gewalt losbrach, wurde Moskau Schauplatz der ärgsten Tumulte und Exzesse. Die russische Jugend scharte sich in überwältigender Mehrzahl um die rote Fahne. Auch die Philharmonie, und nicht nur ihre Schüler, sondern auch ein Teil ihrer Lehrer, wurde in den wilden Strudel hineingerissen, ja bildete eine Hochburg der Revolutionäre, die sich in den Schulräumen zu verbarrikadieren versuchten. Es kam schließlich so weit, daß Militär das Gebäude beschoß. Pabsts mußten sich, während die Kugeln einschlugen, unter der Fensterhöhe geduckt halten. Auf den Knien rutschend erreichten sie einen Ausgang nach dem Hof, mit Lebensgefahr und geringer Habe, die sie nachts aus ihrer Wohnung mitnahmen, gelang es ihnen die Stadt zu verlassen und in von Flüchtlingen überfüllten, fortwährend stockenden Zügen die Grenze zu erreichen. Eine Marter für die fast blinde, hinfällige Frau. In Dresden fanden sie bereitwilligste Unterstützung seitens des Hilfskomitees und einiger Landsleute. Mit besonderer Dankbarkeit gedachten sie Dr. Reihers. Im frühen Frühjahr, als es in der Heimat einigermaßen ruhig geworden war, kamen sie nach Dorpat, woselbst sie auch den Sommer verbrachten, weil die schwer leidende Baronin Nolcken sich der doch noch immer recht unsicheren Verhältnisse wegen nicht aufs Land transportieren lassen wollte. Die Philharmonie blieb definitiv geschlossen und Pabst war abermals ohne feste Anstellung, unternahm es aber doch, im Herbst nach Moskau zu-

rückzukehren, wo es ihm auch gelang, einige seiner früheren Schüler um sich zu sammeln. Im folgenden Frühjahr zogen sie nach gewohnter Weise wieder in Kabbina ein; Frau Pabst, durch die vielfachen Erschütterungen der letzten Jahre mit gänzlich zerrütteter Gesundheit, so daß die Ärzte einen Winter in mildem Klima dringend empfahlen. Sie selbst wünschte es lebhaft, denn sie fühlte ihre Kräfte schwinden und fürchtete ihren Gunnar nicht vollenden zu können. Aber die Mittel fehlten. Da war es Oberpastor Wittrock, der sich tatkräftig der Sache annahm. Auf seine Veranlassung erging ein Aufruf durch die Presse an unsere deutschen Volksgenossen und an unser baltisches Land, der Dichterin, die uns durch ihre ideale Kunst so viel Freude, Trost und Erhebung gespendet hat, unsere Dankesschuld in Gestalt einer Ehrengabe abzutragen, die es ihr ermöglichen würde, ihre Kräfte in milderem Klima zu stärken und ihre groß angelegten Arbeiten zu vollenden. Und dieser Aufruf, den Christoph Mickwitz-Reval, Burchard von Schrenk-Riga, Karl Stavenhagen-Mitau, Viktor Wittrock-Dorpat unterzeichnet hatten und der mit dem schönen Worte schloß: „Ein Volk, das seine Künstler und Dichter ehrt, ehrt sich selbst", verhallte nicht ungehört. Es wurde ihm in wahrhaft großartiger Weise entsprochen.

Am 21. Oktober 1907 veranstaltete Oberpastor Wittrock einen Helene von Engelhardt-Abend in der Bürgermuße, den er mit einem literarischen Charakterbilde der Dichterin in zündendem Vortrage eröffnete. Dann folgten Rezitationen, komponierte Lieder, lebende Bilder aus „Maimuhne" und dem Melodrama „Rolf Kraki und seine Gesellen". Bewährte Kräfte machten sich um Darstellung und Ausführung verdient. Ich brauche nur Frau Hel. von Samson und Fräulein H. und B. Wulffius zu nennen. Eine allgemeine warme Anteilnahme des Publikums für die noch wenig bekannten und doch so hervorragenden Dichterwerke lohnte den Darstellern ihre Mühe. Es folgte 1908 eine ähnliche Veranstaltung am Rigaer Strande und im Winter eine in Moskau.

Pabsts zogen zunächst nach Wiesbaden. Im folgenden Jahre

hielten sie sich vorübergehend in verschiedenen deutschen Städten auf und ließen sich schließlich in Wien dauernd nieder. Hier knüpfte Professor Pabst alte Beziehungen wieder an und fand die Dichterin in literarischen Kreisen, wo man durch den „Gunnar von Hlidarendi", der auch in Wien großen Erfolg erzielt hatte, ihre außerordentliche Bedeutung erkannt hatte, warmes Entgegenkommen. Besonders anregend und wohltuend aber gestaltete sich für sie der Verkehr mit ihrem liebenswürdigen Landsmanne Prof. Leop. von Schroeder, dem Dichter und tiefen Kenner der Mythen und Religionen gegenwärtiger und längst verschwundener Völker.

Zu großer Freude und Genugtuung gereichte ihr eine vom Wiener Schriftsteller-Verein „Scholle" veranstaltete Ehrung zu ihrem vierzigjährigen Schriftstellerjubiläum. Die Tatsache, daß 1870 ihre erste Gedichtsammlung „Morgenrot" erschienen war, hatte sie selbst ganz außer acht gelassen und so kam ihr dieser Gedenktag und mehr noch die unerwartete Feier desselben völlig überraschend.

An dem Helene von Engelhardt-Pabst-Abend, zu dem die „geziemende Einladung an alle Verehrer echter, lauterer Dichtkunst", wie es im Schreiben hieß, ergangen war, hatte sich eine zahlreiche, glänzende Gesellschaft im Festsaale des Niederösterreichischen Gewerbevereins eingefunden. Herr Hans Herrdegen hielt den einleitenden Vortrag, die dichterische Wirksamkeit und den wechselvollen Lebensgang der Dichterin in lichtvoller Weise schildernd. Professor Pabst spielte vier seiner eigenen Kompositionen, und die Vortragsmeisterin Ilka Nestor rezitierte einen noch ungedruckten Balladenzyklus Helene von Engelhardts — „Der Seekönig von Haupu". Auf diese Dichtung hatte Herr Herrdegen in seinem Vortrage mit folgenden Worten hingewiesen.

„. . . . Helene von Engelhardt teilt mit, daß sie bei den Studien polynesischer Sagenwelt der Legendenkreis von Hawaii ganz besonders angezogen hat. Und die Liebesgeschichte des trotzigen Seekönigs von Haupu und der schönen Hina sei eine der reizvollsten Episoden unter Hawaiis historischen Erinnerungen.

— Es mutet uns ganz eigenartig an, wenn wir von den Südseeinsulanern, von denen wir eine ganz andere Vorstellung haben, zumindest keine solche, in der der Begriff „Größe" eine besondere Rolle spielt, eine Sage in dichterischer Ausführung vernehmen, in der wir ganz dieselben Motive finden, wie sie uns in den nordischen Heldensagen als Beispiel für Heldentreue und Heldenkraft entgegenleuchten. Dazu kommt noch eines. Wir Deutschösterreicher, deren Blut vielfach mit dem Blut temperamentvoller Romanen und sentimentaler Slaven vermischt ist, verfolgen nicht mit solcher Wucht unsere Empfindungen bis zur allerletzten Konsequenz, bis zum Untergang; wir sind leichter geneigt, der Lebenslust, dem Wechsel der stets aufs neue und in anderen Formen heranstürmenden Empfindungen Konzessionen zu gewähren. Wir fordern auch von unseren Poeten, daß sie diese Leichtigkeit unseres Wesens, das Spielen mit Sonne und Schatten, uns in ihren Werken wiedergeben, damit in unserem Inneren die Saiten mit erklingen. — Und nun kommt eine Frau, dringt mit dem schweren Schritt ihres Helden auf uns ein und zwingt uns zum vollsten Teilnehmen an ihrem Dichterwerk. Die Form steht über dem Stoff, diese Lehre wird wieder zur Wahrheit. Nicht das Geschick der Personen in Gunnar von Hlidarendi, nicht das Schicksal des Seekönigs von Haupu ist's, was uns packt, sondern die Kunst des bildnerischen Geistes, der uns diese Schicksale vermittelt. Es sind die Werte der Persönlichkeit, die wir in Helene von Engelhardt dankbaren und begeisterten Herzens erkennen."

Im Mittelpunkte der ganzen Feier aber stand natürlich die Dichterin selbst. Vom Festkomitee empfangen und zum Schluß unter begeistertem Applaus auf die Estrade geleitet, wurde ihr dort ein mächtiger Lorbeerkranz mit der Inschrift überreicht: „Der Meisterin dichterischer Gestaltungskraft, Helene von Engelhardt-Pabst, vom Wiener Schriftstellerverein „Die Scholle" am 16. Februar 1910.

Die Wiesbadener Kur und der Aufenthalt in milderem Klima hatten Frau Pabst zeitweilig wohlgetan, allein ihre Kraft blieb gebrochen und was sie noch zu schaffen vermochte, stand

unter dem Zeichen des Sonnenunterganges — aber eines lichtvollen. In Dankbarkeit freute sie sich des erhebenden Bewußtseins, daß die Klänge ihrer Harfe nicht ungehört verhallt waren. Ihre Gesänge hatten in vielen Herzen ein ihr vernehmbares Echo geweckt. Gunnar von Hlidarendi gehörte der Weltliteratur an, das bezeugte ihr das hohe Lob der Presse, die rasche Verbreitung des Werks und nicht zum mindesten der Wiener Ehrentag. Und in ihrer heißgeliebten baltischen Heimat, das wußte sie, würde ihr Name allzeit unter den Besten genannt werden. Nicht eitle Ruhmsucht machte ihr diese Gewißheit so wert, sondern der allzeit brennende Wunsch, nicht umsonst edlen Samen gesät zu haben. Vierzig Jahre lang war sie nun vom Morgen- bis zum Abendrot gepilgert. Dichterlaufbahn und Lebensweg hatten sie durch lachende Täler und über sonnige Höhen geführt, aber zumeist war es doch ein rauher und, wie die Jahre sich mehrten, immer steilerer Pfad gewesen. In viel Mittagsglut mühevoller, anscheinend vergeblicher Arbeit, in langen dunklen Leidensnächten hatte sie ausharren müssen — manchmal über die Kraft. Ja, einmal vernehmen wir den ergreifenden Verzweiflungsschrei einer todesmüden, angsterfüllten Seele:

Schiffbrüchig.

Das war ein Ringen auf Leben und Tod . . .
Jetzt steigt aus den Wassern das Morgenrot —
Es rollen die Wogen so schwer . . .
O du Morgenschein, o du rosige Glut,
Ich lasse mich treiben von Wind und Flut,
Denn kämpfen kann ich nicht mehr.

In den Lüften jubelt's wie Lerchensang,
Es weht ein verlorner Glockenklang
Vom fernen Gestade her . . .
O du lichtblauer Äther! O Frühlingswehn!
Ich kann nur noch singen und untergehn,
Denn schwimmen kann ich nicht mehr! —

Und dennoch war es kein Niedergang, kein Versinken in Trostlosigkeit, sondern ein Aufwärts dem Lande ihrer Sehnsucht entgegen, bis endlich die Zeitlichkeit mit ihren dunklen Erdenschatten

weit zurück lag und die Seele im vollen Lichte der Ewigkeit der Erlösung harrte.

Im Frühjahr 1910 wurde sie von ihrem alten Herzübel in unheilbarer Weise befallen und auf ein Krankenlager geworfen, von dem sie sich nicht wieder erheben sollte. Alle ärztliche Kunst erwies sich ihren Qualen und Angstzuständen gegenüber als machtlos und nur der Tod konnte sie von ihren Leiden befreien. Am 11. Juni durfte sie endlich hinübergehen, vom Glauben zum Schauen; allein, nicht wie sie gehofft hatte: „Auf goldener Brücke, zwischen Schlafen und Wachen" — nein, in hartem Ringen bis ans Ende. Aber während der langen, furchtbaren Prüfungszeit war der wunderbare Gott ihre Stärke und ihr Schild. Er schenkte ihr Stunden herrlicher Erquickung, daß sie ausrufen konnte:

Durch meine Nächte zieht ein Glänzen,
Ein Schein am Firmament,
Von einem Licht, das keine Grenzen
Und kein Erlöschen kennt.

In meine Seele möcht' ich's fassen —
Doch bricht der Tag herein,
Dann seh ich schwinden und erblassen
Den wunderbaren Schein.

O meiner Nächte Glanzgesichte
Nun träum' ich von dem Tag,
Da ich verklärt in jenem Lichte
Auch wachend wandeln mag!

Er gab ihr eine leuchtende Zuversicht, eine jubelnde Erwartung ins Herz, der gegenüber der König der Schrecken die Macht verlieren mußte: der Tod war verschlungen in den Sieg:

O wenn der Erde Schranken schwinden,
Die nachtend hier den Geist umstellt,
Dann weiß ich, werd' ich Worte finden
Zu deinem Ruhm, du Herr der Welt!

Und auf des neuen Äthers Wellen,
Da weiß ich, werden kühn und frei,
Dem Wort die Klänge sich gesellen
In lebensvoller Melodei.

Ja dort, wo jeglichem Bedarfe
Erfüllung ahnungsvoll bereit,
Da weiß ich eine güld'ne Harfe
Mir zugedacht in Ewigkeit.

Da werd' ich deine Größe preisen
Und deine Herrlichkeit verstehn —
Da werden jauchzend meine Weisen
Von deinen Wundern übergehn.

Bis zuletzt, auch in den schwersten Anfällen und Anfechtungen des Leidens, ließ er sie nicht verstummen und gewährte ihr, dem schon verklärten Geiste, das obere Heiligtum zu erschauen:

Ob Schmerz und Krankheit mich daniederwarf
In hartem Ringen —
Wie herrlich ist's, daß ich noch singen darf
Von ew'gen Dingen!

Und zückt ob meinem Haupt der Tod das Schwert
Zum letzten Streich —
Wie herrlich Gott, daß mir ein Blick gewährt
Ins Lebensreich! —

Und fliehn die Bilder hin, die zeitlich waren,
Verrinnt die Frist —
O, daß ich singen darf vom Unsichtbaren,
Das ewig ist.

So schied Helene v. Engelhardt aus dieser Zeitlichkeit. Bis zum letzten Erdentage dem Lichte zugewandt, mit ihrem Harfenschlage den Höchsten preisend. Wahrlich eines gottbegnadeten Sängers Tod. Ihrem Wunsche gemäß wurde im Krematorium zu Jena ihre Feuerbestattung vollzogen und soll ihre Asche in der Familiengruft in Lautzen der kurischen Erde übergeben werden.

Bei der Kunde ihres Hinscheidens durchzitterte ein Gefühl allgemeiner Trauer ihre Heimatlande, die erst spät, aber mit warmem, ja begeistertem Verständnis ihre große Dichterin erkannt hatten. In vielen Herzen hatte ihr Dichten und Streben lauten Widerhall wachgerufen und wie ein fernhin tönendes Grab- und Ehrengeläute klangen ihr die tiefempfundenen Abschiedsworte ihrer baltischen Sangesbrüder nach:

— — — — — — — — — — —

. . . Wohlauf, schürt an die hellen Feuerbrände
Von Estlands Felsen bis zum Gottesland
An ihres Lebens schöner Sonnenwende,
Genossen eines Stamm's, reicht euch die Hand!
Hier gilt kein Trauern, einig laßt uns bleiben,
Und stark wie sie, die uns ein Vorbild war,
Damit auch unsres Lebens Schifflein treiben,
Dem ihren gleich, trotz Wogen und Gefahr,
Durch dieser Zeiten sturmerfüllte Wüste,
Beim Sang der Skalden, zu der Heimat Küste!

John Siebert.

— — — — — — — — — — —

. . . . Nun fand'st du heim, du heißes Dichterherz,
Von Sehnsucht in die weite Welt getrieben!
Ach, alle Weltlust ist ein tönend Erz
Und ew'gen Sinn hat nur ein großes Lieben,
Ein Lieben, das wie Feuer in dir brennt,
Das dich verzehrt mit seiner glüh'nden Lohe.
Dies heil'ge Feuer war dein Element,
Der Flamme gleich weht hell aus dir das Hohe.

— — — — — — — — — — —

. . . Das heil'ge Feuer hat dich weggerafft,
Die du in Gluten Lebenszeit gestanden.
Den Kranz wind ich für deines Bildes Schaft?
Von Sommerblumen aus der Heimat Landen.
Mit Schwalbenaugen und Vergißmeinnicht
Vermählen sollen sich des Lorbeers Schatten . . .
Du bleibst bei uns Verklärte du im Licht,
Gleichwie der Sommerflor auf unsern Matten.

Maurice von Stern.

Sommerbriefe.

Von

Carl Worms-Mitau.

Nun glauben Sie wohl, verehrter Herr Doktor, daß eine Wolke voll Klagen sich über Sie entladen wird, Klagen über den verregneten Sommer, verdorbene Ernte, ausgebliebene Liebesbriefe, verwaschene Blumenbeete. Keineswegs. Glück muß man haben. Ich weiß nur, daß ich täglich im Walde sein konnte, daß auf meinem Schreibtisch täglich Rosensträußchen dufteten und es am Abend ein lustiges Gespräch und einen guten Tropfen gab. Und wer dann die seltene Sonne doppelt ansah, der durfte einen Sonnentag mehr zählen. Also war dieser Sommer beinahe famos.

Freilich, so eine Siesta nach der Mahlzeit wie bei Ihnen im grünen Gartenwinkel oder so ein Sonnenuntergang über dem See, von ihrer Villa aus gesehen, die gab es diesmal nicht. Aber nach den vielen Sommerfreuden jenseits der Grenzpfähle, verlangte mich nach einem baltischen Sommer, meinem ersten nach 1905. Also lassen Sie sich etwas von dem veränderten Lande erzählen.

Die Natur ist dieselbe noch. Alles fand ich wieder, was da aus der Jugendzeit herüber klingt, duftet und blinkert. Wieder sah mich der Wald nachdenklich an und seine versteckten Moosswege schienen gradaus ins Kinderland zu leiten. Immer noch quillt der Jasmin in weißen Kaskaden über weiche Gartenterrassen, und das Heidemoor leuchtet nachts, mit stillen Glühwürmchen bedeckt. Abends stand der Mars rot funkelnd über der Roggenscheune und Sternschnuppen regneten auf tauschwere

Felder herab. Heiße Tage mit leichtverträumten Gedanken, Mondscheinabende, surrende Ligusterschwärmer am blühenden Geisblatt gab es auch in diesem Jahr. O, all die unzähligen kleinen Wunder auf Schritt und Tritt! So ein bunter Feldgraben mit schönen, freien Gruppen wilder Skabiosen, von dicken Erdbienen durchläutet. Und darüber steht trotzig der blasse Hederich mitten im Hafer. Den Landwirt ärgert's, ihm sage ich es aber auch nicht, das von so viel Schönheit unter so karger Sonne. — Und dazu jeden Morgen das verschämte Lied des Baumpiepers, als wäre ein Kanarienvogel den klugen Menschen entflogen und sänge nur noch über freiem Feldrande. Und abends der Storch, der seinen Kindern alles ausplappert. Und Lerchen und Schwalbenlaute, allstündlich über den Weg gestreut — — wo ich mich am einsamsten glaubte, war ich in lautester Gesellschaft. Nein, daran hatte die Niedertracht der Menschen nichts geändert. Laubschatten und Getreidewogen decken mitleidig die roten Spuren der Revolution.

Aber die Menschen — nun ja, da hat sich viel verändert, schon äußerlich. Auch unter den Deutschen. Baltische Gastfreundschaft findet man gewiß noch, aber schon gedämpft durch die Ungunst der Zeit, bisweilen in der Form von Sommerpensionaten. Die Deutschen sind dünner gesät, sie werden schwerfälliger, als wären Räder an ihren Wagen gebrochen. Sogar die Pastorenkonferenz magert ab, die Kutscher werden schon bisweilen nicht mehr mitgenommen. — Ein lettischer Pastor hier, ein lettischer Doktor da — neue Elemente, die sich erst in die alte Gesellschaft einleben müssen, wie in einen etwas zu weiten Rock. — Und die Gutsgebäude — verbrannt oder unbewohnt. In dem nächstliegenden hatte zwei Jahr lang Militär gehaust.

Bei den Indigenen fällt zunächst angenehm ein größeres Selbstvertrauen auf. Nicht mehr dies hündische Herankriechen und Ärmelküssen. Der Mann fühlt sich, auch im Zimmer des Deutschen. So ein Kutscher kommt freier mit seiner Meinung

heraus, der Vorknecht arbeitet mit mehr bewußter Initiative. Sogar die Köchin waltet unter dem Faſel und den Zigeunern in der Küche ſchon mehr als Herrennatur. Das gibt dem Hausweſen einen ausgeſprochen modernen Zug. — Tritt man aber als Städter ins Landleben hinein, ſo ſpürt man wohl unter dem Volk ein ſtilles Befremden, eine ungern unterlaſſene Frage: was haſt du hier zu ſuchen? weißt du nicht, was in letzter Zeit geſchah?

O ja, die iſt noch wach. Sie redet laut und leiſe, wohin man auch horchen mag.

Schon das iſt ungewohnt modern, daß man auf ſchattigen Waldwegen ſo oft durchweichte Zigarettenkäſtchen, zertretene Mundſtücke der Papyros findet. Des Bauern angekohlte Pfeife iſt ausgegangen. Und da herum ſo viele zerſchlagene Pilze und Wieſenblumen, als wären auch ſie im Preiſe geſunken.

Wie karg iſt Gruß und Gegengruß geworden! Stumm, mißtrauiſch gehen die meiſten vorüber, beſonders die Weiber. Höchſtens ältere Männer grüßen noch zuerſt. Selten wird die Mütze gezogen. Ein einziges Mal forderte ein Wirt mich unterwegs auf, in ſeinen Wagen zu ſteigen, um meine Straße zu kürzen. Auch die Gegengrüße — zögernd, vergrämt. Junge Burſchen taxieren erſt mit herausforderndem Blick, Hüterjungen geradezu frech. Iſt man vorüber, ſo tönt wohl gar ihr Pfiff oder ein kurzes Lachen hinterdrein.

Und doch macht das Volk eher einen unerzogenen als böswilligen Eindruck. Kleine Jungen, die im Zimmer die Mütze abnehmen ſollen, lachen verſtändnislos dazu. Niemand hat es ſie gelehrt. Wo iſt die elterliche Zucht, wo die tüchtige alte Volksſchule geblieben?

In die geſelligen Vergnügungen auf dem Lande iſt ein greiſenhafter Zug gekommen. Wie arm, wie leer ſind die Feſte! Das Bildungsbedürfnis der Letten erſcheint unklar und überſtürzt. So ſah ich jeden Morgen am Waldrande auf einer Bank eine

ganz blasse Petersburger Kursistin sitzen, in Cäsars Gallischen Krieg vertieft. Durchs Semester hatte sie sich durchgehungert. Nun sollte die Heimat ihr wieder rote Backen malen. Aber so sehen Menschen aus, die bald sterben sollen.

Im Gemeindehause werden wohl auch Diskutierabende arrangiert, zu denen die Mütter auch ihre Kleinen mitnehmen. Selbst der Pastor ist geladen, die Themata werden ihm zugestellt: über das Gewissen, über Natur und Glaube, die Ewigkeit und dergleichen. Versucht er es dann ehrlich mit einer offenen Aussprache, so melden sich bald die roten Liberalen und tragen mit einer gewissen Redefertigkeit unverdaute Nietzsche-Weisheit vor, negieren alles, um gebildet zu erscheinen, und der Disput schließt ohne Ergebnis. Mit leeren Köpfen kamen sie, mit leeren sind sie gegangen, aber ihren Diskutierabend haben sie gehabt.

Auch der alte Johannisabend schleicht ohne Poesie verschämt vorüber. Da guckten sie in getrennten Gruppen zur brennenden Teertonne hinauf, hier die Mädchen, dort die Burschen, als verständen sie das Anfassen nicht mehr. Sonst spielte der Hausbursch oder der Hüterjunge die Harmonika, jetzt genierte er sich. Kutscher und Pferdepfleger standen abseits, ohne an einen lustigen Tanz zu denken. Nur das Stubenmädchen fistelte in höchsten Tönen ein unverstandenes Lihgo, den uralten Johannissang. Vom Walde her fröstelte es durch die nebelschwere Stille. Die Feuer schwanden, ihre Funken fielen auf ungesegnete Heimaterde. Es wurde dunkel hinter den Stallungen.

Der Blutbann ist noch immer über uns, rot wie der Mars schaut er herunter auf den entweihten Boden.

Natürlich bitte ich Sie, verehrter Meister, all diese Bekenntnisse durchaus subjektiv aufzunehmen. Eine Kulturgeschichte der Letten mögen andere schreiben. Anders mag es anderorts hergehen, ich aber habe dies andere nicht gespürt. Nur trüber wurde mir zu Mut, als ich gelegentlich auch einen Blick in die Gesinde und Familien tun durfte.

Die patriarchalische Bedeutung des Wirtes, der einst wie ein Häuptling der Schar mit seinem Volk noch den Abendsegen sprach, ist verschwunden. Oft arbeitet er selbst überhaupt nicht mehr und verpachtet das Gesinde auf Halbkorn. Die Arbeit wird von gedungenen ledigen Knechten und Mägden geleistet. Knechtsfamilien im Gesinde gibt es kaum mehr. Und die Wirtstöchter werden höhere Töchter in der Stadt, die Söhne studieren, wie, das haben sie 1905 bewiesen.

Affenliebe der Eltern, Scheu vor den gebildeten Kindern haben schnell die Autorität im Hause untergraben. Ich habe einen 93jährigen Greis heimlich vor seinen Söhnen zu deutschen Nachbarn entweichen sehen, sechs Werst zu Fuß, durch den nassen Lehm der Landstraße. Lieber so, als bei seinen brutalen Kindern bleiben. Fast mit Gewalt mußte man ihn endlich zur Heimfahrt bewegen. Und eine junge Knechtsfrau erklärte, daß sie keine Zeit habe, den schlimmen Fuß der Schwiegermutter zu verbinden. Sie ließ es täglich wie selbstverständlich von deutschen Frauen im nahen Pastorat geschehen.

Wie anders ist es in Kirche und Haus geworden, in Gottesdienst und Familie. Vorüber ist es mit dem Zauber der Lebenskraft starker Familienbande. Daß nicht nur schlechtes Wetter die Leute von den Kirchen fern hält, ist nach 1905 wohl erklärlich. Aber welche Leere, welche Lücken nun auch im lettischen Hause! Wo sind sie hin? Erschossen, geflohen, verreist, verschollen. — Und dazu der immer schroffere Gegensatz zwischen Wirt und Knecht.

Einer Trauung wohnte ich bei, der junge Wirtssohn heiratete eine Magd. Die Arme mußte Spießruten bis zum Altar laufen und im Gesinde erwartete sie eine Megäre von Schwiegermutter.

Und dann diese seltsamen Verschiebungen in der Familie. Ich lernte einen Knecht kennen, einen drolligen, dicken Knaben. Eigentlich war er der Mann einer wohlhabenden Wirtin. Für ihren kleinen Sohn aus erster Ehe hatte er die Felder bestellt. Und sie hatte ihm eine Tochter geboren. Als aber der Majoratsherr zu seinen Jahren gekommen war, da konnte der Mohr gehen. Er war also nur Prinzgemahl gewesen und schläft jetzt

in der Knechtsstube des Pastorats. Und der Herbstwind pfeift durch die Löcher seiner Joppe. Wer die stopfen soll, wird wohl erst gerichtlich entschieden werden müssen. Ein Wunder, wie still vergnügt er dabei noch an meinem Fenster vorbeifederte, und in den Roggenstand drang er hinein, als hätte er einen Kork im Leibe.

Unter blühenden Bäumen schreibe ich Ihnen dies. Zu einer Laube gedacht, stehen sechs Linden um mich her, jede wohl 200 Jahre alt, 70 bis 80 Fuß hoch. Die sind noch aus alter Zeit. Ihre Zweige kriechen wie Riesenleiber einer Schlangengruppe in phantastischen Windungen über das Gras hin und schleifen schwere Laubschleppen hinterdrein. Bis in die Wipfel hinein ist alles von Bienen durchsummt, und ein Duft ist ringsum, als richtete sich die Natur zu einem Feste her.

Und dort am Gartenzaun hockt auf einem Stein ein lettischer Invalide und nickt vor sich hin. Oft sitze ich bei ihm und er erzählt mir von seinem Volk. Vor dreißig Jahren gingen wir zusammen auf den Schnepfenstand und knallten lustig hinter dem einschlafenden Erlenbruch. Jetzt schleppt er sich als Stelzfuß mühsam hin. Er kann sich auch nicht in die neue Zeit finden und sieht in sie hinein wie in blendende Lohe.

Und doch — das Grauen, welches mich anfangs unter diesem Volke befiel, ist allmählich einem kleinen Mitleid gewichen. Sie begreifen langsam, wie tief sie heruntergebracht sind. Die Besten unter ihnen erkennen, daß die paar Schandblätter, Juden und halb gebildeten Gesellen sie nicht frei, nicht glücklich gemacht haben, wohl aber durch und durch schlecht, schlecht bis in Blut und Knochen hinein. Und so ist neben aller künstlichen Geschwollenheit, aller Wageluft und Hetze eine Mutlosigkeit über sie gekommen, die auch wieder befremdend durch Ehe und Familie schleicht. Ihre Dreifelderwirtschaft haben sie längst abgeschafft, dafür aber eine Zweikinderwirtschaft eingeführt, die immer bedenklicher um sich greift. Wenn man überschlägt, daß in der Revolution zu Hunderten junge Leute von 17 bis 25 Jahren,

also auch ebenso viel zukünftige Familien umgekommen sind, und daß es nun in den Kinderstuben so unheimlich still wird, dann kann einem wohl bange werden um solch einen Völkersplitter, bei einem Volk, das den Unsegen modernster Bildung zu schnell erfahren hat. Das könnte der Anfang vom Ende sein.

Und es ist doch eigentlich ein gesundes, zähes Volk. Jauchzend habe ich sie einst von der Feldarbeit kommen sehen, radschlagend den einen, einen schön gebauten Kerl mit langem, rotblondem Bart. Ein anderer hatte seinen Vordermann unter allgemeinem Gelächter wie ein Kind gefaßt und trug ihn auf seinem Handteller wiegend wie ein Kind. Und erst der alte Gulberg, der der Annette trotz seiner 60 Jahre, trotz weißer Haare die Ehe anbot. Wie jagte er sie über Brücken und Gräben durch den Park, daß sie kreischend durch die Büsche stob, um seiner Liebkosung zu entgehen! Und gekriegt hat er sie doch.

Singend, im Putz weißer Schürzen, zogen sonst die Hausmädchen zum Roggenschnitt aus wie zu einem Feste. Jetzt sah ich sie stumm, unlustig über das Feld schleichen, plumpe Handschuhe an den derben Händen. Der rote Bann ist auch noch über ihnen.

Aber das Blut ist noch dasselbe und das ist doch gesund. Erst gestern sah ich einen Prachtbuben von zwei Jahren. Er nährte sich noch von Muttermilch, verschmähte aber auch Häring und Saubohnen nicht und lutschte, wenn die Mutter gerade nicht aufzutreiben war, an einer Speckschwarte. Dabei standen ihm die Backen im Gesicht wie Kürbisse auf dem Komposthaufen, mitten im August.

Kann es also nicht wieder werden, wie es war? Kann lettisch und deutsch nicht wieder beieinander sein? Kaum glaublich, wenn auch bei den Landischen vielleicht ein besserer Wille vorauszusetzen ist als bei den Städtern. Der Riß ist zu tief gegangen. Beide Teile werden erst noch viel zu vergessen haben.

Jüngst fiel mir das auf dem Kirchhof ein, der so manche ergreifende Geschichte zu erzählen weiß. Da sind die Gräber der Erschossenen, auf manchen brennend rote Pelargonien, blut-

rote Nelken, andere prunklos, schon halb vergessen. Eins ist an der Mauer, über sie hinweg führt ein Steg zum nahen Gesinde. Über diesen Steg kommt täglich eine alte Frau und schmückt des Sohnes Grab. Täglich frische Blumen, in Töpfen und Scherben. Ein poliertes Granitkreuz steht da mit der Inschrift: Es esmu tewi mihlojis ar muhschigu mihlestibu — ich habe dich je und je geliebt. Darunter nur der Name des 29jährigen Wirtes. Seitwärts lehnt an's Akazienbuschwerk ein Holzkasten, darin ein Lorbeerkranz aus Silberflitter und die Photographie des Toten. So schaut er aus dem grünen Winkel auf sein eigenes Grab.

Ich habe dich je und je geliebt.

Wie er sich das gedacht oder gar gesprochen hat, das Trosteswort? Zu wem? Zum Leben, zur Mutter, zu Gott oder gar zu seinem Volke? Der Stelzfuß hat mir von ihm erzählt. In der Not der Zeit hat er sogar wieder beten gelernt und auf den Meetings andre zur Besinnung bringen wollen. Sein Pastor hat sich für ihn verwandt, als die Strafexpedition kam, und ihm sollte nichts geschehen. Da aber die Schuldigen entflohen waren und ein Beispiel statuiert werden mußte, hat man ihn doch von Gericht zu Gericht geführt. Und als er schon in die Freiheit zu fahren meinte, da ist es geschehen. Am Grabenrande, ein Bajonettstich in der Brust, eine Kugel durch die Schläfen. Die Mutter hat die Leiche abholen dürfen, zur Bestattung, aus besonderer Gnade.

Beim Fluchtversuch erschossen — lautete der Rapport.

„Der hat nie an Fliehen gedacht", schloß der Alte seinen trockenen Bericht. Aber das Grab schweigt und die Blumen welken an seinem Rande.

Wird der tiefe Riß zu heilen sein?

In Jahrzehnten vielleicht, im Kampfe um das tägliche Brot auf derselben Scholle. Aber es wird doch nur mehr ein Waffenstillstand sein. Denn der Blutrausch war damals über uns allen und unter seinem Bann stehen wir heute noch, werden auch noch morgen darunter stehen.

Unterwegs zum benachbarten Schloß begegnete mir vorgestern ein alter Bauer. Er führte einen Sarg auf seinem Wagen. Wohin damit? Hatte ich doch nichts von einem Todesfall im Gebiet gehört.

Ja, seine Alte machte es nicht mehr lange. Zwei Nächte schon hatte er neben dem Bette Licht gebrannt und der Kauz hatte in's Fenster gerufen. Dann mußte sie doch sterben. Und zum Pastor wollte er auch noch, wegen der Beerdigung. Mechanisch zählte er die Tage an den Fingern ab.

„Heute haben wir Mittwoch. Morgen wird sie sterben. Also habe ich den Sarg schon gekauft, denn bis Sonntag hält sie sich nicht mehr. Der Pastor wird früher kommen müssen. Was soll man machen!"

Und weiter fuhr er, gleichgültig, gräßlich gleichgültig in jeder Bewegung, in jedem Ton. So werden sie alle. Der Tod kommt ihnen wie eine Erlösung nach dumpfen Tagen, und die Erinnerung scharren sie in ihren Gräbern ein. — Sie sind zu müde, sie vom Kirchhof nach Hause zu tragen.

Und nun zum Schluß die Beanwortung einer Gewissensfrage. Sie erkundigen sich, mein lieber Herr Doktor, danach, was wir Balten unter solch einem Volk noch von der Zukunft erwarten, und fügen die freundliche Aufforderung bei: kommen Sie lieber heraus zu uns. Das mag sehr verlockend klingen, aber eins weiß ich ganz genau: wir werden im Lande bleiben, denn wir wurzeln darin. Es gehört gar kein besonders großes Heldentum zu diesem Entschluß, denn er ist notwendig, selbstverständlich und gut. Wir werden bleiben, mit all unsern großen Vorzügen und noch größeren Fehlern. Denn ohne diese Heimat, ohne seine Vereinsamung ist der Balte nichts. Er muß sie sehen können, die stille Schönheit seines Landes, diese großen, weißen, nachdenklichen Wolken, die leise über das Schaumkraut der Wiesen hinwandeln. Er muß den Segen dieses Bodens sehen, diese bedächtigen Erntewagen vor dem Scheunentor, diese Herden, schwerfällig hinwandelnd durch die Birkenbüsche am Waldrand. um die bestaubten Bremsen sich abzustreifen. Leise rauschend, schlagen die grünen Äste im Sonnenschein hinter ihnen zusammen.

Harmonikaklang, Teergeruch der Jahrmärkte, Judenjargon und anderes mehr, — wir würden es in der Fremde entbehren, nicht zuletzt lettische Sitte, lettische Nachbarschaft. Davon kommen wir nicht los, wenigstens wir Älteren nicht. Das ist das Tragische in unserm Widerspruch.

Was die lettische Wärterin uns erzählte, was wir mit Kutschers Kahrling getrieben, das gehört zu unserer Eigenart. Und dazu haben wir ja unsere Vereine der Deutschen, daß diese Eigenart uns zusammenhalten soll, uns zusammenscharen zu gemeinsamer Arbeit und Erholung.

Dazu brauchen wir auch unsern Kampf. Also lassen Sie ihn uns, mit seinen Aufregungen, Hoffnungen und Waffenstillständen.

Besuchen werden wir Sie da draußen, recht oft, womöglich alljährlich und uns die Lungen vollpumpen mit deutscher Luft, deutschem Sauerstoff. Dann aber werden wir still versöhnt zu unsern Schatten wieder zurückkehren.

Ein freundliches Interesse von da draußen her mag uns begleiten. Und aufmunternd soll es in unsere Vereine hereinklingen:

Vergiß nicht, daß du ein Deutscher bist!

Gedicht

Von

E. von Böttticher-Römershof.

Herbst.

Wenn im Walde leis die ersten bunten Blätter sinken,
Tage wonnig strahlen in der Sonne Glanz,
Frucht und Beere reif aus Busch und Wipfel winken,
Letzte Blüten winden sich zum schönsten Kranz,
Ruhevoll in still besonntem Laub die Grille schwirrt,
Sonst kein harter Klang in Waldesfernen sich verirrt, —
Wandelt einmal noch der Schöpfer durch die Flur
Paradieseshauch auf seiner Spur. —



Schloßterrasse im Park von Burtneck.

Schloß Burtneck am See und der Blauberg.

Ein Beitrag zur baltischen Heimatkunde

Von

Carl Hunnius.

Der Burtneckſee oder Aſtijärwe, wie er in den früheſten Zeiten hieß, gehört zu den älteſtbekannten und intereſſanteſten Gebieten unſerer Heimat. Wenn wir vom Lubahnſchen See abſehen, der nur zum Teil in Livland liegt und auch den Peipus nicht zu den ausſchließlichen Heimatſeen rechnen können, ſo wäre der Burtneckſee der zweitgrößeſte Livlands, den nur noch der Wirzjärw an Größe übertrifft. Nicht nur in archäologiſcher Beziehung als Sitz einer Urbevölkerung aus dem Knochen- und Steinzeitalter bieten uns die hier in reicher Menge ausgegrabenen Reſte der Anfänge einer prähiſtoriſchen Kultur ein ziemlich deutliches Bild von der Nahrung und Daſeinsweiſe der von Fiſcherei und Jagd lebenden Ureinwohner unſeres Landes, — es ſtoßen an den Fluten des Aſtijärw auch die drei heidniſchen Volksſtämme aus der älteſten Zeit unſerer Geſchichte zuſammen, in deren faſt ungeſtörtem Beſitz vor der Ankunft der chriſtlichen Deutſchen ſich Livland befand. Wir ſind in bezug auf dieſe älteſten, oft mit großer Grauſamkeit unter einander geführten Kämpfe hauptſächlich auf die Chronik Heinrichs von Lettland angewieſen, der die Quelle für die Urgeſchichte unſeres Landes iſt und auch über die erſten Zuſammenſtöße mit den eingewanderten Deutſchen, die das Land der europäiſchen Kultur

eroberten, oft mit großer Ausführlichkeit, häufig als Zeitgenosse und Augenzeuge zu berichten in der Lage ist.

Sehr übersichtlich veranschaulicht uns Dr. A. Bielenstein[1]), einer der verdienstvollsten Erforscher der Urgeschichte unserer Heimat, in seinem Kartenwerke die Gruppierung der Völkerschaften um den Astjärw um 1250. Im Nordwesten des Sees wohnen die Liven in der Landschaft Metsepole (soviel wie Waldgegend), deren Gebiet sich um diese Zeit noch zusammenhängend von Dondangen, über Sigund, Lennewaden, Ascheraden, Wenden, Thoreida bis zur Salis erstreckt. Im Norden sitzen die Esten, welche die Gegenden von Werro, Dorpat, Fellin und Pernau unter den drei alten Landschaftsnamen Sontagana, Saccala und Ugaunia bewohnen. Im Osten und Süden grenzen an den Astjärw die Letten in den heutigen Kirchspielen Burtneck, Wolmar, Trikaten, Papendorf, Wohlfahrt, Luhde-Walk, Adsel, Smilten und Palzmar. Dieses dem Orden und dem Bischof Albert von Riga gehörende Land (nach den Teilungsurkunden vom Jahre 1212 und 1224) führte den alten Landschaftsnamen Tolowa. Einen eigenen Namen besaßen das nördlichste Stück an dem Zufluß zum Burtnecksee der Sedde, der Ymera des Chronisten Heinrich, — das südwestlichste Gebiet von Idumaea und das Gebiet um Wolmar, das einst Autine hieß. Das Ordensgebiet reichte bis an den Burtnecksee, wo sich bereits im Jahre 1284 ein Ordensschloß erhebt, das also mit dem heutigen Schloß Burtneck identisch ist.

I.

In jenen alten Zeiten, wo die heidnischen Völker der baltischen Länder beständige Fehde unter einander übten und durch nachbarliche Raubzüge der Litauer und Russen heimgesucht wurden, mußte man auf Zufluchtsörter bedacht sein. Sie waren das wertvollste Eigentum und hier bargen sich die Wehrlosen vor der Habgier und dem Blutdurste der Feinde. Anfangs dienten

[1]) In seinem Atlas der ethnologischen Geographie des heutigen und des prähistorischen Lettenlandes (Beilage zu den Grenzen des lettischen Volksstammes). Riga, Kymmel 1892. 2 Rbl.

hierzu Wälder, verborgene Höhlen und durch unzugängliche Sümpfe geschützte Plätze. Dann errichtete man an hohen, durch die Natur geschützten Stellen hölzerne, mit Pallisaden befestigte Burgen, — der Steinbau ist erst durch die Deutschen bekannt geworden, — aus welchen Steine, Speere und Feuerbrände auf die Angreifenden geschleudert wurden. Die ins Land kommenden Deutschen haben die meisten dieser Bauernburgen, die im Besitze der verschiedenen Stammesältesten und -Häuptlinge waren, nach denen sie auch häufig benannt wurden, zerstört und festere Schlösser nach deutschländischem Muster an die Stelle gebaut, die außer festen Wohngebäuden besondere Ringmauern mit Türmen erhielten, welche von einem tiefen Schloßgraben umgeben waren. Hier hielten oft wenige Verteidiger dem Feinde stand und erst die Erfindung der Schießwaffe trug das alte Rittertum zu Grabe, nachdem es mit der Begründung dieser großartigen Werke seine Mission erfüllt hatte, in Wahrheit die Humanität zu fördern und das wilde Land einer höheren Kultur zuzuführen. Die Namen dieser Burgen, deren Ruinen wir heute bewundern oder die modernisiert und umgebaut in privaten Besitz übergegangen sind, — verraten oft deutschländischen Ursprung. Sie werden so Grenz- und Denksteine germanischer Bildung. So gab z. B. die Schweiz der Stadt Goldingen ihre Benennung. Dahlen, Ringen, Schwaneburg und Wenden kamen aus Rheinpreußen. Sächsischen und preußischen Ursprungs sind wohl Ronneburg und Marienburg. Kleine norddeutsche Ortschaften übertrugen ihre Namen auf Hapsal und Weißenstein. Dabei folgten die Einwanderer auch darin den Traditionen des Mutterlandes, als sie sich meist für die Wahl dieser festen Punkte die schönsten Stellen des Landes erwählten. Die kriegskundigen Deutschen errichteten in der Regel ihre steinernen Schlösser dort, wo sie eine ähnliche, von den Landeseingeborenen errichtete, wenn auch unvollkommene Befestigung vorfanden. Dieser Umstand spricht darum auch von vornherein zunächst für die Annahme, daß das spätere Ordensschloß Burtneck, das man mit der alten heidnischen Burg Beverin identifiziert hat, sich auf derselben Stelle erhoben haben könne. Da das alte, hochberühmte

Beverin, sofern sich Sagen daran knüpfen, in naher Beziehung einerseits zum nah gelegenen Burtneckſee, andererseits zum ferner liegenden Blauberg erscheint, sei später auch auf den letzteren Rücksicht genommen, sofern er dem Sagenkreise um Schloß Burtneck angehört und in der Tradition mit diesem in Verbindung auftritt. Der kleine Exkurs wird uns überaus wichtige und interessante Einblicke in die religiöse Vorstellungswelt der alten heidnischen Ureinwohner unseres Landes gewähren, sofern es sich beim Blauberg um eine heilige Opfer-Kultusstätte der Urzeit handelt.

Die Lage des alten Beverin endgültig festzustellen wird wohl unmöglich sein. Daß es in der Landschaft Tolowa sich befunden haben muß, steht jedenfalls fest. Dr. Bielenstein, der in seiner Bestimmung am meisten von der landläufigen Tradition, die es an den Astjärw versetzt, abweicht, sucht es am Waidausee in der Parochie Papendorf, die er freilich auch zum alten Tolowa rechnet. Hier findet sich ein uralter mit düsteren Koniferen bewachsener Burgberg, auf dessen Hochfläche ein friedlich vom Fichtenwalde umgebener stiller, grüner Platz liegt, der noch heute zu Volksfesten benutzt wird. Prächtig ist der Blick auf den waldumsäumten, herrlichen und tief stillen See, der hart zu Füßen des alten Burgberges sich hinzieht und in dessen klaren Gewässern sich die schlanken, dunklen Bäume widerspiegeln. Ich gedenke mit Vergnügen eines stimmungsvollen Sommerabends des Jahres 1909, wo ich in Begleitung des liebenswürdigen Pastors von Papendorf und seiner Gäste in dieser Waldeinsamkeit ein erfrischendes Bad nahm, und die ganze Situation mit der romantisch und abenteuerlich aus dem Waldesdickicht gähnenden gewaltigen Steinhöhle, in deren groteske Öffnungen man vom See her blicken kann mich so sehr an die Situation aus der „Götterdämmerung" (oder aus dem „Siegfried") von Richard Wagner erinnerte, wo der Held von der ragenden Felshöhe auf die vom Gesange der Rheintöchter wiedertönenden, im Abendglanze schimmernden, friedlichen Fluten herniederblickt. Mir fiel auch das schöne Gedicht Heinrich Leutholds ein, wo in kaum übertroffener Weise der stille Liebreiz dieses Waldidylls seinen unsterblichen poetischen Ausdruck gefunden hat.

Wie bist du schön, du tiefer, blauer See!
Es zagt der laue West, dich anzuhauchen,
Und nur der Wasserlilie reiner Schnee
Wagt schüchtern aus der stillen Flut zu tauchen.

Hier wirft kein Fischer seine Angelschnur,
Kein Nachen wird auf deinem Spiegel gleiten;
Wie Chorgesang der feiernden Natur
Rauscht nur der Wald durch diese Einsamkeiten.

Waldrosen streun dir ihren Weihrauch aus
Und würz'ge Tannen, die dich rings umragen,
Und die wie Säulen eines Tempelbaus
Das wolkenlose Blau des Himmels tragen.

Soviel läßt sich feststellen, daß das alte Tolowa, wo wir Beverin zu suchen haben, das in der Folge noch oft in den Sagen vom Burtneck und Blauberg uns aufstoßen wird, — das Wassergebiet der mittleren Aa von Wenden exklusiv aufwärts eingenommen, westlich den B.schen See und nordöstlich oberhalb der Sedde (Ymera) die Grenzen der Esten (Ugaunia) erreicht hat. Über die Ausdehnung Tolowas nach Osten finden wir nur ein einziges (indirektes) Zeugnis, daß T. den Großfürsten von Pleskau tributpflichtig gewesen sei, schon ehe die Deutschen ins Land kamen. Um diese Zeit empfingen die Letten auch das byzantinische Christentum von dort her[2]).

Das Wort Beverin kommt jedenfalls von Beber her, also eigentlich Bebrin. Wir haben an den Biber zu denken, der in alten Zeiten, wie Funde von Knochen am Burtnecksee beweisen, hier häufig gewesen sein muß[3]).

---

[2]) Dr. A. Bielenstein. Die Grenzen des lettischen Volksstammes usw. Ein Beitrag zur ethnologischen Geographie und Geschichte Rußlands. Riga Kymmel 1892. 7 Rbl.

[3]) In den Regesten vom 25. Januar 1212 im Königsberger Archive wird der allein richtige Name Bebernine genannt. Heinrich von Lettland konnte sich nicht nach Beverin nennen, da das keine Bezeichnung einer bestimmten Landschaft war, sondern eines castrum in Tolowa, das Talibald gehörte. Er lebte nicht einmal in jener Burg.

Die Gegend von Tolowa mit der Bauerschanze Beverin, dem Dorfe Rameko und der Landschaft Trikaten werden häufig vom Zeitgenossen Heinrich von Lettland als Herrschaftsgebiet des Ältesten Talibald von Beverin und seiner Söhne Waribul, Drunwald vom Astijärw und Rameko und der Ältesten Dole und Payke genannt. Erst Talibalds Söhne nehmen den lateinischen Glauben an und schließen Freundschaft mit den Deutschen. Der Provinzälteste, der im Schlosse Beverin wohnte, kommandierte die Letten an der Ymera und war ihr Befehlshaber. Am Burtneckschen See war der Sammelplatz, wenn man gegen die Esten nach Sakkala und Ugaunien zog.

Am See herrschte Drunwald, Talibalds zweiter Sohn. Das heutige Gut Duhrenhof, wo sich auch ein Burgberg befindet, erhält die Erinnerung an seinen Namen wach. Das Gut Ramkau mit seinem alten Burgberg weist auf das Herrschaftsgebiet des dritten Sohnes hin. Dieses Ältestengeschlecht am Burtneck mit den ihm untergebenen Letten zeichnet sich durch seine Glaubens- und Bundestreue den Deutschen gegenüber aus.

Wir sehen sie wiederholt im Verein miteinander die räuberischen Einfälle der Esten siegreich zurückschlagen. Ausführlicher berichtet uns der Chronist Heinrich im XII. Kapitel einen dieser Kriegszüge aus dem Jahre 1208, nachdem der Kern des Lettenvolkes die Taufe empfangen hatte. Die verbündeten Letten und deutschen Ordensritter brechen mit großem Kriegsheere in Ugaunien ein (von Trikaten bis nach Dorpat), überall raubend und brennend. Nach Hause zurückgekehrt, bereiten sie sich gegen den Rachezug der Esten vor. Diese lassen auch nicht lange auf sich warten, brechen in Trikaten ein, verbrennen einen Letten, namens Wardeke lebendig, nehmen andere gefangen, verheeren Felder und Wohnungen und belagern das feste Beverin. Die Einwohner der Burg verteidigen sich, bevor ihnen die Deutschen noch aus Wenden zur Hilfe eilen konnten, so tapfer, daß die Esten resultatlos nach Hause müssen. Aus dieser Belagerung Beverins, die durch Dichtung und Musik vielfach später verherrlicht worden ist, stammt jene Episode, die uns Heinrich aufbewahrt hat. Der Name des priesterlichen Barden, den uns Heinrich nicht ausdrück-

lich nennt, ist von einigen mit dem Chronisten selbst identifiziert worden, doch finden wir in der Quelle keine Anhaltspunkte dafür, der wir im Nachstehenden wörtlich folgen:

„Auch ihr Priester, der damals im Schloß zugegen war, stieg um den Sturm der Esten wenig bekümmert auf den Schloßwall und flehte zu Gott. Und die Barbaren hielten an, als sie den süßen Gesang und den scharfen Klang des Instrumentes vernahmen, denn sie hatten dergleichen in ihrem Lande nicht gehört und ließen ab vom Streite und fragten nach der Ursache so großer Freudigkeit. Die Letten aber erwiderten, sie seien froh und lobeten den Herrn, weil sie, nachdem sie kürzlich die Taufe empfangen, sähen, daß Gott für sie streite. Da machten die Esten Vorschläge zur Herstellung des Friedens. Aber die Letten antworteten:

„Noch habt ihr, was ihr den deutschen Kaufleuten geraubt und was ihr uns oftmals genommen, nicht zurückgegeben. Aber zwischen Christen und Heiden kann weder ein Herz und eine Seele sein, noch irgend ein fester Friede, wenn ihr nicht dasselbe Joch des Christentums und ewigen Friedens mit uns auf euch nehmet und einen Gott verehret".

Als die Esten solches vernahmen, wandten sie sich gar verdrießlich von der Burg weg, die Letten folgten ihnen und verwundeten ihrer viele."

Mittlerweile hatte eine Botschaft der Tolower durch die Nacht den Ordensmeister Volquin in Wenden erreicht, dessen Hilfe zur Verfolgung der Esten erbeten war. Dieser erreicht frühmorgens mit eilends zusammengerafften Letten und deutschen Rittern etwa 16—17 Stunden nach Abfertigung der Botschaft anfangs Dezember Beverin und verfolgt den abziehenden Feind bis zum Abend. Da ein heftiger Frost die Erde erstarren macht, so daß die Pferde hinkten, gelingt es den Esten ihre Heimat zu erreichen. Die Beveriner, über die Tötung der Ihrigen betrübt, sammeln die umwohnenden Letten unter den Tapfersten ihrer Anführer Russin und Waridote zu einem neuen Rachezug in das estnische Saccala, dem eine Menge Dörfer und Bauernhöfe zur Beute fallen, wo dieses Mal auch Weiber und Kinder nicht geschont und 500 der tüchtigsten Leute und Ältesten getötet werden, bis die Arme vom unaufhörlichen Morden erlahmen. Eine große Beute von Pferden, Ochsen, Kühen und jungen Mädchen, die in die Sklaverei wandern, begleitet den Heimzug der Sieger, die sich am Astijerwe niederlassen, während die Esten ihre Toten auflesen, verbrennen und unter Wehklagen und Trinken zur Erde bestatten. Hier

teilen sie ihre glücklich erbeuteten Reichtümer und kehren nach gehaltenem Rasttag gen Beverin zurück, wo der „Sonntag gaudete“ (III. Advent 13. Dezember) mit dem Ordensbruder Berthold aus Wenden, ihrem Priester und einigen Kriegsknechten und Steinschleuderern des Bischofs von Riga, denen sie von ihrer Beute Gastgeschenke überreichen, mit Dankgebeten gefeiert wird.

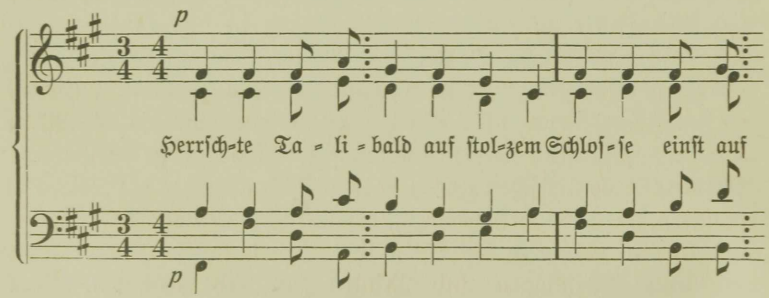
Den obigen, vom Chronisten verewigten Vorgang hat auch der bedeutendste lettische Komponist der Gegenwart, Professor J. Wihtol in St. Petersburg, zum Gegenstand einer gekrönten Preiskomposition gewählt, die auf dem lettischen Sängerfest in Riga gesungen wurde. Es ist die kraftvolle und schöne, von eigentümlich altertümelndem Charakter und Rhythmus getragene, an die Taboritengesänge des Mittelalters erinnernde Ballade für gemischten Chor und Orchester „der Barde von Beverin“, (Text von Auseklis-Mikus Krogsem), die wir im folgenden sowohl nach Wort wie Ton wiedergeben.

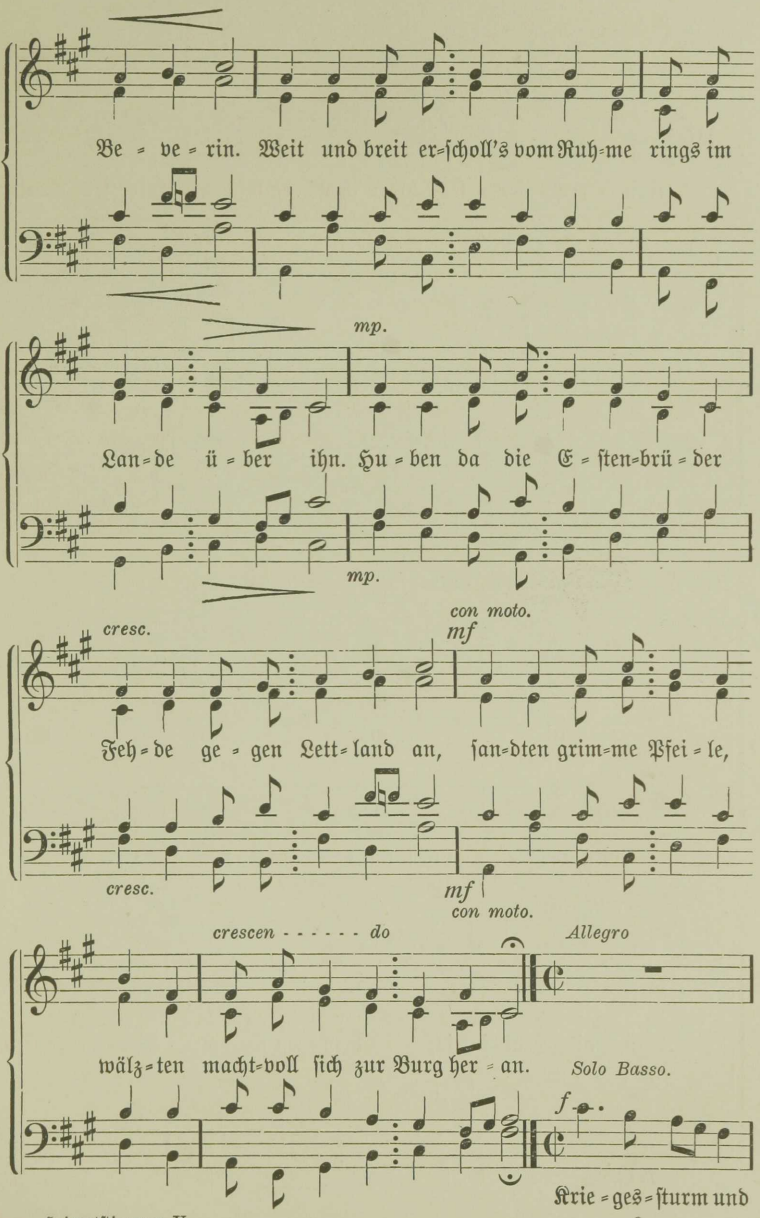
Der Barde von Beverin. (Gemischter Chor.)

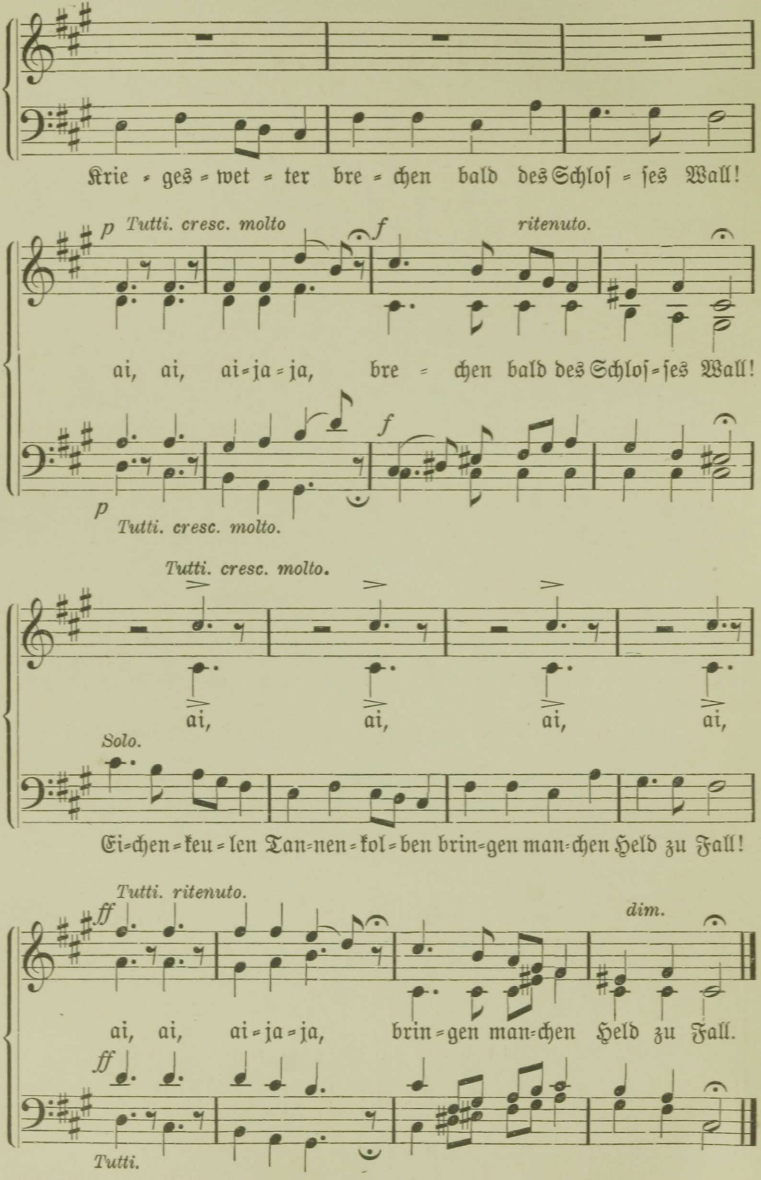
Gekrönte Preiskomposition von Professor Wihtol.

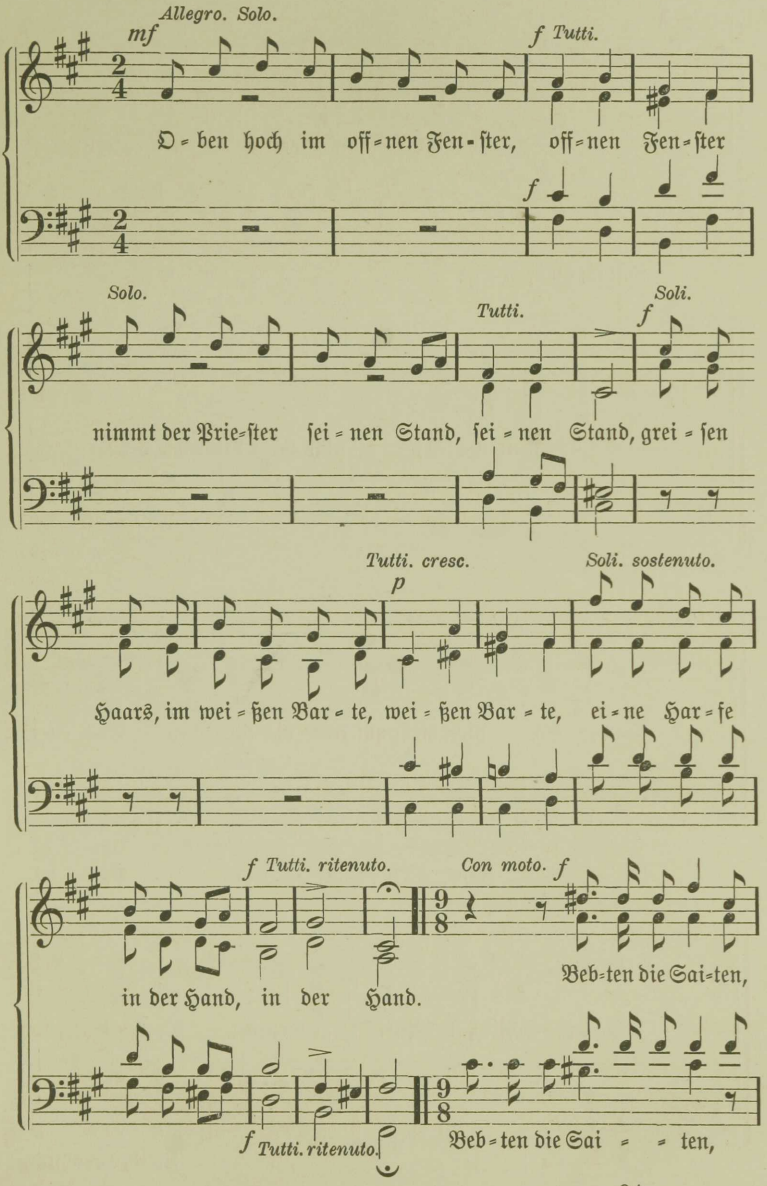
Text von Mikus Krogsem.
Übertragen von Carl Hunnius.

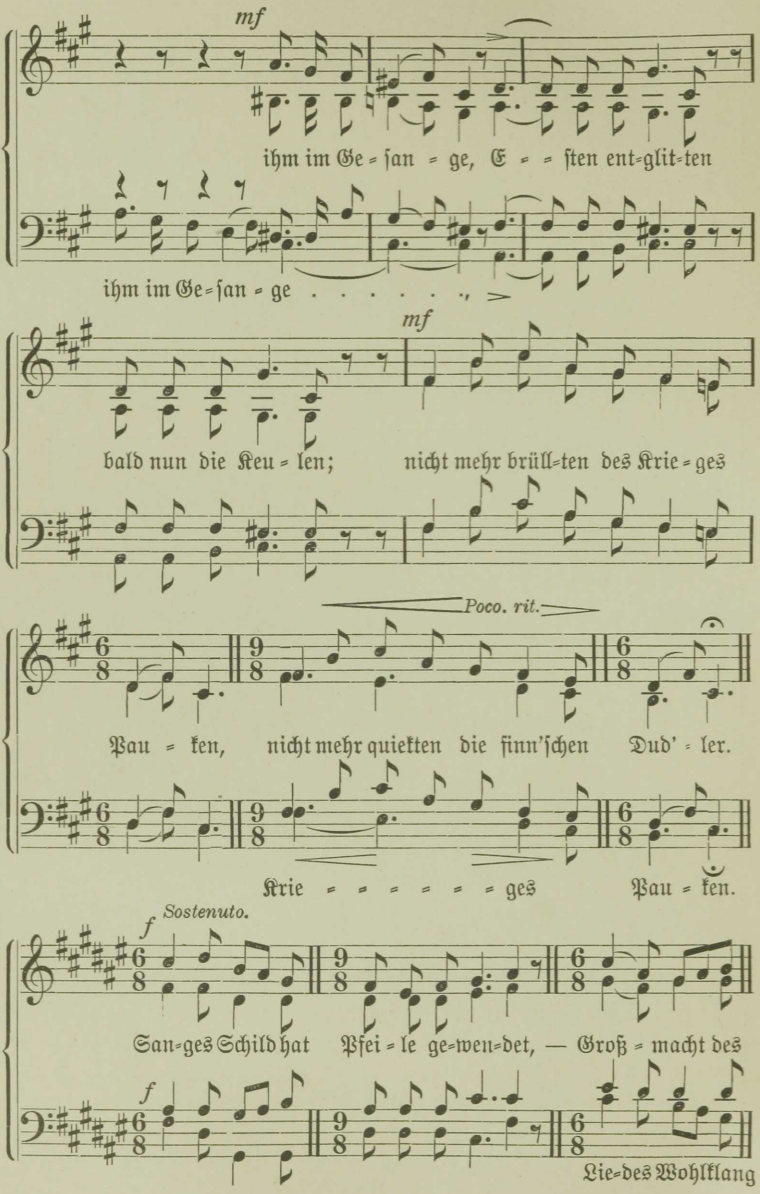
Andante tranquillo.

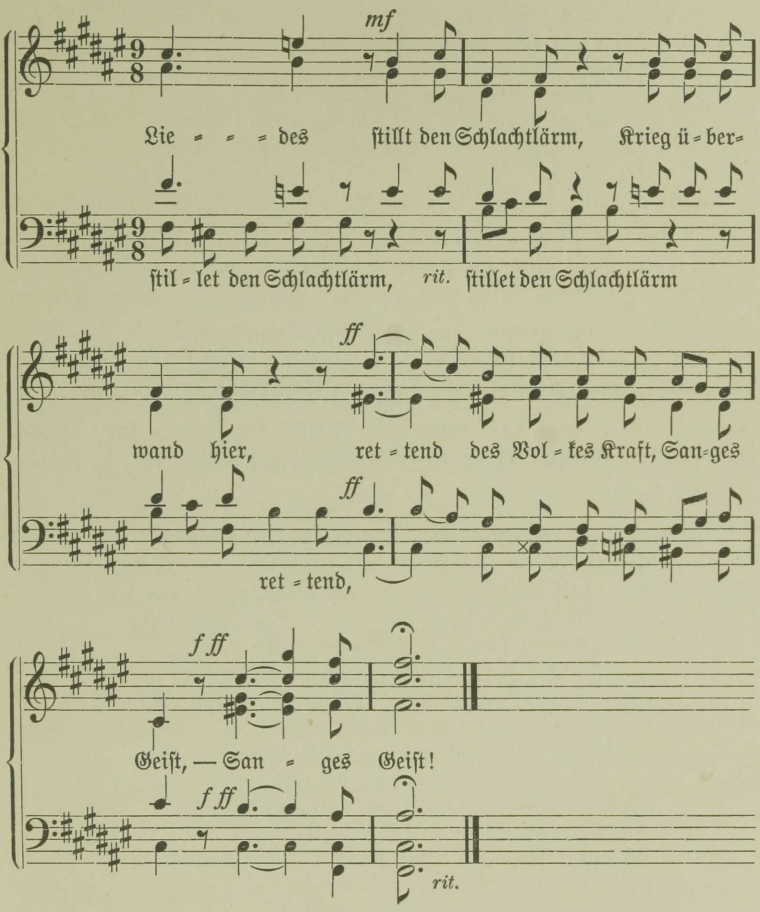



Be = ve = rin. Weit und breit er=ſcholl's vom Ruh=me rings im
mp.
Lan=de ü = ber ihn. Hu = ben da die E = ſten=brü = der
mp.
cresc.
con moto.
mf
Feh=de ge = gen Lett=land an, ſan=dten grim=me Pfei = le,
cresc.
mf
con moto.
crescen - - - - - - do
Allegro
wälz=ten macht=voll ſich zur Burg her = an.
Solo Basso.
f
Krie = ges=ſturm und


Krie = ges = wet = ter bre = chen bald des Schloſ = ſes Wall!
p Tutti. cresc. molto
f
ritenuto.
ai, ai, ai = ja = ja, bre = chen bald des Schloſ = ſes Wall!
f
p
Tutti. cresc. molto.
Tutti. cresc. molto.
ai, ai, ai, ai,
Solo.
Ei = chen = keu = len Tan = nen = kol = ben brin = gen man = chen Held zu Fall!
Tutti. ritenuto.
ff
dim.
ai, ai, ai = ja = ja, brin = gen man = chen Held zu Fall.
ff
Tutti.


Allegro. Solo.
mf
f Tutti.
O = ben hoch im off = nen Fen = ster, off = nen Fen = ster
f
Solo.
Tutti.
Soli.
f
nimmt der Prie = ster sei = nen Stand, sei = nen Stand, grei = fen
Tutti. cresc.
p
Soli. sostenuto.
Haars, im wei = ßen Bar = te, wei = ßen Bar = te, ei = ne Har = fe
f Tutti. ritenuto.
Con moto. f
in der Hand, in der Hand.
Beb = ten die Sai = ten,
f Tutti. ritenuto.
Beb = ten die Sai = = ten,


mf
ihm im Ge = ſan = ge, E = = ſten ent=glit=ten
ihm im Ge=ſan = ge . . . . . ,
mf
bald nun die Keu = len; nicht mehr brüll=ten des Krie = ges
Poco. rit.
Pau = ken, nicht mehr quiekten die finn'ſchen Dud' = ler.
Krie = = = = = = ges Pau = ken.
f Sostenuto.
San=ges Schild hat Pfei = le ge=wen=det, — Groß = macht des
f
Lie=des Wohlklang



Das „Inland“ 1852 brachte ein anderes Gedicht, „Die Macht des Gesanges“, von einem ungenannten Verfasser T., das aus dem Jahre 1832 stammt und eben dieses Ereignis poetisch darstellt. Der Estenführer ruft sein Heer gegen die schimmernden Zinnen von Beverin heran, das mit dem Rufe „O Jummala, hilf uns!“ aus dem düsteren Grün des Föhrenwaldes hervorbricht.

Die Rechte zückt drohend die Streitaxt, das Schwert,
Die Linke schwingt lodernde Blitze,
Errafft von Jummalas Opferherd
Zu furchtbar heil'gem Geschütze.
So stürmt durch die Nacht die erbitterte Schar,
Die Rechte, der Blick droht den Christen Gefahr.

Bereits sind die Wälle erstürmt und die wilde Schar drängt immer weiter hinan. Verzweiflung malt sich in den Zügen der Belagerten, die keine Hilfe zu erblicken vermögen. Hier ist es, statt des Priesters die Tochter des Verteidigers von Beverin Gertrud, die im Fenster des stattlichen Turmes stehend, die Harfe im Arm, den Himmel um Rettung anfleht. Die Betende, überall vom Gemetzel und Kampf umtobt, greift mit Macht in die silbernen Saiten und über Tod und Verderben, Flammen und Dampf klingt ihres Spieles Ton in das Kampfesgewühl der sie umgebenden Feinde und — —

Da lauschet plötzlich des Waldes Sohn,
Seiner Rechten die Waffe entgleitet,
Dem Felsen gleich steht versteinert er da,
Sein Auge wird feucht, das nie Tränen noch sah. —
Mit Staunen schaut er die schönste der Frau'n
Und lauschet dem göttlichen Liede,
Wanemuinen wähnt er im Fenster zu schaun
Und wird des Lauschens nicht müde.
Es schart — auf die flüchtige Wundermär
Um den Wachtturm sich bald das ganze Heer.
So trägt durch die Stille der grausigen Nacht
Des Morgenhauchs Fittich die Stimme,
Bezaubert steht der Esten Macht,
Verlassen von Blutdurst und Grimme.
Ein neu empfundenes, süßes Gefühl
Wirkt jedem im Herzen Gesang hier und Spiel.

Als das Frührot über der Flur mit goldenem Lichte schimmert und der letzte Ton verhallt ist — hat sich der Feind in den Wald verzogen. Die Hand noch am blutigen Schwert schaut er ehrfurchtsvoll auf die Feste zurück und durch die heulenden Stimmen über dem Moor, im Brausen der Föhren vermeint er noch die heiligen Klänge des Liedes zu vernehmen, das eine

so machtvolle Wirkung auf das empfängliche Herz des Naturkindes ausgeübt. Und auch für spätere Geschlechter seines Volkes, das nur noch die Trümmer der Feste schaut, um die die Väter kämpften, klingt die Mär von dem Siege des Gesangesgottes fort — „ihm thront Wanemuine noch immer am Ort." — Jener Zug der alten Chronik von der Macht des Liedes auch auf die wilde Psyche des Ureinwohners ist uns ein bedeutsamer Beweis für den musikalischen Sinn des Estenvolkes, wie er sich bis in die Gegenwart erhalten hat. 1211 werden die Beveriner von neuem durch estnische Einfälle beunruhigt. Wieder schallt das Ufer des Astjärw von Waffenlärm, Talibalds Wohnung wird geplündert und zahlreiche Brände fliegen zur Burg herein, deren Strohdächer aber nicht Feuer fangen wollen. Die Esten müssen unverrichteter Sache heimziehen.

Im Bunde mit den Deutschen wird das livische Metsepole und das estnische Saccala mit Krieg überzogen. Aber die beiden Ältesten von Beverin erliegen der Übermacht. Infolge der zahlreichen unverscharrten Menschen- und Tierleichen bricht eine Pest aus, welche in der Gegend von Wenden, Salis, Fellin und Dorpat große Opfer fordert.

Vier Kriegszüge von Beverin nach Sakkala nennt uns die Chronik, die ohne endgültige Resultate verlaufen, bis endlich mitten in der Friedenszeit ein litauisches Heer von Kokenhusen hereinbricht und den Ältesten Talibald mit seinem Sohn Waribal gefangen mit sich fortführt. Rameko an der Spitze der Letten und Berthold von Wenden mit den deutschen Rittern überfallen aber unerwartet den Feind, der eiligst die Düna überschreitet. Bei der Flucht entkommt Talibald und gelangt nach zehntägigem Fasten, während dem er kein Brot zu Gesicht bekommen, nach Hause. 1214 nimmt Bischof Albert das Anerbieten Talibalds und seiner Söhne, sich unter seine Gewalt zu begeben und den von den Russen empfangenen Glauben gegen den katholischen umzutauschen, an und entsendet seinen Zögling Heinrich, den Chronisten, den Priester der neuen Burtneckschen Kirche von der Ymer zu den Bewohnern von Tolowa, denen er seit der Belagerung Beverins bereits rühmlichst bekannt ist, um sie in den Schoß der katholischen Kirche aufzunehmen.

Die Frucht dieser neuen Verbindung mit der bischöflichen Macht ist 1215 ein erneuter Einfall in estnisches Gebiet jenseits der Salis. Der Feind wird auf das Eis des Meeres hinausgetrieben und dieses Mal nicht einmal der Weiber und Kinder geschont, da, wie Heinrich von Lettland berichtet „die Liven und Letten grausamer sind, als alle anderen Völker und wie der Knecht im Evangelium sich ihres Mitknechtes nicht erbarmen"[4]). Eine große Beute an Kleidern, Pferden und Schätzen wird gemacht. Talibalds Söhne rauben allein drei Liespfunde Silber. Doch gelingt es den Esten im Sommer darauf den Anführer gefangen zu nehmen, der unvorsichtiger Weise, in der Absicht, die Badestube in seinem Gehöft zu besuchen, sein Waldversteck verlassen hatte. Er wird an heftigem Feuer geröstet und durch diese Marter die Auslieferung seiner Schätze erzwungen. Da trotzdem und weil er wieder standhaft wurde, mit der Tortur fortgefahren wird, haucht er endlich, in den Qualen männlich ausharrend, seinen Geist aus. Die Verbrennung des Vaters wird für die Söhne Talibalds zum Signal für die blutigsten Rachezüge in das Land der Ugaunier. Über hundert Vornehme werden als Entgelt für die Ermordung des Vaters eigenhändig von ihnen verbrannt oder zu Tode gemartert. Die Entflohenen werden aus Wäldern und Sümpfen hervorgezogen und die Männer lebendig verbrannt. Die Letten sind besonders erfinderisch in der Entdeckung neuer Martern. Mit solchen Mitteln wurden die überlebenden Feinde zur Annahme des Christenglaubens gezwungen. Ein allgemeiner Friedensschluß und die Taufe aller am Leben gebliebenen Ugaunier ist das Resultat dieses Krieges. Doch nun brechen die Russen von Pleskau aus, erzürnt, daß die Dorpater Esten den katholischen Glauben aus den Händen der Deutschen angenommen, in Tolowa ein, treiben Zins ein und stecken nach seiner Einsammelung die Burg Beverin und andere Lettenschanzen in Brand.

1221 sehen wir zum ersten Male Deutsche, Liven, Letten und Esten gemeinsam einen Einfall nach Rußland unternehmen,

---

[4]) Chronik cap. XVIII.

wo wir sie über Pleskau in das Nowgoroder Gebiet einfallen, Häuser und Dörfer in Brand stecken, Gefangene machen und viel Volk töten sehen.

Vom Jahre 1225 beginnt das vielgeprüfte und von der Kriegesfurie hin und her gerissene Land sich endlich zu beruhigen. Die Esten verlassen ihre Bergschanzen und bauen ihre verbrannten Kirchen und Dörfer wieder auf. Liven und Letten kehren aus ihren Waldschlupfwinkeln wieder zu ihren Dörfern heim und fangen an, die Felder zu pflügen und zu bestellen. In diesem Jahre predigt ein römischer Legat in Trikaten, um den sich die Letten von Tolowa gesammelt haben. Als Dolmetsch fungiert hierbei der Beveriner Priester Heinrich, der bei dem Volke sich einer gewissen Popularität erfreut haben muß.

Mit der fortschreitenden Beruhigung des Landes und der Einstellung der blutigen Zwietracht der Ureinwohner kann die Kulturarbeit des deutschen Ordens, der endlich hier den ersehnten Frieden geschaffen, immer ungehinderter sich weiter entwickeln. Ihre sichtbaren Denkmäler sind die monumentalen Ordensschlösser, die überall erstehen. Nachdem die erste Ordensburg in Arrasch 1206, die zweite in Wenden 1224, weitere in Adsel 1238, in Ronneburg 1262, in Wolmar 1263 erbaut worden sind — finden wir das Ordensschloß Burtneck am Südufer des gleichnamigen Sees im Jahre 1284 vom Ordensrichter Wilhelm von Schauerburg (Willekin von Schierborch) und dem Erzbischof Johann I. von Riga gegründet. Wir wissen aus einer eingehend von Dr. Georg Berkholz besprochenen Urkunde von 1259, daß an den Orden bereits im Jahre 1224 Teile von Tolowa gefallen sein müssen, die namentlich Rameko, Talibalds des mächtigen Häuptlings von Tolowa Sohne, bisher gehört haben.

Um dieselbe Zeit erhielten auch Trikaten und Wolmar ihre Ordensschlösser. Ein Kirchspiel Burtneck, gleichfalls vom Ordensmeister und Erzbischof von Riga gemeinschaftlich ins Leben gerufen, existiert bereits um das Jahr 1281, wie aus einer Urkunde von 1523 hervorgeht. Von hier fehlt durch zwei Jahrhunderte jegliche Nachricht. Die Burg war ein Damm gegen die Einfälle der Heiden und eine Zufluchtsstätte der Verfolgten.

In den folgenden zwei Jahrhunderten bildet sich das Faust- und Raubrecht auf der einen Seite aus, das städtische Wesen auf der anderen Seite. In Livland wuchs und ordnete sich in dieser Frist der deutsche Grundbesitz mehr und mehr, Wildnisse wurden urbar gemacht und wenn auch wenig Urkundliches aus dieser frühen Zeit sich erhalten hat, wir sehen doch die Keime der gegenwärtigen Rittergüter sich bilden.

Eine Reihe Urkunden sind von verschiedenen Ordensmeistern vom Ordensschlosse B. aus datiert, das zu den sogenannten „Tafelschlössern" des Meisters gehört (Körber). So verleiht am 9. Januar 1447 Heidenrick Vincke von Overberch dem Hennecke Hintzke Ländereien im Gerichte zu Segewolde nach livischem Rechte, gegeben zu Burteneck. Joh. von Mengede genannt Osthoff bekräftigt eine Urkunde von 1436 über Verlehnung eines Landstückes aus Burtnick vom 2. März 1453. Berendt von der Borch erläßt mit dem angehängten Siegel des Ordensmeisters ein Dokument aus Burttenick vom 5. Oktober 1475, eine weitere Urkunde Burtneck am 31. Juli 1478. Ein Erlaß Joh. Freitag von Loringhofs trägt den Vermerk „gegeben auf unserem Ordenshause Burtneck 1486". Derselbe Ordensmeister verlehnt Land bei dem Schloß Burtnick am 25. Juli 1492. Wolter von Plettenberg schlichtet die Streitigkeiten zwischen dem Kirchherrn zu Burtnick und Hans von Duren wegen der Grenze ihrer Ländereien und wegen der Vikarien, deren Lehnsherr Duren ist — Burtnick 20. Juni 1495. Auffallend ist hier die schwankende Orthographie in der Schreibweise des Namens des Ordensschlosses. Der Burtenicker See wird in einer Urkunde des Ordensmeisters Syfrid Lander von Spanheims erwähnt, wo dem Peter von Duren ein Landgut am See verlehnt wird, Wenden 15. Juni 1417. Demselben Peter von Duren wird 1434 am 1. November vom Ordensmeister Francke Kerskorff ein weiteres Landstück am B. See verlehnt. Silvester Stodewescher, Erzbischof von Riga, trifft mit dem Ordensmeister Bernth von der Borg eine Übereinkunft wegen der Fischereiberechtigung im Salzebach und Liddezbach, der nach dem anliegenden Gute auch der Wredenhoffsche Bach heißt. Er ent-

springt im Kirchspiel Papendorf, bildet die Grenze zwischen den Kirchspielen Burtneck und St. Mathiae und fällt in den B. See.

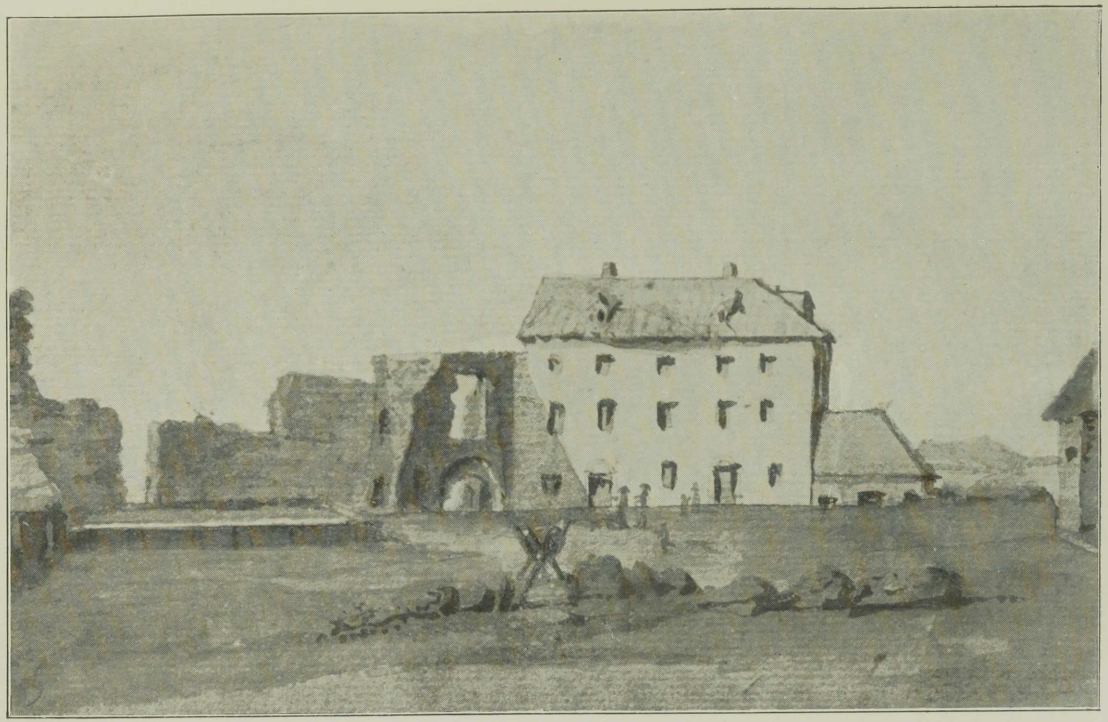
Aus der Ordenszeit wäre noch der Ablaßhandel anzuführen, den die Päbste Alexander VI. 1503 und Julius II. 1504 für Livland gestatten und den der Pfarrherr zu Burtneck Eberhard Zelle im Verein mit seinem Kollegen Dr. Christian Bomhover von Rujen im Lande vertrieb und dabei aufs eifrigste von seinem Genossen und Helfer Joh. Tetzel unterstützt wurde, der als Unterkommissarius des livändischen Meisters in der reichen Meßstadt Leipzig wirkte. Er hat mit Lust und Liebe jahrelang livländischen Ablaß vertrieben. Da nahte das entscheidende Jahr 1562, wo im Rigaer alten Ordensschlosse am 5. März das Ende des Ordensstaates feierlich proklamiert wurde. Das Land kommt an den König von Polen. Eine Geschichte Livlands hört jetzt auf und wird Provinzialgeschichte. Bald aber streckt auch bereits Schweden seine Hand nach dem neuen polnischen Gebiete aus. Am 4. Juli geht das polnische Pernau durch Kapitulation an Schweden über. König Erich XIV. erhält im selben Jahre noch einige andere Gebiete in seine Hände. Sein Bruder Johann von Finnland, ein Schwager des polnischen Königs Sigismund August, hat diesem über 100,000 Reichstaler zum Kriege gegen Rußland geliehen, wofür er zum Unterpfand und für den schuldig gebliebenen Brautschatz 7 Pfandgüter von Sigismund eingeräumt erhält. Dazu gehört auch Schloß Burtneck und sein Gebiet. Ein Graf von Arz aus Tyrol wird zum Verwalter dieses Besitzes eingesetzt. Erich XIV. läßt seinen Bruder gefangen setzen. Clas Horn bedrängt Arz und nimmt einen Teil der Pfandschlösser ein, so daß letzterem, der bei den Polen auf keine Hilfe zu rechnen wagt, — nichts übrig bleibt, als mit den Russen verräterische Unterhandlungen anzuknüpfen, was er in Riga mit dem Tode büßen muß. 1577 waren bereits Wenden und Wolmar an die Russen verloren gegangen, doch gelingt es dem polnischen Parteiführer Büring Schloß und Stadt Wenden bald wieder zurückzugewinnen. Dem gleichen Schicksal folgen einige andere Schlösser, wo der Scheinkönig Magnus von Livland Besatzungen liegen hatte, unter anderen Burtneck, Roop, Pürkel und Lemsal. 1578

sagt der König Friedrich von Dänemark, Herzogs Magnus Bruder, sich von ihm los und erkennt die Rechte des Zaren über Livland und Kurland an. Magnus übergibt die livländischen Schlösser dem polnischen König Stephan Bathory. Trotz des Privilegium Sigismundi Augusti, das den Livländern deutsches Recht und deutsche Sprache und vor allem die Gewissensfreiheit garantiert hatte, ignoriert der neue Herr alle diese Abmachungen und begegnet den Untertanen, die mittlerweile der neuen Lehre Luthers zugefallen waren, mit frechem Hohne. 1582 wird in Wenden ein katholisches Bistum fundiert. Reicher Landbesitz wird dem Bischof zu Teil, zu welchem die Güter Wolmar, Trikaten, Burtneck, Wrangelshof, Mojahn und auch feste Häuser in Wenden, Dorpat und Pernau gehören. Die Bezeichnung des „Bischofthumb Wenden" erhielt sich noch bis zum Ausgang des 17. Jahrhunderts. Immer mehr wächst in der Folgezeit die Macht der Schweden im Lande. Im September 1600 hat Carl IX. von Reval aus beispiellose Erfolge gegen die Polen errungen. Die Schlösser Oberpahlen, Lais und Karkus sind meist durch Verrat polnischer Söldlinge gefallen. Bald darauf ereilt dasselbe Los auch Burtneck, das von den Schweden eingenommen wird. Wolmar und Wenden fallen in die Hände Karl Gyllenhjelms, des ritterlichen Sohnes Karls IX., so daß im Laufe einiger Monate Livland erobert und die Polen aus dem Lande geschlagen sind.

Zu Gustav Adolfs Zeiten gehörten zu Schloß Burtneck die Güter Sternhof (Jaun Burtneck), Ottenhof, Rantzen, Rutenhof und wahrscheinlich noch andere Gebiete. Gustav Adolf verlieh die B.schen Güter dem Reichskanzler Axel Oxenstierna, dessen Nachkommen sie durch die Güterreduktion verloren.[5])

Sie blieben Staatseigentum bis Kaiserin Anna am 29. September 1736 Schloß B. und sechs andere Güter dem Grafen Gust. Reinh. von Löwenwolde schenkte (Gadebusch, Geschichte des livländischen Adels I, 34), dem sie bei seinem Sturze 1742 wieder entzogen wurden. Elisabeth verlieh die Güter am

[5]) Hagemeister, Materialien zu einer Geschichte der Landgüter Livlands I, Seite 115.



Schloß Burkneck im J. 1788.

15. Juli 1744 dem General Alex. Grafen Rumjänzow, der B. auf seinen Sohn Gen.-Feldmarschall Gen.-Gouverneur Peter Fürsten Rumjänzow-Sadunajskij vererbte. Von diesem erbte den Landbesitz sein Sohn Wirkl. Geh. Rat R. Mich. Graf R. Katharina II. hatte bereits 1762 Sternhof dem General-Feldmarschall Münnich zur Nutznießung, so lange er lebte, verliehen. Es ist nachher im Privatbesitz geblieben. Aus dem Rumjänzowschen Besitz ist Schloß B. mit acht anderen Gütern 1816 an die Familie Schroeder übergegangen. In diesem Jahre kaufte Theodor Heinrich Schr. den Güterkomplex für 489,120 Rubel Banko und vererbte ihn 1834 auf seinen Sohn, den niederländischen Konsul Joh. Friedr. von Schroeder. Die Familie leitet ihren Ursprung von Heinrich Schr. her, der angeblich Großkaufmann in Königsberg (Preußen) war. Der ältere Sohn Johann Heinrich ist Pastor in Mecklenburg, der zweite Johann Friedrich wandert in Livland ein und stirbt in Riga (1782). Sein Sohn gleichen Namens folgt ihm im Berufe, wird 1788 geadelt als Besitzer von Rammenhof und stirbt als Großkaufmann in Riga (1792). Dessen Sohn Joh. Karl, gestorben 1840, ist Pastor zu Lemsal und Propst des Wolmarschen Sprengels. Sein Sohn Julius, gestorben 1888, wird Gymnasialdirektor und Wirkl. Staatsrat. Aus seiner Ehe mit Marie von Schrenk stammen Theodor Julius und Reinhold, der 1895 stirbt. Ersterer ist Professor an der Forstakademie Tharandt und verheiratet sich mit Gerta Liebmann, deren Sohn Paul Leopold (1867 Dr. phil.) als Chemiker in Reval lebt. Der augenblickliche Besitzer von Schloß B., Wilhelm Georg von Schroeder, geboren 1842, führt seine Abstammung auf den Pastor in Mecklenburg, Johann Heinrich, zurück. Leider befinden sich so gut wie gar keine weiteren Dokumente und Nachrichten im Gutsarchiv. Das Meiste ist von den russischen Besitzern mitgenommen worden und läßt sich nicht weiter verfolgen. Interessant war mir bei meinen Nachforschungen in der Dorpater Universitätsbibliothek in einem Sitzungsbericht der Gelehrten Estnischen Gesellschaft auf einen vorläufigen Bericht über die Entdeckung einer umfangreichen Urkundensammlung im Schloß zu B. vom 12. September 1872 zu stoßen, den ein Arkadius Dieckhoff abgefaßt hat.

Dieser hat mit stud. von Lanting ein bisher unbekanntes Archiv im Schloß B. zutage gefördert, das zahlreiche Urkunden und Dokumente enthält, die nicht nur für die Geschichte und die Kulturzustände Livlands für eine Epoche von 300 Jahren von besonderem Interesse sind, sondern auch das zuverlässigste Material für die Geschichte vieler Familien und Güter des Landes in sich bergen. Nach einer Tätigkeit von drei Wochen wurde es dem Herrn möglich, die Urkunden und Dokumente zu klassifizieren, eine Anzahl derselben zu kopieren und Spezial- und Generalregister nebst genauer Inhaltsangabe anzufertigen. Die älteste Urkunde datiert vom Jahre 1417 und ist eine Belehnungsurkunde des Ordensmeisters Lander von Spanheim[6]). Der Forscher bedauert zum Schluß, der Gesellschaft noch keine genaueren Vorlagen machen zu dürfen, da er die Autorisation zur Veröffentlichung des Archivs von dem im Auslande weilenden Besitzer noch nicht erhalten habe, reserviert sich aber das Recht näherer Detailangaben für die Zukunft.

Es fehlte mir leider die Zeit über das weitere Schicksal dieses Archivs nachzuforschen. Möglich ist's freilich, daß die Dokumente mittlerweile bereits in den „Livländischen Güterurkunden" von Bruiningk-Busch abgedruckt worden sind. Das Fehlen einer geordneten Gutschronik und anderer geschichtlicher Archivschätze macht die genauere Darstellung einer Gütergeschichte unmöglich. Aus einem Werke Dr. Theod. Schiemanns[7]) ist zu ersehen, daß es auf Schloß B.schem Gebiete vier Freibauern gegeben hat. Sie besaßen vier Haken Land. Ferner bekam ich gelegentlich einen mit dem eigenen Petschaft gesiegelten Freibrief des Landrichters Jarmerstedt-Alt-Wohlfahrt vom Jahre 1809 zu Gesicht, der an verdienstvolle Dienstboten ausgestellt war, die freigelassen werden sollten, ein immerhin kulturell bedeutsames und interessantes Dokument aus der Zeit der russischen Leibeigenschaft, die bekanntlich in Livland erst 1819 aufgehoben wird. In Wolmar zeigte mir der dortige Parochiallehrer und Stadtkirchenorganist Ballod, der auch ein verdienstvoller Altertumsforscher ist und dem ich an dieser Stelle für seine stets hilfsbereite und freundliche Unterstützung bei Erforschung der Vergangenheit namentlich des Blaubergs bei Mojahn meinen warmen Dank ausspreche, — eine in seinem Besitz befindliche viereckige Medaille aus Silber, die das

[6]) Es wird sich wohl um die auf S. 122 zitierte Urkunde handeln.

[7]) Dr. Th. Schiemann, Die ältesten schwedischen Kataster Liv- und Estlands. Reval. Fr. Kluge. 1882.

Zeichen der Amtswürde der Burtneckschen Gutsrichter gewesen ist. Sie stammt noch aus der Zeit der Leibeigenschaft und wurde ihm von Burtneckschen Bauern geschenkt. Die eine Seite trägt den doppelköpfigen russischen Reichsadler mit dem Szepter. Dazwischen schwebt die Reichskrone, die auch die beiden Adlerköpfe schmückt. Das Brustschild des Adlers nimmt der livländische Greif ein. Auf der Kehrseite findet sich auf deutsch die Inschrift: Gutsgericht zu Schloß Burtneck, eine historische Münze, die gewiß selten sein mag und kaum andere ähnliche ihresgleichen in Livland aufzuweisen haben dürfte. (Abb. auf S. 171.)

So dürftig leider die direkten Notizen zu einer Gütergeschichte Burtnecks gesät sind, bietet uns wenigstens indirektes Material die vom Pastor Wilh. Friedr. Parrot, gestorben 1860, niedergeschriebene B.sche Kirchenchronik vom Jahre 1843. Ich verdanke einen Einblick in diese den freundlichen Bemühungen des derzeitigen Pastors zu Burtneck Reinh. Meyer und der Munifizenz des Patrons der Kirche, Herrn Wilhelm von Schroeder. Wir wissen, freilich aus anderen Quellen, daß bereits 1281 ein Kirchspiel dieses Namens existiert hat. Damit stimmt die Angabe des Pastors Gulecke in der Kirchenchronik, daß die Kirche von B. eine „uralte Mutterkirche" sei. — Alle näheren Nachrichten sind, wie der Burtneckschen Prediger und Propst Vorhoff, gestorben 1767, lakonisch berichtet, infolge des unglücklichen Brandes vom Jahre 1746 verloren gegangen, dem mit dem Pastorate alle bisherigen Kirchenbücher zum Opfer fielen.

Nach alten Mitteilungen (Hiarne) war der frühere Name St. Marienkirche. Sie gehörte zum Bistum Wenden und zeichnet sich durch ihre robuste, altgotische Bauart und eine schöne Lage auf dem hohen Ostufer des Burtnecksees aus. Eine durchgängige Reparatur ist bereits 1648 ausgeführt worden. Im alten lateinischen Kirchenvisitationsprotokoll vom Jahre 1613 heißt es von Burtneck, daß es „keinen Pfarrer hat". Es herrscht allgemeine Klage, daß die „ganze Gegend von der Geistlichkeit vergessen sei. Sie müßte ohne Priester leben und wäre des göttlichen Wortes und Sakramentes beraubt, wenn nicht der Pater Johannes sie ein Paar Mal besuchte". Diese Nachrichten stammen vom

Wendauschen Pastor Körber, dem wir auch Notizen über die B.schen Prediger verdanken. Wir werden nicht irre gehen, wenn wir diese Wirkung aus dem Eindringen der neuen reformatorischen Lehre erklären, die den ihr ergebenen Prediger den Verfolgungen seines katholischen Bischofs von Wenden aussetzte. Körber fährt fort: „Sie wären gezwungen ihre Kinder zu dem ketzerischen Prediger beim Herrn Hewel, Besitzer von Wohlfahrt, zur Taufe zu bringen, zu dessen ketzerischer Lehre sie sich allmählich begäben, oder auch zu einem Layen, einem Krüger auf dem Burtneckschen Schlosse". Michael Hoevel besaß mehrere Güter. (Die Wohlfahrtschen Güter führen noch heute den lettischen Namen Ehweles-muischas). Er wird vom Generalsuperintendenten Dr. Sonntag in seiner deutschen Weiherede der neuen Wohlfartschen Kirche am 30. Oktober 1821 als derjenige bezeichnet, der aus Pernau den ersten lutherischen Prediger auf seine Güter berief, den die damaligen katholischen Bewohner Burtnecks den „ketzerischen Prediger" nannten. Daß sich in diesem Winkel Alt-Livlands der Katholizismus fast ein Jahrhundert länger erhalten hat, muß auf die Zugehörigkeit zum Bistum Wenden zurückgeführt werden. Der Kampf um die Einführung des neuen Glaubens wurde überhaupt nur in den Städten lebhafter geführt, das Landvolk verhielt sich sehr indolent. Während des Landtags im nahen Wolmar, das ja auch zum katholischen Bistum gehörte, hat z. B. bereits 1525 Sylvester Tegetmeyer die protestantische Lehre verkündet, wobei er durch die dem neuen Glauben abholden Ritter von Harrien und Wierland fast das Leben eingebüßt hätte. Auf dem alten Gottesacker daselbst, wo jetzt ein Armenhaus steht, befindet sich zum Andenken an ihn zwischen dem Pastoratswege und der Landstraße — ein Stein mit seinem Namen. Zehn Jahre darauf war die Reformation in Wolmar durchgeführt.—

Körber erzählt in seinen „Nachrichten" von einem kurländischen Rat Lorenz Möller, der, als die Russen 1577 das Schloß B. belagerten, Fußangeln erfunden habe, die um die Burg herum ausgelegt worden seien, so daß der Feind die Belagerung aufzuheben genötigt worden wäre. Nachher sei dieser Möller mit 3 Fußangeln in seinem Wappen in den Adelstand erhoben worden.

(Gadebusch). Parrot rühmt in seiner Kirchenchronik den poetischen Volkssinn unter den Gebildeteren seiner Gemeindeglieder, wie er sich in manchen Neigungen offenbart. Mit inniger Vorliebe hängt man an den alten christlichen Kernliedern, die oft sehr hübsch in Kirche und Haus vorgetragen werden.

„Der größte Teil ihrer gut gebauten Gesinde hat entweder einen schönen Birkenhain oder auch irgendeinen schattengebenden Baum und nicht selten findet man Obst- und Gemüsegärten angebaut. Die Lehrstuben in den Paggasten, wo der Pastor mit ihnen in amtliche Berührung kommt, sind oft geschmackvoll mit Grünstrauch und Blumen verziert."

Die Einwohnerzahl des Kirchspiels, das zirka 360 Quadratwerst umfaßt, — betrug 1843 5476 Seelen, wovon 106 Deutsche waren. Die Körberschen Nachrichten enthalten endlich auch noch die Reihenfolge der in B. gewirkt habenden Prediger.

Eberhard Zelle von 1496 † 1505. Er ist uns bereits als eifriger Vertreiber des Ablasses bekannt und soll zugleich Plettenbergs Kanzler gewesen sein, als welcher er 1496 von diesem in Geschäften an den Hochmeister in Preußen abgesandt wurde. Späterhin soll er auch nach Rom geschickt worden sein. Er stirbt als comissarius apostolicus. (Brotze).

Mag. Johann Witte. 1513 von Ordensmeister Plettenberg als Pfarrer und sein Kabinettssekretär, wie der Vorgänger angestellt. Er nennt ihn selbst in einem Briefe an den König von Polen so, zu dem er gesandt wird, um wegen eines ewigen Friedens zu unterhandeln.

Georg Welck. Zum Ende der polnischen Regierungszeit in B. Pfarrer, aber vor 1613 bereits wegen Verfolgung des Bischofs von Wenden wieder abgegangen. In der Vakanz besorgte Pater Johannes sehr träge die Amtsgeschäfte nach katholischem Ritus.

Mag. Johann Ditrich. 1621 † 1644. Aus Lauterbach am Harz gebürtig, nach B. vociert.

Michael Reusner. 1644 † 1664. Opponent auf dem Prediger-Synodus von 23. Juni 1644. † als Assessor des Wendenschen Unterkonsistoriums.

Christoph Kleinschmidt. 1665 † 1669.

Joh. G. Charhof. 1670—1673. Früher Diakonus in Wolmar.

Andr. Friedr. Buchmann. 1674 † 1698. Neuer Kirchenbau 1688; erlebte 1689 eine General-Kirchenvisitation, deren Protokoll im Archiv der Livl. Gouvernementsregierung liegt.

Claudius Gust. Nothhelfer aus Riga gebürtig. 1698 † 1703. Darauf wieder eine Vakanz von mehreren Jahren wegen der Kriegsläufte.

Propst Jacob Benj. Fischer, in Riga geb. 1684 † 23. Nov. 1744, wurde Assessor im Oberkonsistorium und 1736 Livl. General-Superintendent. Er veranstaltete die 2. Auflage der lettischen Bibel und erlebte eine Generalkirchenvisitation in Burtneck. Er hatte, falls diese Visitation mit der vom Jahre 1739 identisch ist, zum Text für die deutsche Predigt 1. Petri, 3, 15 aufgegeben, welche der Pastor adj. Vorhoff hielt.

Michael Klemken. 1736 † 1741. Er starb im hohen Alter als Propst. Zum Andenken an seine lange (russische) Gefangenschaft trug er einen mächtigen Bart, den er auch mit sich ins Grab nahm. —

Matthias Philipp Vorhoff. † 1767. Des Vorigen Schwiegersohn und Adjunkt, wurde Wolmarscher Kreispropst, fast 31 Jahre an der Gemeinde tätig, aus dem Königreich Preußen gebürtig, Vater von 5 Söhnen und 3 Töchtern. Es heißt in einer Chronikanmerkung von ihm: „Ein Mann von guter, grader Gesinnung, vielem Geschick und Gaben, aber auch vielen harten Schicksalen. Der Herr lasse ihn die Früchte seiner Arbeit genießen und erfreue und erquicke ihn nach ausgestandner Tages-Last und Hitze". Er wurde neben dem Altar der Kirche begraben. Der Text der Leichenpredigt war Dan. 12, 13. „Der neuverordnete Propst Adam Weise hielt die Abdankung und hatte zum Thema: „wie bedauernswürdig der Verlust eines redlichen Mannes ist".

Joh. Heinr. Gulecke, † 1817, aus Königsberg in Preußen gebürtig, ordiniert 1769. Eine nähere Schilderung dieses seltenen, würdigen und um Burtneck hochverdienten Geistlichen findet man in der ihm von P. Schreiber-Matthiae gehaltenen Leichenpredigt. Vergl. Magazin für protestantische Prediger, Jahrgang 1817, Seite 66.

Mit G. beginnt ein neuer, kräftiger Aufschwung religiöser und sittlicher Ausbildung der Gemeinde. —

Wilh. Friedr. Parrot, 1817 † 1872, geboren in Karlsruhe zu Baden 1. Januar 1790, studiert in Dorpat.

Theod. Leonh. Girgensohn, 1857 † 1894, geboren zu Schwaneburg—Pastorat 1826.

David Didius Blumenthal, 1895 † 1909, geboren 1849 in Smilten, zuvor Pastor in Irben (Kurl.), zu Peterskapelle, Adiamünde und Zarnikau.

Reinh. Meyer, geboren zu Allendorf—Pastorat 1867. Pastor zu Wohlfahrt 1895—1910, zu Burtneck 17. März 1910.

II.

Ein neues, naturwissenschaftlich begründetes Bild unserer prähistorischen Heimat und ihrer ersten Bewohner bietet uns die heimische Archäologie, deren reichen Ausgrabungsresultaten wir im folgenden näher treten wollen. Hier sind es hauptsächlich 4 Namen hochverdienter Forscher, die wir auf diesem neuerdings zu immer höherer Blüte gelangenden Gebiete historischer Hilfswissenschaft nennen müssen: Graf Sievers, Professor Dr. Grewingk, Professor Dr. Rud. Virchow und Dr. med. A. Sommer. Es wird unser Bemühen sein, möglichst kurz nur die gesicherten Resultate ihrer Untersuchungen in bezug auf die Umgebung des Burtnecksees zusammenzufassen.

Der Vater der baltischen Archäologie ist in gewissem Sinne Carl George Graf Sievers[8]). Keiner von allen Forschern hat so zahlreiche und so ergiebige Kulturstätten aufgedeckt und ein so reiches Material den livländischen Museen, namentlich Dorpat, zugeführt. Immer mehr erkannte er im Verlauf seines arbeitsreichen Lebens in der Forschung auf dem Gebiete der prähistorischen Archäologie seiner Heimat seine Hauptaufgabe. Auf dem Gute Bauenhof im Kirchspiele St. Matthäi (Kreis Wolmar), das früher zu Burtneck gehörte, geboren, hat er später als Bewirtschafter des elterlichen Gutes Ostrominski (Osthof) und Bauenhof am Burtnecksee einen Teil seines Lebens grade in der nächsten Nähe jenes Sees verlebt, dessen Ufer er

[8]) Professor Dr. R. Hausmann. Übersicht über die archäologischen Forschungen des Grafen Carl G. Sievers. Dorpat, Juni 1897.

später durch seine epochemachenden Ausgrabungen als ältesten prähistorischen Kulturstätten Livlands ein so bedeutsames wissenschaftliches Interesse sichern durfte. Seine erste Schulbildung verdankte er dem alten Birkenruh und seinem trefflichen Direktor Hollander. Der nachmalige General-Superintendent von Klot unterrichtet ihn als Pastor und erweckt seine Begeisterung für die Helden Homers. Er besucht das Dorpater Gymnasium und widmet sich dem Militärdienste. Später wurde er Landwirt und beschließt endlich auf seiner Villa in Wenden 19. Juli 1879 sein Leben. Grundlegend war seine Arbeit für die baltische Archäologie durch die Aufdeckung einer Menge Kultur- und Grabstätten für die ältere Periode livländischer Vorgeschichte. Aber auch die 2. Periode (vom 9.—12. Jahrhundert) verdankt ihm durch reiche Gräberfunde manche wichtige Mitteilung. Um möglichst tief in die älteste Geschichte Livlands einzudringen, wurden die ältesten Chroniken durchforscht und ihre Berichte über die alten Bauernburgen mit einer Anzahl Überreste derselben sorgfältig verglichen. Aber die eigentliche Bedeutung seiner Forschungen lag in der Aufdeckung zahlreicher alter Kulturstätten Livlands. In den 70er Jahren beginnen seine archäologischen Untersuchungen in der Nähe des Pastorats Burtneck beim Sweineck-Gesinde, wo eine Fundstätte von Feuersteinsplittern und -pfeilspitzen und -geräten entdeckt wird. Nachrichten über Baureste, vielleicht Pfahlbauten am See,[9]) veranlassen ihn zu Ausgrabungen am Rinne- und Kaulerkalns (1875, 1877 usw. fortgesetzt von Dr. Sommer 1881) am Ausfluß der Salis aus dem B. See, zuletzt in Gemeinschaft mit dem berühmten Anthropologen Rud. Virchow aus Berlin, deren Resultate aus einer Zeit, der neolithischen, stammen, für welche fast noch gar kein Material vorlag und für die in unseren Landen so reiche Belege zu finden, bisher kaum für möglich gehalten wurde. —

Der Rinnekalns beweist, daß einst im heutigen Livland eine Urbevölkerung lebte, die sich der Geräte und Waffen aus Knochen und Stein bediente und keine Metalle kannte, Jagd und Fischerei trieb. Diese Urmenschen, von denen über 80 Skelette bloßgelegt

[9]) Die Ansicht ist übrigens neuerdings aufgegeben.

sind, lassen auf die ältesten Gräberstellen schließen, die bisher Nordeuropa kennt. Sie scheinen zum mindesten einer Zeit anzugehören, die noch weder Bronze noch Eisen im Gebrauch besaß. Selbst Professor Grewingk kann nicht umhin, an die Erzählung des Tacitus von den Fenni zu erinnern, welche keine Waffen hatten und aus Mangel an Eisen knöcherne Pfeilspitzen benutzten. „Diese Stelle[10]) ist oft genug zitiert worden, indes niemals mit so viel Grund, als bei Gelegenheit des Rinnehügels" (Virchow). Diese Knochenalter-Menschen waren nach Grewingk Zeitgenossen des bei uns ausgestorbenen Waldrindes, des Urs (Bos primigenius). Einer seiner Schädel — sehr tief in einem Torfmoor von Kokenhof bei Wolmar gefunden — befindet sich daselbst im Besitze des lettischen Vereins. Es erregt Verwunderung, daß Menschen mit Stein- und Knochenwaffen solche Kolosse zu bewältigen vermochten. Es ist darum wahrscheinlich, daß sie in Fallgruben gefangen sein werden. Professor Rütimeyer in Basel hat die ihm vom Grafen Sievers zugesandten Tierknochen vom Rinnekalns untersucht und bestimmt. Außer dem Urochsen fand sich am reichlichsten der Biber[11]) und das Elentier, das zahme Rind, das zahme Schaf,

[10]) Nach Tacitus heißt es nämlich von den Fenni: „Nicht Waffen haben sie, nicht Pferde, nicht feste Häuser. Ihr Essen besteht meist in Vegetabilien, ihre Kleider sind Felle, ihr Lager ist die Erde. Nur in die Jagdpfeile, welche sie aus Mangel an Eisen mit Knochenspitzen versehen, setzen sie ihre Hoffnung. Ackerbau treiben sie nicht". (Germania 46).

[11]) Für das heutige Vorkommen des Bibers im Baltikum noch im Anfang des 19. Jahrhunderts finden wir einen zuverlässigen Zeugen in dem Berichte Ernst Wilh. Drümpelmanns vom Jahre 1808. (Getreue Abbildungen und naturhistorische Beschreibung des Tierreichs aus den nördlichen Provinzen Rußlands, vorzüglich Liv-, Est- und Kurland betreffend. Riga 1808, 1. Heft, S. 9—10). Da lesen wir, daß der Biber bei uns nicht zu den großen Seltenheiten gehört, indem er in den mehresten Flüssen, die durch einen Wald fließen oder mit dichtem Gebüsch bewachsen sind, angetroffen wird. Man findet ihn in der Aa, Peddez, Ewst, Oger, Salis sowie auch in anderen kleineren Flüssen. In Kurland wurde er häufiger in den Bächen der Dondangenschen und Essernschen Wälder bemerkt. Im Revalschen will man ihn nicht gefunden haben. Der bei Drümpelmann abgebildete wurde 1805 in der kurländischen Aa geschossen. Es waren mehrere Biber zusammen, die aber nach erfolgtem Schusse sich im Wasser verbargen und nicht wieder zum Vorschein kamen. Die baltischen

der Hund und das Pferd. Sehr häufig finden sich Reste des Wildschweines zu Knocheninstrumenten verarbeitet. Das zahme Schwein fehlt dagegen gänzlich. Spärlicher vertreten, wie Schaf, Hund und Pferd ist auch der Fuchs, die Fischotter, der Dachs, der Vielfraß, der Baummarder, der braune Bär, der Feldhase, die grönländische Robbe, der Schwan (ziemlich reichlich auch zu Pfeilen verwendet), die Wildente, die Gans, ein Steißfuß, der Hecht, Sander, Wels, Schellfisch, Barsch, die Miesmuschel.

Der Rinnehügel ist etwa 25 Meter breit und zieht sich über 35 Meter hin. Die ursprüngliche Höhe über dem Burtneckschen See, den man bis zum Rinnekalns rechnen kann, betrug $2\,^1/_2$ Meter. Die Südspitze des Sees ist 13 Meter vom Hügel entfernt, von dessen Höhe sich dem Auge ein schöner Überblick der Länge nach über das breite Gewässer darbietet auf die 2 Inseln Engsall (Engholm) und Kohkesall (Wald- oder Baumholm). Die Kirche und das ehemalige Ordensschloß B. spiegeln sich in bläulicher Ferne im Wasser. In der Nähe sind die Ufer von breiten Schilf- und Rohrgürteln umsäumt, die zahlreichen Wildenten, Tauchern und Möven Schlupfwinkel vor den Raubvögeln bieten. (Löwis of Menar). Eine ganze Literatur knüpft sich an den Rinnehügel, auf die wir hier nicht eingehen können. Er besteht überwiegend aus Muscheln (Unio) und Fischresten, die den Ureinwohnern zur Nahrung dienten (neolithischer Lagerplatz) und wurde später als uralter Kulturplatz heilig gehalten und noch in christlicher Zeit zur Totenbestattung benutzt (v. 16 Jahrhundert an). Es wird sich hier wohl um heimliche Bestattungen ärmerer Leute gehandelt haben, welche die, besonders in der schwedischen Zeit des 17. Jahrhunderts hohen kirchlichen Begräbniskosten scheuten. Auch sprechen die zahlreichen ärmlichen Beigaben dafür: einfache

Biber bauen sich keine Dämme und Wohnungen und scheinen solche Kunsttriebe nicht zu kennen. Sie wohnen bloß in Erdhöhlen, deren Eingang von der Wasserseite ist. Doch sollen sie diese einigermaßen mit Moos bekleiden, sowie den Boden mit Laub bedecken. 1848 berichtet noch Dr. Ed. Grube (Über Vernichtung und Erhaltung in der Tierwelt, Dorpat 1848) von einem Pärchen an der livländischen Aa und Düna. Am Ende des 19. Jahrhunderts scheint das Tier in Livland ganz ausgerottet zu sein.

Hufeisenfibeln, flache Knöpfe, Fingerringe, Messer, auch einfache Münzen aus dem 16. Jahrhundert. Die Stätte liegt im alten Livenlande. Sechs Durchschnitte mit scharf voneinander geschiedenen Schichten lassen sich nachweisen. Sie sind von dünnen Lagen Asche und Kohle eingeschlossen und enthalten eine große Menge bearbeiteter und unbearbeiteter Knochen, Topfscherben, Gerätschaften aus Stein, sowie wenige Bernsteinstücke. Graf Sievers unterscheidet 2 Gruppen unter den aufgefundenen Skeletten. Solche die in dem dunkeln Untergrunde lagen und einer älteren Zeit angehören. (Hier fanden sich Pfeilspitzen aus Knochen und Glimmerschiefer und auf der Brust ein Knochenschmuck) und andere aus späterer Zeit, bei denen eiserne Messer, Brustschnallen und Münzen lagen, die auf die Ordenszeit, die polnische und schwedische Zeit hinwiesen. Virchow hält den Rinnekalns für einen Küchenabfallhaufen, der nicht anhaltend bewohnt, sondern nur ein für vorübergehende Zwecke der Fischerei und des Biberfangs bestimmter Platz war. An jener seichten Stelle der Salis haben wahrscheinlich Biberbauten existiert. Auch nach Virchow haben hier Menschen aus der Steinzeit gelebt. Eine vergleichende Betrachtung der Schädel ergibt, daß in der Tiefe fast ausschließlich finnische, in der Höhe überwiegend lettische Elemente vorkommen und die Vertreter einer Rasse, die aus einer Mischung von finnischen und lettischen Elementen hervorgegangen ist. V. gibt die Möglichkeit zu, daß die Liven diese Mischrasse repräsentieren. Über den Kulturzustand jener Urmenschen erhalten wir genügenden Aufschluß durch die Knochengeräte, die unter Beihilfe von Feuersteinen mit großer Geschicklichkeit und Eleganz angefertigt sind. Dr. Sommer kommt zu dem Schluß, daß jene Leute nicht später als im 1. Jahrhundert n. Chr. die Salis und den Burtneckſee besuchten und Jäger, Fischer und Viehzüchter waren. Die Zahl der verarbeiteten Knochen im Rinnekalns umfaßte 322 Stück und zirka 650 unverarbeitete Knochenstücke. Es fanden sich auch durchbohrte Zähne, die wohl zum Schmucke dienten. Die Anzahl loser Zähne betrug 403 Stück. Ferner grub man auch einen Mahlstein aus Kalk aus, auf beiden Seiten mörserartig ausgetrieben, nebst den abgerundeten Reibsteinen.

Groß war die Menge an Werkzeugen, Waffen und Schmucksachen aus Knochen, Harpunen, Fischangeln, Pfriemen und Knochenperlen, während sich an Steingeräten nur eine Lanzenspitze, 12 Schleifsteine zum Schleifen der Knochengeräte, 12 Bernsteinstücke und Waffen und $1^1/_2$ Dutzend Topfscherben mit eingeritzten Linienornamenten fanden. Unter 12 Geräten aus Geweihstücken fällt ein Rehgeweih dadurch auf, daß früher in Livland keine Rehe lebten.

Überaus fesselnd liest sich der fast 40 Seiten umfassende ausführliche Bericht Virchows über seine mit Graf Sievers gemeinsam unternommene Untersuchung des Rinnehügels (Aug. 1877)[12]), aus dem wir uns leider die Wiedergabe einiger interessanter Abschnitte aus Raummangel versagen müssen. Soviel steht fest, daß V.s Monographie zum eingehendsten und orientierendsten gehört, was über baltische Archäologie geschrieben worden ist. An der Art, wie tiefgrabend alle Probleme erfaßt werden, wie scharfsinnig und überzeugend an die verschiedenen Fundobjekte die interessantesten Schlußfolgerungen sich knüpfen, an der lichten, geistvollen und im besten Sinne populären Darstellungsweise merkt man sofort die Meisterhand eines autoritativen Fachmannes und gründlichen Kenners des einschlägigen Stoffs, der zum Schluß seiner so hochverdienstvollen und anregenden Arbeit nur die Bitte um Entschuldigung hat, daß er so „weitläufig" gewesen sei, was „aus der Bedeutung der Forschungen am Rinnekalns für die ostbaltische Archäologie" erklärt werden muß. — Die weiteren bemerkenswerten Nachgrabungsergebnisse von den Ufern des Burtneckssees kommen den Funden vom R. nicht gleich, was ihre Reichhaltigkeit betrifft, — bestätigen aber an ihrem Teil das über die Urbevölkerung Gesagte. Unter Sweineck am Ostufer des Sees liegt der Grandkalns, auch Kappekalns (Gräberberg) genannt, wo sich eine hohe Steinhacke mit Schaftloch gefunden hat, die eine große Seltenheit ist und eine Angriffswaffe war, dazu bestimmt, den Gegner seines Schildes zu berauben, ferner ein Steinmesser, das wohl nur als Handwerkszeug gedient hat.

[12]) Sitzungsbericht der Berliner Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte. Oktober 1877.

Bruchstücke eines irdenen Topfes mit Ornament, Steinperlen und Feuersteinstücke verbürgen hier Bewohner der Steinzeit. Knochenartefakte und ein Eisenbeil aus der späteren Steinzeit machen den Beschluß.

Endlich werden auch noch weiter an der Ostküste des Sees wiederholt Funde aus der Nähe des Pastorats gemeldet, wo ja bekanntlich in einer Entfernung von zwei Werst eine alte Bauernburg gestanden hat. So erwähnt auch hier Graf Sievers Feuersteinpfeilspitzen, einen Schleifstein mit kleinem Loch zum Anhängen, 1872 mit Grewingk 150 Feuersteinsplitter, die sich sonst nur im Geröll des Meeresstrandes 50 Werst vom See gefunden. Die Kinder des Pastors überreichen ihm fein geschliffene Feuersteinpfeilspitzen und Versteinerungen, die sie am See aufgelesen. Eine Menge prismatischer Messer, Steinkerne und Pfeilspitzen werden hier später gefunden. Grewingk berichtet 1875 über den Fund eines Oberschenkelfragments vom Mammut, woraus er aber nur zu schließen sich erlaubt, daß die einstigen Vertreter dieser Reste sich nur ausnahmsweise am Burtneck aufgehalten haben werden, wie beispielsweise das noch zu Cäsars Zeit in Deutschland lebende Renntier sich für die Ostseeprovinzen nicht nachweisen läßt.

An der Nordseite des Sees fand man beim Wohngebäude des Gutes Osthof (Ostrominski) ein Dioritbeil mit und eins ohne Schaftloch[13]), von denen im Ostbaltikum einige Hundert entdeckt wurden. Man vermutet aus ihrem Vorkommen an Versammlungs-, Kampf- und Schanzhügeln oder Bauernburgen, daß sie mehr als heidnisches Kulturgerät, Segeste oder Waffe, denn als Handwerkszeug verwertet worden sind. Noch ein viel höheres Alter könnten die sieben Flinsspitzen von Osthof haben, die mehr als die Hälfte der bisher im Baltikum gefundenen ausmachen und wahrscheinlich von Einwanderern und nicht Eingeborenen stammen. Sie mögen schon vor dem ersten Jahrhundert aus West gekommen sein und Skandinaviern angehören. Diese Eingeborenen werden wohl den weiter vorgeschrittenen Einwanderern gegenüber als finnisches Jagdvolk noch bis ins achte Jahrhundert tief im

[13]) Grewingk, Steinalter der Ostseeprovinzen. Dorpat. 1865.

Steinalter stecken geblieben sein und sich auch noch im folgenden Eisenalter der Steinbeile bedient haben. Als chronologische Grenze zwischen dem älteren und dem jüngeren Eisenalter wird ungefähr das Jahr 800 nach Christo angenommen. Letzteres reicht dann bis in das Jahr 1200. Ob übrigens Professor Grewingk mit seiner Vermutung, daß sich Pfahlbauten und Pfahlbauer am Burtneckſee gefunden hätten, Recht habe, ist eine wissenschaftlich noch nicht geklärte Frage. Er sieht einen Anhaltspunkt seiner Meinung in den $^1/_4$ Werst vom Gute B. ganz unter Wasser befindlichen Holzpfählen und in den im Wasser befindlichen Tierresten am Fuße des steilen Seeufers beim B.schen Pastorat, die er gesammelt. Sie repräsentieren vorherrschend das Hausrind, das Schwein, Schaf, Pferd und den Hund, also nur Haustiere, während Bär, Elen, Tur oder Suber fehlen. Es liegt nahe, die Knochen und übrigen Gegenstände, die sich hier fanden, mit dem am Burtneckſee befindlichen Versammlungsplatze in Beziehung zu setzen oder mit jener Stelle gemeinsamer Besprechungen, Beratungen und Gebete, deren auf einem Heerzuge der Liven, Letten und Deutschen gegen die Esten in Heinrich v. Lettlands Chronik (cap. 28,5) für das Jahr 1224 gedacht wird. Jedenfalls eignet sich keine andere Stelle als sein einziges Steilufer beim Pastorat so sehr zu einem solchen Platze.

Was jene oben erwähnten Einwanderungen von Skandinaviern (Normannen) betrifft, so bietet sich dafür vielleicht in folgendem wenigstens ein sprachlicher Beleg. Der einstmalige Lektor der estnischen Sprache in Dorpat, Dr. Weske, hat während seiner Sommerreisen einen alten estnischen, dem finnischen nahe verwandten Dialekt entdeckt, dem gegen 300 altgotische Worte beigemengt sind. Desgleichen ist er auf eine alte Kolonie katholischer Esten im Witebskischen gestoßen, deren alte unvermischte Sprache eine Menge altgotischer Worte enthält.[14])

Bekanntlich stützt sich die neuste Sprachwissenschaft auf eine Menge unserer baltischen Landesnamen, z. B. Narve = niederdeutsch für Narbe, Flußeinschnitt in die Höhen, die den Fluß umgrenzen, (zu vergl. die bedeutsamen Untersuchungen von Dr. von Sabler

[14]) Sitzungsbericht der Berliner Gesellschaft f. Anthropologie usw. 1873.

in Dorpat), die sie für altgermanischen Ursprungs hält und schließt daraus auf eine allerälteste Bewohnung unserer Heimat durch Stämme gotisch-germanischer Abstammung. Diese Anschauung, die aber noch über zu wenig gesichertes Material verfügt, würde auch durch obige Mitteilungen weitere Stützen empfangen. Doch können wir ihr in diesem Zusammenhang nicht weiter nachgehen.

III.

Wenden wir uns von der Umgebung des Sees ihm selbst zu. Sein alter Name Astigerwe ist finnischen Ursprungs, (livisch jorn, jöru, estnisch järw, Landsee) und deutet daraufhin, daß finnische Volksstämme bis an ihn heran gewohnt haben. „Es ist jedenfalls beachtenswert, daß der Chronist Heinrich, der Lettenpriester, der gerade an der Ymera (Sedde), unweit des Sees gelebt hat, gar keinen lettischen Namen für ihn kennt, obschon an seinen östlichen Zuflüssen sicher Letten damals schon saßen und die häufigen Kriegszüge der Christen über die Ymera nach Norden oft Gelegenheit hätten geben können, einen lettischen Namen des Sees zu hören und zu merken." (Bielenstein.) Asti wird mit Schwanz oder Schüssel[15]) erklärt, so daß wir also Becken- oder Schwanzsee zu übersetzen haben. Livische Ortsnamen, unwiderlegliche Zeugnisse für die früher anders redende Bevölkerung, finden sich an der Westseite des Astijärw. Das im 14. Jahrhundert genannte castrum Astiyerwe hat übrigens schon daneben vom Jahre 1366 den lettischen Namen Burtenik. Sievers führt den Namen auf burt zaubern zurück, wie jahtnecko von jaht, Reiter und reiten, im Zusammenhang mit gewissen Naturerscheinungen am See, dem Rauschen desselben in stillen Sommernächten infolge des Nachtwindes.

Oft hat er diese eigentümliche Erscheinung von der Treppe seines Hauses in Ostrominsky angehört. Er teilt uns eine hierauf bezügliche direkte Beobachtung mit:

„Im Mittsommer tritt nämlich $1^1/_2$ Stnnden nach Sonnenuntergang bei völlig ruhiger Luft auf dem Lande eine Windströmung in der Rich-

[15]) Nach Hupel und Fischer ist der Name livischen Ursprungs (mit dem Estnischen nahe verwandt) und bedeutet Gefäßsee. Er hat eine ovale Form.

tung der Längsachse des Sees ein, welche recht starken Wellenschlag und damit das mehrere Stunden andauernde Brausen hervorbringt. Einmal war ich im Sommer auf der Jungwildjagd, so lange ich zum Schießen sehen konnte bei völliger Windstille und spiegelglatter See, während am Horizonte die Abendröte ihr letztes Licht auf den See warf, als ich das Brausen vom Burtneck herkommend hörte und in etwa $1^1/_2$ Werst Entfernung einen dunklen Streifen bewegten Wassers vor mir sah. Ich ließ direkt hineinrudern, stieß bald auf einen ziemlich starken Wind, zog mein Segel auf und fuhr so hinab bis zur Insel Engsall. Bald nachdem ich sie passiert hatte, ließ der Wind so sehr nach, daß ich zum Rudern greifen mußte, um ans Ufer zu gelangen, während die Wellen brausend an dasselbe stießen. Am Ufer herrschte völlige Windstille. Ich ging zu Fuß in den Hof und hörte auch dort, auf der Treppe stehend, noch lange das Brausen des Wassers im See, während sich kein Lüftchen auf dem Lande rührte. Wohl weiß ich, daß diese Erscheinung aus dem verschieden raschen Abkühlen der Luft über dem Lande und dem Wasser erklärt werden wird. Dem, der diese Gesetze der Natur aber nicht kennt, macht sie einen tiefen Eindruck." —

Der Burtneck ist 12 Werst lang, 5 Werst breit und hat 30 Werst im Umkreis. Seine Tiefe mißt 20 bis 30 Fuß. Der Wasserspiegel befindet sich 138 Fuß über dem Meere. Seine großen Brachsen sind auch noch heute berühmt. Bemerkenswert ist das Platzen des Eises im Winter, was Kanonenschüssen gleich mit Macht und viel Lärm geschieht. Die Umgebung gehört zu den fruchtbarsten und am besten eingearbeiteten Teilen Lettlands, weshalb das Land dicht bewohnt ist.

In den See ergießen sich mehrere Flüßchen, von denen die 3 bedeutendsten sind die Ruje, Wrede oder Lidez und die Sedde. Der einzige Abfluß ist im N.-W.-Zipfel die Salis, die am stattlichen Salisberg vorüber bei der Salisschen Kirche in den Rigaschen Meerbusen fällt. Der alte Name bei Heinrich von Lettland ist Saletsa. Die räuberischen Öseler fahren den Fluß hinauf bis in die Gegend des B.schen Sees, 1215, 1217 und 1218, wo ihnen wiederholt von Deutschen, Liven und Letten Schlachten geliefert werden. Rujen, schon im 13. Jahrhundert urkundlich erwähnt und im Mittelalter oft genannt, ist heute ein Städtchen von 3000 Einwohnern. Bei Rujen wendet sich die kleine, in mannigfachen Windungen ihren Lauf nehmende Ruje südwärts und mündet nicht weit von der Sedde am nörd-

lichen Ufer in den See. Beide sind an ihren Mündungen fast 4 Meter tief und so breit wie die bis 3 Meter tiefe Wrede, d. h. zirka 14 Meter. Letztere tritt von Süden, ungefähr $^1/_2$ Meile vom Schloß Burtneck, in den See. Der bedeutendste Zufluß, die Sedde, hat eine gewisse historische Berühmtheit, sofern sie nicht mit Unrecht mit der Ymera des Chronisten Heinrich identifiziert wird. Sie entspringt etwa $^3/_4$ Werst von Walk in dem Tierel-Moor und kommt aus einem verwachsenen See, der 5 große Öffnungen hat. Von da geht sie als mittelmäßiger Bach nach Gulben, wendet sich verstärkt durch den Zufluß des Ehrgenbachs nach W., so daß sie ein kleiner Fluß wird. Schon Joh. Ludw. Börger, Pastor zu Ermes[16]) hält die Sedde für die Ymera Heinrichs:

„Über sie muß man auch setzen, wenn man von Burtneck nach Ugaunien wollte. Hier ist noch im Alt-Karkelschen Walde ein Ueberbleibsel von einer Heerstraße zu sehen, welche die alten Letten den Herren-Meisterweg nennen, der von dem Warnakruge a. d. Sedde gerade nach Helmet gegangen. Hier ist auch lange eine Brücke unterhalten worden, von der die Pfähle noch unter Wasser zu finden sind. Wer von hier nach Burtneck und von B. nach Helmet, Walck usw. gehen will, muß diese Straße ziehen. . . . Der Fluß Ymer, dessen Heinrich gedenkt, war also die heutige Sedde. Woher er diesen Namen bekommen, ob von segt, bedecken, weil sie oft auffstauet und die umliegenden großen Heuschläge überschwemmt, oder vielleicht gab man der Flußgöttin, die hier wohnte, den Namen, kann ich nicht entscheiden, so wenig als ich angeben kann, was Ymer heisset." —

Auch Bielenstein, der, was die Identifizierung von Ymera und Sedde betrifft, die Ansicht Börgers teilt, überläßt den Kennern der finnischen Sprachen die Entscheidung darüber, ob der Flußname Ymera aus dem Estnischen oder Finnischen zu erklären ist. Die Nebenform Emere in der Reimchronik Dittliebs von Alnpeke könnte vielleicht auf das livische jema und ēma Mutter führen, estnisch ema, wovon bekanntlich auch der Embach seinen Namen hat. Dafür, daß übrigens Liven an der

---

[16]) In seinem selten gewordenen Buche: „Versuch über die Altertümer Liflands und seiner Völker, besonders der Letten." Riga, Joh. Fr. Hartknoch, 1778.

Ymera vor dem 13. Jahrhundert gehauſt, ſprechen manche liviſche Ortsnamen[17]).

Nachdem 1838 die erſte wiſſenſchaftliche Unterſuchung und Beſchreibung des Sees vom Akademiker Wirkl. Staatsrat Parrot[18]), dem Vater des Burtneckſchen Paſtors, auf Anregung der St. Petersburger Akademie der Wiſſenſchaften geliefert war, hat Dr. Sommer, Auguſt 1880, damals noch stud. med., ſeine erſten einheimiſchen wiſſenſchaftlichen Dragge-Verſuche und Beobachtungen der Fauna, Flora, Bodennatur, foſſilen Reſte, Temperatur und Tiefe des Burtneckſees veröffentlicht. Wir faſſen die Reſultate ſeiner Forſchungen kurz zuſammen: Der Burtneck iſt ein Flachſee und hat nur an einer Stelle 18′ Tiefe und iſt meiſt 12′, bis $^1/_2$ Werſt vom Ufer nicht über 3′ tief. Der Boden weiſt feinen Quarzſand von rötlichbrauner Farbe auf, der ſtellenweiſe durch Pflanzenmoder graubraun gefärbt erſcheint.

An einer Stelle, die den lettiſchen Namen Kuckurs (deutſch „Buckel") führt und eine der Eiszeit entſtammende Sammlung von Steingeröll aufweiſt, wurde eine rötlichbraune Seeerzbildung bemerkt. Es iſt wahrſcheinlich, daß hier eiſen- und manganhaltige Quellen aus dem Boden kommen, welche die Steine allmählich mit dieſem Überzug von Seeerz überkleiden. Im Schlamme des Sees leben die wohlſchmeckenden Brachſen (Abramis Brama L.) und große Mengen von Anio- und Anodonta-Arten. Größere erratiſche Blöcke finden ſich nur am Fuße der erhöhteren Ufer-

[17]) Auf die Streitfrage, inwieweit die Hypotheſe des Parochial-Lehrers W. D. Ballod in Wolmar, der die Ymera an der Mündung des Kokenhofſchen Bachs in die Aa beim Jumargeſinde ſucht, — auf hiſtoriſcher Wirklichkeit beruht, kann ich hier nicht eingehen. Mir erſcheinen die Gegengründe Bielenſteins (Grenzen des lettiſchen Volksſtamms S. 79 ff.) ausſchlaggebend zu ſein. Ausführlicheres findet man in der lettiſchen Schrift Ballods „Iumeras Leja. Wolmar-Skrastinsch", deren Überſetzung ich dem Gymnaſiaſten Kurt Treu von Schloß Ermes verdanke, deſſen von warmer Heimatliebe erfüllten, ausdauernden Bemühungen um Literaturbeſchaffung ich für meine Arbeit auch manche literariſche Quellennachweiſe zu danken habe.

[18]) In ſeiner ſchwer zugänglichen Monographie: „Essai sur les ossements fossiles du lac de Burtneck." Mem. de l'Acad. imp. des sciences de St. Petersb. XVI Ser., Tom. IV, 1838.

partien. Die Steine sollen dem See entstammen. Wenn der See sich mit Eis bedeckt, werden durch das Grundeis kolossale Blöcke aus seiner Tiefe gehoben, die dann an die genannten Ufer getrieben werden, wo sich Steingiganten von 10—20 Kubikmeter finden. Was die gedraggten Mollusken betrifft, so nennt Sommer 15 Arten, die er im See gefunden. Aus der Seeflora wäre an der Uferregion das schwimmende, durchwachsene und kammförmige Laichkraut zu nennen (Potamogeton natans, perfoliatus und pectinatus). Das ährenförmige Federkraut (Myriophyllum spicatum), sich spreizender Wasserhahnenfuß (Ranunculus divaricatus) und das schöne, weiß-rötlichviolett blühende Pfeilkraut (Sagittaria sagittaefolia) erfüllen allenthalben die stillen Fluten mit ihren oft grotesken Blattformen. Die Mündungen der sich in den See ergießenden Flüsse sind von grünem Schilfrohrdickicht (Phragmites communis), unserer höchsten und stärksten Grasart verdeckt, die im Winter vom Eise aus am bequemsten sich mähen läßt und eine gute Unterstreu liefert. Die beiden Seeinseln sind von diesem Rohrgraswuchs beinah in ihrer ganzen Peripherie umgeben. Zwischen Kohksal und dem gegenüberliegenden Ufer von Osthof wächst im versumpften Wasser Fontinalis antipyretica und Hypnum fluitans, welche übrigens eine unserer besten einheimischen Botaniken, die von Wiedemann und Weber, nicht zu kennen scheint. Natürlich fehlt auch dem Burtneckssee nicht die Zierde unserer Gewässer, unserer hochstengligen Wasserpflanzen schönste Uferblume, welche die Acisblume der Alten war, auf deren Schöpfung aus dem Blute des begünstigten Liebhabers der Nymphe Galathea, den der eifersüchtige Polyphem mit einem Schlammberge erstickt hatte, die Blumengöttin selbst stolz war. Es ist die jungfräulich errötende Blumenbinse oder Schwanenblume (Butomus umbellatus).

Unser verdienstvoller baltischer Ichtyolog und Seenerforscher Max von zur Mühlen hat u. a. uns auch das Resultat seiner Untersuchungen aus dem Jahre 1904 über den Fischreichtum des Burtneckssees in einer gedruckten Beschreibung[19]) zugänglich

[19]) Baltische Wochenschrift für Landwirtschaft, Gewerbefleiß und Handel, Nr. 6, 1905.

gemacht, der wir folgendes entnehmen. Hier läßt sich auch das reiche Bild der Wasserflora durch weitere Pflanzenarten vervollständigen. In früheren Zeiten, wo keine Dämme die Verbindung mit dem Meere störten, sollen die Wanderfische wie Lachs, Meerforelle und Schnäpel häufig in den See und seine Zuflüsse aufgestiegen sein, was jetzt nur noch dem Aal möglich ist, der hier nicht selten ist. Der Fischbestand ist ein selten schöner und reicher, speziell an Brachsen, die vielleicht nur noch im Peipus in so gut genährten Exemplaren vorkommen. Die Bedingungen für sein gutes Gedeihen, meist flaches, leicht durchwärmtes, stets sauerstoffreiches Wasser, ein üppiger Pflanzenwuchs, vorzügliche Laichplätze und ein ständig reich gedeckter Tisch — sind hier allenthalben vorhanden. Neben dem Brachs kommen Hecht, Rohrbleyer, Plötze, Döbel, Uckelei, Barsch, Quappe, Schleie und Aal am häufigsten vor. Der Sandart ist nach einem Riesenfang vor zirka 25 Jahren, wo mit einem Mal gegen 20 Fuder weggefangen wurden, fast ganz verschwunden. Die eigentliche Fangzeit beginnt im Herbst und wird im Winter fortgesetzt. Es kommen Fänge vor, wo mit einem Zuge Brachsen im Wert von 2000 Rubel gefangen worden sind. Mühlen rät die Erträge des Sees, die durch eine Fischart nie ganz ausgenutzt werden, durch Einführung neuer, wertvoller, noch nicht vorhandener Fischarten zu steigern. Hierbei käme in erster Reihe die große Peipusmaräne in Betracht. Eine Zufuhr von Sandarten könnte diese Fischerei, die hier früher häufig gewesen ist, wieder vermehren. Auch würden Karpfen günstige Resultate erzielen, wenn man sie aussetzte.

IV.

Was die Sagen des Burtneckſees betrifft, so kann es eigentlich wundernehmen, daß ein so bedeutendes Gewässer nicht mehr auf die Phantasie des Volkes befruchtend eingewirkt hat. Meine Bemühungen, im Volke auf neues Material zu stoßen, wurden wenig belohnt. Die Töchter des früheren Pastors Girgensohn haben über manche Aufzeichnungen in dieser Richtung verfügt, doch ist, wie mir geschrieben wurde, das meiste Material beim

Verlassen des Pastorats der Vernichtung anheimgefallen. Es ist diese Gleichgültigkeit gegenüber den Traditionen unserer Heimat und ihrer Vergangenheit leider zu typisch, um nicht bedauernd erwähnt zu werden. Möchte das erwachende historische Interesse und der sich in letzter Zeit neu belebende nationale Sinn unserer Heimatgenossen mit Pietät allen Spuren der Heimatgeschichte nachgehen, aus deren Einzelzügen sich immer vollständiger ein Bild unserer Eigenart darstellen ließe.

Schon die B.sche Kirchenchronik nimmt Bezug auf die Volkssage, nach der unser See in alten Zeiten gar nicht hier, sondern im Tierelmoor bei Walk zu suchen gewesen sei, der noch jetzt im Luhdeschen Kirchspiel existiert. Auffallend sind die hohen Sanddünen, die ihn noch jetzt umgeben und für ein früheres Vorhandensein eines Sees Zeugnis ablegen, dessen Abfluß die Sedde ist. Hier lebten in grauer Heidenzeit zwei mächtige Nixen, die in heftigen Streit gerieten, in den sich ein alter Zauberer mischte, der der einen einen gewaltigen Schlag versetzte. Darüber erschreckt erhob sie sich mit ihrem lichten, silberstoffenen Kleide und zog den fischreichen See nach sich, der nun bei Burtneck sich niederließ und vorzeitlich Bur genannt wurde. (Wohl die Abkürzung von Burwis, lettisch Zauberer, also See des Zauberers.) Die Nixe soll noch jetzt zuweilen in zauberisch schönen, melancholischen Tönen um die alte Heimat klagen. Aber nur Auserwählte bekommen das Lied zu hören, wie auch nur sie die versunkene Stadt und das goldene Kreuz im See erblicken dürfen. Merkwürdig ist es, daß Asty im Litauischen nach Gulecke (Kirchenbuch 1769) Stadt bedeuten soll. Da järw estnisch See heißt, würde sich der Name Seestadt ergeben. Durch das Eis werden noch jetzt am Seeufer bei Schloß B. im Frühjahr Bruchstücke alter Backsteine herausgeworfen. Auch Dr. Sommer erwähnt Ziegelfragmente, die er aus dem See befördert hat, ohne sie übrigens näher zu erklären. Unter den Anwohnern verbreitete sich die Kunde, daß der See in seinem jetzigen Bette verbleiben werde, wenn sie ihn innerhalb acht Tagen mit seinem richtigen Namen anrufen könnten. Es gelingt ihnen aber trotz aller Nachforschungen nicht, bis im letzten Augenblicke ein kleines gefangenes estnisches Hütermädchen

ihn mit dem richtigen Namen anruft: „Aſtyjerwe", wodurch er in ſein Bett gebannt wird. Weil es aber ein Mädchen und kein Junge geweſen, durch den der richtige Name bekannt geworden, ſei er nicht mehr ſo fiſchreich wie früher; auch ſei ihm des Nachts das Brauſen geblieben, weil der richtige Anruf erſt im letzten Augenblick geſchehen, wo er ſchon zum Abzuge zu brauſen begonnen habe. Das „Inland" berichtet eine Sage von einem brüllenden, die Erde mit ſeinen Hörnern aufwühlenden Stier, der eine ſchwarze Wolke oder Wolkenſäule mit ſich führt. Der See verläßt ſein altes Bette und ſucht ſich ein neues. Graf Sievers ſieht darin das Bild einer Trombenerſcheinung. Ein Naturereignis, wie etwa eine Waſſerhoſe oder Wolkentrombe muß in der Erinnerung des Volkes ſich feſtgeſetzt haben und hat der Sage ihren Anſtoß gegeben. Ähnliche Sagen von „fliegenden Seen", die auf Naturkataſtrophen der Urzeit zurückgehen, finden ſich auch an anderen Stellen der Heimat. So ſchildert uns z. B. Victor von Andrejanoff in ſeinen „Lettiſchen Märchen"[20]) die Entſtehung des Segenſees in Kurland mit anmutigen Verſen:

Lauter ſauſt es, lauter brauſt es,
Schwarz der Himmel, ſchwarz die Luft,
Kalt wie eine Totengruft —
Und den jungen Hirten grauſt es.
Wieder redet da die Stimme:
„Mit den Wolken auf der Höh'
Nieder kommt der Segenſee;
Bald in ſeinem Wogengrimme
Wird er dieſe grüne Flur
Überſchwemmen — alles töten,
Was zur Stunde ſie betreten.
Retten werdet ihr euch nur,
Weil ein Lied ihr habt geſungen,
Das mir ſüß ans Ohr geklungen." — —
Da mit lauten Donnerſchlägen
Niederrauſcht ein mächt'ger Regen;
Fiſche, Muſcheln, Fröſche, Quallen,
Schilf und Seegras niederfallen,
Und die Wolke aus der Höh'
Senkt ſich nieder — wird zum See. —

[20]) Leipzig. Reclam Nr. 3518 S. 54.

Fr. Bienemann[21]) entnimmt Lerch-Puschkaitis, der die bisher umfassendste, mehrbändige Sammlung lettischer Sagen veröffentlichte, — und aus Hupel verschiedene Fassungen dieser Sage, nach der eine schwarze Sau, die Herrscherin des Sees, in 7 Jahren ihm ein neues Bett wühlt oder ein riesiger Ochs ihn auf seinem Rücken forttragen will. „Da erdröhnte die Erde und der See schnaubte und brauste. Die Leute sahen ihren Tod vor Augen, sie riefen und schrieen, aber niemand konnte den See beschwören, indem er seinen Namen erriet. Plötzlich rief ein Säugling: „Der Astjärw kommt!“[22]) Da erhob sich der See sogleich wieder in die Luft, begab sich mehr nach Süden und ließ sich auf die Burtneckſche Kirche, wo gerade Gottesdienst war, nieder. Noch heute erblickt man auf dem Grunde des Sees eine Kirche, vor der eine Kalesche mit vier schwarzen Pferden und dem Kutscher auf dem Bock steht. Wenn der Pastor einmal seine Predigt geendet haben wird, dann wird sich der See wieder erheben und fortziehen. Bei Hupel findet[23]) sich die Sage von einer Familie Koskul, die im 13. Jahrhundert beide Seiten des Sees besessen haben soll, bis infolge eines Streites im 14. Jahrhundert die Brüder sich dahin verglichen hätten, daß einer die Seite gegen Salisburg mit dem Stammhause Ostrominsky, der andere aber den Burtneckſchen Strich behalten solle. Der Letzte habe zur Anzeige der Grenze einen Eichenbalken (Pfahl) mit eisernen Reifen in den See rammen lassen, auch seinen eigenen Namen geändert und sich „von der Pahlen“ genannt. (Pfosten — plattdeutsch „Pahl.“) Diese Familie ist im 17. Jahrhundert in den Freiherrnstand erhoben worden. Der erste Pahlen hat das Koskulsche

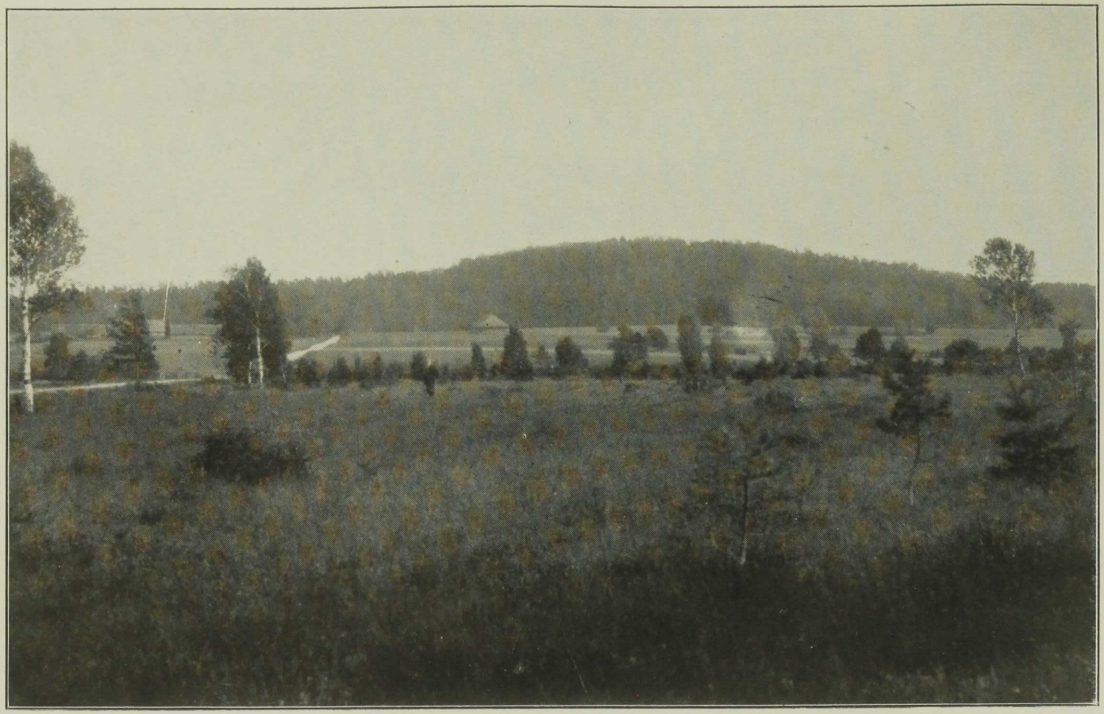
[21]) Livländisches Sagenbuch S. 19.

[22]) Der Wortlaut bei Lerch-Puschkaitis ist naiver: „Sehr lange hat der See an der neuen Stelle gebrüllt, wo die Sau ihm vorher das Bett gegraben hatte. Da hat am Sonnabend Abend ein Weib ein kleines Mädchen in die Badestube getragen und das Kind hat gerufen: „was brüllt der Aster?“ — „Das, mein Kindchen, ist nicht der Aster, das ist der Burtneck,“ sagte die Frau, und siehe da, von der Zeit hat der See nicht mehr gebrüllt. Denn sein Name war nun erraten.

[23]) Topogr. B. III. S. 122. Ferner auch Pabst, Bunte Blätter, Heft II, S. 30, Bienemann, Livl. Sagenbuch S. 193.

Wappen geändert, die Seeblätter zwar beibehalten, aber aufwärts gekehrt und den Grenzpfahl darübergesetzt. — Ostrominsky soll lettisch, wie Körber in seinen „Nachrichten" angibt, noch zu seiner Zeit den Namen Koschkel muischa geführt haben. — Hedda von Schmid in ihrer anziehend erzählten und zum Schluß zu tragisch fesselnder Dramatik sich steigernden „livländischen Sage", der Dichtung „Am Astjärw" (Riga. Müllersche Buchdruckerei 1889. 157 Seiten), motiviert die Namensänderung der Brüder damit, daß der eine trotz des gemeinsamen Gelöbnisses, die Grenze nicht zu überschreiten, wortbrüchig wird, und auf fremdem Grund und Boden fischt. Da sprach der andere Bruder: „Da du dein Wort nicht zu halten verstehst, so will ich nicht den gleichen Namen mit dir tragen." Und er nannte sich fortan: „von der Pfahl". Die Verfasserin versetzt Schloß Beverin an den Astjärw und nennt das andere Schloß den Rosenstein. Auch der Blauberg, der in der Sage eng mit dem Astjärw in Verbindung erscheint, — die Sage von Turo und Tusco, dem feindlichen Brüderpaar, scheint der Dichtung zugrunde zu liegen, — spielt hier eine poetische Rolle. Das Motiv mit dem strittigen Grenzpfahl aber hilft den Knoten der Verwickelung schürzen, so daß der tragische Ausgang des Ganzen beschleunigt wird.

Der unruhige See tritt immer wieder in der Vorstellung des Volkes auf. Aus dem Munde einer alten Erzählerin, Frau Lise Radsin geborene Sarrin in Burtneck, habe ich folgende, etwas eigentümliche Version erhalten. Der Pastor Parrot habe einst drei oder drei mal drei hölzerne Kreuze zusammengebunden und in den See gesteckt, worauf er ruhig geworden sei. Aus Lerch-Puschkaitis entnehme ich eine andere Spielart der Sage: Ein Bräutigam hatte seine Braut verlassen und wollte sich eben in der B.schen Kirche mit einer andern Braut trauen lassen. Zu derselben Zeit, wo die verlassene Braut auf der Blaubergspitze in der heiligen Quelle die Windeln ihres Kindes weinend wusch, erhob sich die Quelle in die Luft und ließ sich auf die B.sche Kirche nieder. Zu gleicher Zeit erhob sich der Tierelsee in die Luft und bedeckte die Quelle und die Kirche mit dem ungetreuen Bräutigam. Bei gutem Wetter soll man noch



Der Blauberg bei Mojahn.

immer die Kirche im See erblicken können. Interessant ist es den gemeinsamen Naturgrund der Sage aus dem Umstand zu ersehen, daß der Abfluß des Tierelsumpfes, die Sedde, in den Burtneckſee fließt und auch die Wrede (Leelupe), die in der Nähe des Blaubergs im Dickelnschen See entspringt, denselben Weg nimmt.

V.

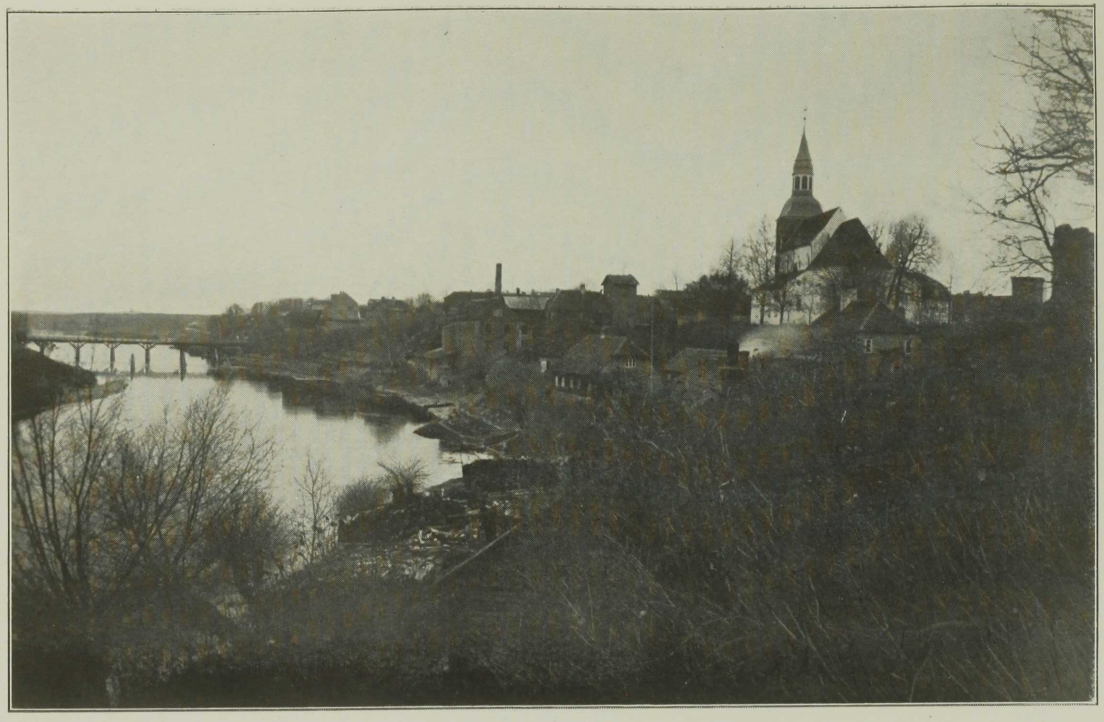
Durch seine Sagen und die Geschichte seiner Urzeit, wo ihn die alten Letten als einen heiligen Opferberg verehrten, mit dem See von Burtneck eng verbunden, auch räumlich in nächster Umgebung von ihm, — ist es unmöglich, die Geschichte dieser Gegend abzuschließen, ohne des herrlichen Berges zu gedenken, der zwischen Dorpat, Wolmar und Riga zu den höchsten Erhebungen der Landschaft gehört und mit einem grünen Waldkleide bis zur Spitze bedeckt, — nicht als steiler Kegel, sondern ganz allmählich auf weiter, in Fichten- und Laubwäldern sich verlierender, majestätischer Grundbasis sich aufbauend, aus der flachen Feldebene zu seinem imposanten Wipfel ansteigt. Der Blauberg liegt in der Luftlinie 12 Werst von Wolmar und 15 Werst vom Süduser des Burtneckschen Sees, 429′ über der Ostsee. Ein sanft abfallender Fahrweg, auf dem man bequem mit einem Vierspänner bis auf sein Hochplateau fahren kann, führt auf seiner Ostseite hinauf, die Nordseite ist allein steil abfallend nach Dickeln zu. Er ist aber auch hier, wie überall bis zu seiner Spitze dicht mit Wald bewachsen, woraus sich auch sein Name erklärt — Sillakalns (Waldberg). Hier haben Graf Sievers mit Grewingk 1872 Nachgrabungen angestellt, übrigens meist nur Gräber des 17. Jahrhunderts aufgedeckt, in denen zahlreiche Sargnägel und ein rigascher Solidus aus der Zeit der Königin Christine von 1650 gefunden wurden. Der vorherrschend diluviale Hügel wies an der nördlichen, dem See zugekehrten Seite zwischen Nußsträuchern und jungen Eichen einen Begräbnisplatz mit mehreren, kaum mehr erkennbaren, verflachten Grabhügeln auf. In 4 Fuß Tiefe fanden sich die Skelette eines weiblichen Individuums und eines Kindes nebst Holzstücken, in welchen Eisennägel steckten, woraus man auf Särge schließen

kann. Etwas tiefer lag ein drittes Individuum. Die Schädel lassen mehr auf litauisch-lettische als auf finnisch-livische Herkunft schließen, was mit den heiligen Traditionen des Opferberges im Einklange stände.

Eine sich weiter findende unbedeutende Vertiefung von 1—2 Faden enthält schlecht erhaltene russische Kupfermünzen des laufenden Jahrhunderts. Grewingk wurde mitgeteilt, daß sich hier am 10. August (Laurentiustag) Bettler einstellen, um von etwaigen Besuchern Almosen zu empfangen. Noch vor 85 Jahren (1825) wurde der Blauberg von nah und fern zahlreich besucht, während sich heutzutage ein größerer Zulauf des Volkes auf die Johannisnacht beschränkt. Früher beteiligten sich übrigens an diesen Pilgerfahrten vorzugsweise nur die Letten aus Wolmar, Dickeln und Burtneck, während die Salisburger dem Besuch und der Feier fernblieben. Warum an dieser denkwürdigen Stätte der Volkstradition und Heimatgeschichte nicht mehr systematische Ausgrabungen angestellt worden sind, ist mir unverständlich. Lehrer Ballod, der ein besonders begeisterter Freund dieses interessanten Ortes ist, hat auf eigene Hand hier mit dem Spaten Untersuchungen angestellt und behauptet, daß der Boden reich an Reliquien der Vergangenheit sei. Man brauche nur einen der zahlreichen Nußsträucher auszuheben, um eine Menge alter Münzen usw. zutage zu fördern. Ballod führt (in seiner oben erwähnten lettischen Schrift, die sich ausführlicher auch mit dem Blauberg beschäftigt) allein 7 Spitzen des Hügels an, von denen ich den Gottesberg, den Johannesberg, den Kiesel- und Löwenberg nenne. Der oben zitierte Pastor von Ermes, Joh. Ludw. Börger[24]), nennt den Blauberg einen Kalender der Gegend.

„Ist das Wetter heiter, so erscheint er in seiner ordentlichen Farbe, die ins Blaue fällt, weil er mit jungen Fichten bewachsen ist. Sobald aber eine Veränderung des Gewitters zu erwarten, umhüllt ihn oben ein grüner Nebel. Vielleicht ist hier das Bergwerk, so der selige Superintendent D. Joh. Fischer entdeckt haben soll. Der gemeine Mann soll hier auch seinen Aberglauben getrieben haben."

[24]) In seinen Altertümern Lieflands und seiner Völker, besonders der Letten. Riga 1778.



Wolmar an der Aa.

Am Blauberg und in seinen Mooren entspringt der sich in den Burtneck ergießende Wredefluß. Ein Durchhau nach Osten läßt Wolmar sehen, der Blick nach Norden umfaßt den Burtnecksee und die hochliegende Kirche. Vom hohen Holzgerüst für topographische Landesvermessung auf seinem Wipfel bietet die oberste Plattform, zu der drei Treppen führen, einen herrlichen Rundblick über die ganze Gegend zwischen Wolmar und Wenden. Man überschaut hier 7 Kirchspiele mit den Kirchen von Dickeln, Matthiä, Burtneck, Wolmar, Wenden, Allendorf und Papendorf. Auf dem Gipfel des Berges entsprang früher eine heilige Quelle[25]), die sogar in der heißesten Zeit nicht austrocknete. Ihr Wasser half gegen alle Krankheiten und machte vor allem die Augen gesund. Aber später fingen die Frauen an, sogar ihre kleinen Kinder darin zu baden, damit sie stark und gesund heranwüchsen, und einst wusch ein unreines Weib ihre Kinder mit Tüchern im Quell, worauf das Wasser verschwand und in den Burtneckschen See zog, nach anderen nach Pleskau. Der Sand aus der Quelle heilt die Augen. Man kann noch die Stelle sehen, wo sie sprudelte. Doch haben Schatzgräber den Ort unkenntlich gemacht. Auch mir gelang es bei meinem Besuche des Berges nicht, die Stelle zu entdecken. Dieser Zug der Sage weist auf die Taufe der einstigen heidnischen Lettenumwohner des Blaubergs, die zum Teil (in Tolowa) bereits von den Russen aus Pleskau zur Annahme des byzantinischen Glaubens bewogen, später sich dem katholischen Bischof Albert zuwandten.

„Als der Priester Alobrand 1208 sie aufforderte, die christliche Religion anzunehmen, war ihre erste Sorge, die Meinung ihres Gottes auf dem heiligen Blauberg zu erforschen, sei es durch das Werfen des Loses oder auch durch das Schicksal des Stabes vom „Wahrsager-Baum", welches, vor den Fuß eines weissen Pferdes gehalten, dank dem Ausschlagen desselben — sich erfüllte. Der Ausfall war für die Katholiken und nicht für die Russen in Pleskau günstig[26]). (Ballod.)

[25]) Lerch.Puschkaitis, VI 209. Bienemann, Livl. Sagenbuch Nr. 26. Ballod Jumeras lejas.

[26]) Sie warfen zuvor das Los und erforschten die Meinung ihrer Götter, ob sie den Russen von Pleskau, die den griechischen Glauben haben, mit andern Letten von Tholowa, oder der Lateiner und Deutschen Taufe annehmen sollten. (Chronik Heinrichs von Lettland c. XI.)

Die hochinteressante Schilderung eines uralten Opfer- und Lihgofestes des Lettenvolkes entnehme ich dem selten gewordenen Buche Garlieb Merkels: „Wannem (Fürst) Ymanta, eine lettische Sage." Leipzig, Hartknoch, 1802. Die farbenreiche Erzählung, die bei der bekannten Vorliebe des Verfassers für das lettische Volk vielleicht Alles in einer doch gar zu idealisierenden Beleuchtung darstellt, geht jedenfalls in ihren hochfarbigen Schilderungen einer jener festlichen, mondhellen Blaubergnächte, wo die furchtbare Scheidewand zwischen dem Volk und seinen Göttern fällt, auf uralte Tradition zurück. Der Einheit wegen ist die Übereinstimmung livischer und lettischer Sitte hier im allgemeinen vorausgesetzt. Die Zeit ist um 1206 anzunehmen. Ymanta, ein heldenhafter Lettenhäuptling, ist der Gemahl der schönen Ayta, Gersimers Tochter, und des Livenhäuptlings Kaupo von Thoreida Schwester. (Die Namen außer dem Kaupos lassen sich aus Heinrichs Chronik nicht nachweisen.)

„Die Nachtigall sang in blühenden Hainen: da war den Letten das Fest des beglückenden Lihgo[27]) gekommen, des freundlichen Gottes der Freude. Schon dreimal hatten in der Mitternachtsstunde die Waidelotten[28]) den eichengekrönten Gipfel des Blaubergs mit Flammen gekrönt und lauten Hörnerruf ins Land umher versendet. In der 4. Nacht strömte frohes Gewimmel zum Fuß des Berges heran, dessen ebener Gipfel den heiligen Hain trug. Vom wankenden Kinde bis zum schwächlichen Greise — alles eilte herbei, das schönste Fest zu begehen. Wen kraftloses Alter oder Siechtum an die Hütte fesselte, der dünkte sich selber gestorben; denn Lihgos Fest war die Krone des Jahres." — — — Die Männer trugen Schläuche voll sprudelnden Methes, langgesparte Schätze der Vorratskammer die Frauen herbei, und geschäftig empfingen die Waidelottinnen[29]) sie und bereiteten das Mahl auf der Wiese. Die Mädchen versteckten unter ihren Gewändern duftende Kränze, sie dem Geliebten unbemerkt auf die Scheitel zu drücken; die Jünglinge brachten den Mädchen bunten Putz, an Winterabenden emsig geschnitzt, geflochten oder gehämmert. Selber die Kinder kamen nicht mit leeren Händen. Sie keuchten unter Lasten wohlriechender Kräuter zum weichen Sitze für Greise. Alles Volk stand in feierlichen Gruppen versammelt und der Opferzug begann aus der vom Monde durchdämmerten Nacht in die dunkleren

[27]) Lihgo — der Gott der Liebe und der Freundschaft.

[28]) Ein Orden, der aus männlichen und weiblichen Gliedern bestand, die Priester des lettischen Volkes.

[29]) Die weiblichen Sänger-Priesterinnen.

Schatten des Hains. Kinder hüpften voraus und streuten Blumen. Nach ihnen betraten 2 weiße Stiere den Pfad, mit duftenden Tannenzweigen und Eichenlaub geschmückt. Priester führten sie. An ihrer Seite ging die Schar der reinen Jungfrauen, der schönsten unter Lettgalliens Töchtern. Mit feierlichem Schritt und schamhaftem Erröten trugen sie Kränze von Wiesenblumen, Geschirre voll Futter, Milch und Trinkgefäße perlenden Meths. Ihnen folgte das Volk bei dem lauten Gesang der Lighussones[30]). Sie sangen: „Preis dem mächtigen Perkun, der da donnert vom Himmelsgewölbe, der Tau und Regen über die Erde gießt und Hagelgewölke vorüber lenkt am reifenden Saatfeld!" Sie sangen: „Preis dem gütigen Potrimp, dem rotwangigen Gotte der Erntefülle, der die Wiesen bedeckt mit nahrhaften Kräutern und segnet die weidenden Herden."

Laut wiederhallte der Hain und aus dem Dickicht klang der Echoruf überirdischer Geister. Längst gefallene Helden stiegen aus ihren Grüften empor und feierten mit den Enkeln das Fest. Dunkel schimmerten ihre Schatten zwischen dem Laube der Eichen hervor. Die Priester sahen sie und gingen mit ehrfurchtsvoll verhüllten Gesichtern vorüber. Selbst die Stiere senkten die Häupter und brüllten leiser. Jetzt stehen sie am Rasenaltare. Dampfend umfließt ihn das Blut der Stiere, Perkun zu Ehren. Dem gütigen Potrimp leeren die Mädchen die Becher voll Milch. Alle beten voll Inbrunst: „Perkun, erhöre das Flehen deiner Kinder! Erhör' uns segnender Potrimp. Gütig empfangt unsere ärmliche Gabe!" — Die Opferlohe knistert leise und dampft. Jetzt tut sie einen hellen Blick, jetzt einen zweiten, da flammt sie plötzlich in die Nacht empor und offenbart stehen durch sie die ehrwürdigen Gestalten der bemoosten Eichen des Hains. Wo ihre Äste über dem Altar am dichtesten sich wölben, glänzt Perkuns majestätisches Antlitz aus ihnen hervor. Flammen scheint er zu blicken. Eine Flammenkrone umzieht seinen Scheitel und die Lohe spielt zu ihm unschädlich empor. Ihm zur Rechten lächelt der ewige Jüngling Potrimp. Ein Ährenkranz durchflicht sein goldenes, üppig gelocktes Haar. Vor ihm stehen volle Garben, unter denen schöne Schlangen wohnen, Sinnbilder und Bürgen häuslicher Fülle. Aber zur Linken starrt der bleiche Greis Pikoll herab, der Hölle furchtbarer Gott, der nicht Anbetung, der Leben von allem Lebenden heischet. Ein Leichentuch umhüllt den nackten Scheitel des Leichengottes und Blut hängt in seinem dünnen, grauen Barte. Von hohen Stangen glotzen Totenschädel mit den leeren Augenhöhlen zu ihm herauf und schwarzer Dampf von brennendem Fette stinkt in nie endender Säule zu ihm empor. — — —

Das Volk zog vorüber, dahin, wo auf offener Ebene, zwischen den Ufern des Hains und des Stroms[31]) Lighos Blütenaltar stand. Auf ihm

[30]) Lettische Barden.

[31]) Wir erinnern uns, daß der Wredefluß am Blauberg entspringt und in alten Zeiten, wo seine Ufer vielleicht nicht so weit versumpft waren wie heute, ein stattlicher Strom sein konnte.

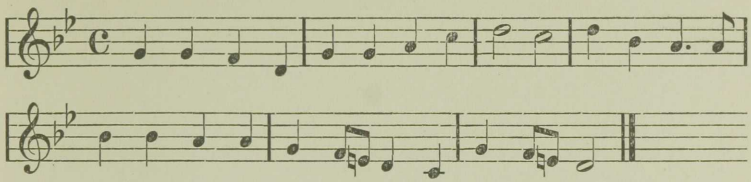
leerten die Mädchen die Becher mit Meth und beteten leise mit schalkhafter Miene. Alle folgen ihrem Beispiele, streuen Weihrauch auf den Altar und da die Flamme stieg: „Wir sehen dich, lieblicher Gott!" sangen die Priester und sang das Volk. „Du blitzest im freudigen Auge unsrer Lieben. Du tanzest auf den rollenden Wogen des Stromes dahin. Du athmest die Wohlgerüche der Blüten in der Luft. Du rufst den Jubel der Nachtigall durch den Hain. Freundlicher Gott, wir lieben dich!" Feierlich erhob der Oberpriester sich jetzt vor den Altar und gebot im Namen des Gottes treue Liebe dem Geliebten, jeglichem Feinde Versöhnung. Brüderlich umarmten sich alle und wer Groll im Herzen hatte, eilte zum Gehaßten zuerst, Verzeihung zu geben und zu empfangen. — — Ein ganzes, glückliches Volk sank zum Bundesmahle ins Gras. Höher und höher schwang sich die Freude, indeß der Mond schon von der Mitte des Himmels niederblickte und schon ein goldroter Reif den östlichen Himmel umsäumte. Von dem flammenden Thron, um den die Stürme mit zahmem Murren kriechen, an dessen Fuße die Donner schweigend liegen — — — nie sah Perkun ein Schauspiel, das seines Blickes würdiger war!" —

Wir haben Merkel hier etwas ausführlicher zu Worte kommen lassen, weil wir in der Tat eine schönere und anschaulichere Darstellung der uralten Lihgofeier, die ja auch noch heute populär bei uns und im Volke ist, bisher nicht gelesen haben. Der Stoff eignet sich vorzüglich zu einem Oratorium oder einer nationallettischen Oper. Möchte er den Komponisten nicht entgehen! Professor Jos. Wihtol hat eine Symphonische Dichtung komponiert[32]), die, obgleich noch ein Jugendwerk dieses bedeutenden Komponisten, doch schon manche Vorzüge seines späteren Schaffens aufweist und über lettische Volksthemen gesetzt ist: La fête Lihgo. Tableau symphonique sur des thêmes populaires lettes op. 4. Die Musik versetzt uns in eine Mondnacht auf den Gipfel des Blaubergs. Trompetenstöße unterbrechen die Stille und rufen das Volk zur Anbetung der Götter Perkun und Potrimp und um den Altar des Lihgo. Nach dem Opfer beginnt Spiel und Tanz, die mit Gesängen abwechseln, die den Lihgo verherrlichen. Wieder künden Trompeten das Ende des Festes, worauf nächtliche Stille aufs Neue die heilige Stätte bedeckt.

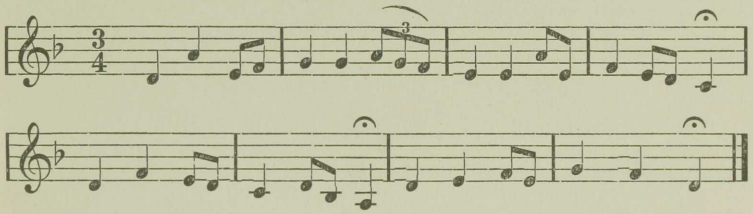
Die Komposition ist geistreich in der Harmonik und läßt nur eine gewisse Einheitlichkeit und Geschlossenheit in der Konzeption

[32]) Aufgeführt im 8. Symphonie-Konzert der Majorenhofer Kapelle von Bullerjahn am 11. August 1894.

vermissen, so daß der Eindruck stellenweise der einer zu unruhig wechselnden Mosaikarbeit wird, sie hat einen ausgesprochen nationalen Volkscharakter, sofern alle Hauptmotive lettische Volkslieder in unveränderter Gestalt bringen. Mit zwei Ausnahmen sind es Johannislieder. Nicht zu den letzteren gehört das feierlich getragene Andante-Thema der langsamen Einleitung. Es ist ursprünglich äolisch, vom Komponisten hier dorisch harmonisiert.

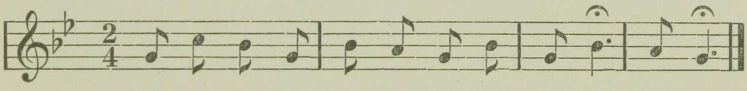


Der Opfergesang, in der Partitur von 4 Hörnern geblasen, ist gleichfalls dorisch gesetzt.



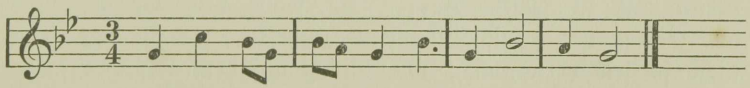
Beide Melodien gehören mit zu den ältesten, die uns überliefert sind. Es folgen weiter vier Johannislieder.

1a.

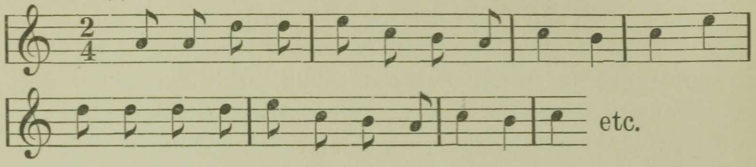


Dasselbe kehrt dann in der Fanfare rhythmisch im $^3/_4$ Takt verändert wieder:

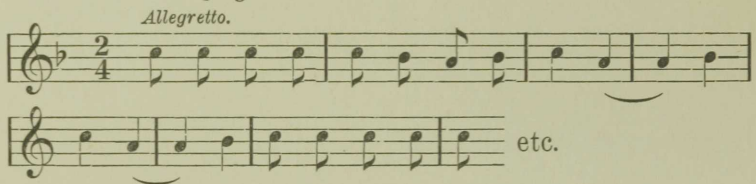
1b.



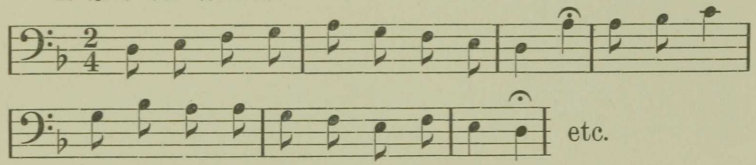
2. Opferlied.



3. Lied der Jugend.



4. Lied der Alten.



Das übrige motivische Material der symphonischen Dichtung ist episodisch frei erfunden.

Die Orchesterpartitur à 1 Rubel 95 Kop. und ein treffliches Klavierarrangement zu 4 Händen vom Komponisten à 2 Rubel sind bei M. P. Belajeff in Leipzig erschienen.

In gastfreister Weise im lieben Hause des Arendators von Schloß Mojahn, Herrn Dannenberg mit Speise und Trank gestärkt, schritt ich an einem strahlend schönen Sommertage des Jahres 1909 durch die weite, mit reichen Feldern gesegnete Ebene zum nahgelegenen Blauberg. Wie wohltuend empfindet ein baltischer Schriftsteller im Kreise so herzlicher und von warmen literarischen Heimatinteressen erfüllter Gastfreunde den Segen einer geistigen Atmosphäre, wie sie eine gehaltvolle Bibliothek verrät, die in diesem Hause nicht fehlte und wo ich sofort alle Bände der „Heimatstimmen" bemerkte. Es ist das leider nicht so selbstverständlich, wie ich oft auf dem Lande erfahren



Alte Opfereiche an der Ha bei Wolmar.

habe. Hier aber scharte sich die Familie nach guter altbaltisch-deutscher Sitte noch an den Winterabenden um den Lesetisch, wo dann auch die „Heimatstimmen" ihre Mission erfüllen konnten, genauere Kenntnisse über die Heimat und ihre Geistesgeschichte zu verbreiten und so das Interesse und die Liebe für ihre Eigenart immer mehr zu vertiefen.

Vom Leepekrug steigt man den Blauberg hinan, der, wenn man von Wolmar kommt, sich fast ganz in dichten Wäldern verhüllt, die seinen Fuß umgeben. Damit hängt die sehr große Schwierigkeit zusammen, ein gutes photographisches Bild von dem Berge zu erhalten. Ich habe mich später wiederholt abgemüht im Verein mit einem Wolmarer Photographen, der mich aber nachher leider im Stich ließ, ihn auf die Platte zu bannen. Es ist dies auch nur von der Dickelnschen Seite einigermaßen möglich, wo er sich sehr schön und imponierend steil in seiner Waldesfülle erhebt. Doch empfängt man durch das Lichtbild kaum einen richtigen Begriff von seiner Großartigkeit, weil die relativ sehr breite Grundbasis die Vorstellung seiner keineswegs unbeträchtlichen absoluten Höhe nicht aufkommen läßt. Ein wunderbares, tiefes Schweigen hüllt ihn ein. Der Aufstieg geht überall durch dichten Kiefernwald. Oben beginnen die verschiedensten Laubbäume ihn mit ihren Wipfeln zu umkleiden, in denen Linden, Eichen und Ebereschen vorwiegen. Ganz oben wird man von einem dichten Lindenwalde überrascht, der gerade blühte, als ich ihn das erste Mal besuchte. Man fragt sich verwundert, woher die vielen Linden stammen, während in den grauesten Zeiten seiner Opferkultur doch nur riesige Eichen seinen Gipfel krönten.[33])

[33]) Der Wolmarsche Kreis hat einen dem Eichenwuchs günstigen Boden. A. von Löwis „Die Eichen Livlands" schätzt einen Baum dieser Gegend auf 700 Jahr. An der Mellup, einem Nebenfluß der Aa, 9 Werst von Wolmar, habe ich einige der berühmten, uralten Opfereichen bewundert. Die eine ist 32′ hoch, und bietet in ihrem hohlen Stamm Platz für dreizehn Menschen. Die größere Spitze ist vom Sturm niedergebrochen. Eine andere ist nicht hohl und 24′ breit. Sie mißt 8′ im Durchmesser. Sehr stattlich ist ferner die mächtige Walther-Eiche im Garten des Pastorats Wolmarshof. Prächtig gedeiht auch die im Luther-Jubiläumsjahre vom P. Neuland gepflanzte Luther-Eichenallee, die das Pastorat mit dem Gute Wolmarshof verbindet.

Die meisten dieser heiligen Riesen der Vergangenheit sind ja der verheerenden Flamme des nordischen Krieges oder anderen Feinden gewichen, — von ihnen erwartete ich keine mehr zu finden; aber ihre Eicheln müßten hier doch für einen Nachwuchs gesorgt haben, während ich nirgends bei allen meinen Nachforschungen fand, daß je die Linde als heiliger Baum der Urzeit hier eine Rolle gespielt hat. In jenen Zeiten, wo dieser heilige Bannwald von der allgemeinen ehrfürchtigen Verehrung der Umwohnenden getragen ward, durfte keine Axt den Bäumen nahen. Aller Frevel blieb diesem Orte fern. Niemand hätte den Mut gefunden, hier auch nur das kleinste Ästchen abzubrechen, und wo die Götter einst keinen andern Tempel als die schattigen Wipfel besaßen, durften auch die Menschen sich keine Hütten bauen. Die Furcht vor dem himmlischen Feuer, das hier seinen Sitz gehabt hatte und Häuser und Menschen einst vernichtete, schreckte davon ab, dem Berge anders als im Gebete und andachtsvoll zu nahen. Nur kleine Pfade leiten den Wallfahrer durch wilde Waldstrecken und Moräste auf den heiligen Berg, wo er seine Liebesgaben, Haustiere und Feldfrüchte, Münzen, Perlen und Geschmeide, selbst Haarlocken, Wolle und Garn — mit versöhnenden Sprüchen darzubringen pflegte. Ich spürte etwas von jenen heiligen Schauern, die an dieser Stätte die Menschen erfüllten, welche einst in einem so viel kindlicheren und mystischen Verhältnisse zur Natur standen. Es ist kein Gefühl erhebender und erhabener als das, welches uns auf Bergeshöhen überkommt, wo allmählich immer mehr und mehr die laute Welt unter uns versinkt und der Blick durch die Baumzweige in die strahlende, sonnige Ebene blickt, die so feierlich und schweigend und so weltweit sich vor dem entzückten Blicke ausbreitet. Ich habe später noch am Fuß den ganzen Berg umkreist, der überall von Fahrwegen durchkreuzt wird. Überall rauschender, herrlicher Wald, auch viel Laubholz, früchteschwere Himbeersträucher in einsamer, unberührter Fülle, das Gurren wilder Tauben in seinen hohen Wipfeln, dort ein verschlungener Dachs- oder Fuchsbau mit seinen im Rankengewirr sich versteckenden Hügeln, hier und da ein Durchblick auf einen vereinzelten Bauernhof inmitten seiner Felder und zur Seite in seiner majestätischen Erhebung immer wieder ein anderer

Anblick dieses völlig vom Walde eingesponnenen Berges, wo oft die Stämme so dicht beieinander stehen, daß man mit dem Pferde nicht durchzukommen vermag. Möchte die auch nur flüchtige Andeutung seiner bezwingenden Schönheit noch viele Freunde unserer Heimat in Zukunft zu einer Wallfahrt auf seinen lindenbeschatteten Gipfel veranlassen, von wo sich einer der lohnendsten Ausblicke in unserem bergarmen Lande bietet. Die Eisenbahn Smilten-Haynasch mit einer Haltestelle in seiner Umgebung wird ihn in Zukunft den Touristen in bequemste Nähe rücken.

Ein Denkmal auf dem Berge, mit Namen und Jahreszahl versehen, hat noch bis zum Beginn des 18. Jahrhunderts, wo der Wallfahrtsort verfiel, die Erinnerung an die Errettung des mächtigen Litauerfürsten Gedimin erhalten, der 1322 mit einem furchtbaren Heere Livland heimsuchte, Dörfer und Städte plünderte und Tausende mit unermeßlicher Beute fortführte.

Auf langen Irrwegen durch endlose Wälder und Moräste gelang es ihm nach gewaltigen Mühen und Entbehrungen mit einigen Begleitern die Spitze des Blaubergs zu gewinnen, von wo ihn wegekundige Führer zu seinem Kriegsheere geleiteten. Während des Nordischen Krieges lagerte ein großer Teil der schwedischen Truppen unter Karl XII. am See von Bewerin (Burtneck) zwei Stunden Weges vom blauen Berge. Als die schwedischen Krieger sich anschickten, dem Anzuge des Feindes trotzend, sich auf dem Berge einen festen Platz herzustellen, die alten Bäume niederbrannten und die Gipfel des Berges abtrugen, eilten die umwohnenden Leute herbei, von dem großen Feuer auf dem Berge erschreckt, um die Zerstörung des heiligen Haines zu verhindern. Anhaltender Regen hatte aber die Umgegend der Anhöhe in einen Sumpf verwandelt, so daß die Schweden ihre Geschütze und Reiter nicht heranziehen konnten und nach vergeblichen Versuchen einen anderen Weg in der Richtung zur Meeresküste einzuschlagen sich genötigt sahen.

Der Abzug der Kriegsscharen war für die Bauern ein Beweis, daß die Macht der Götter ihre Wohnsitze vor den Frevlern auch ohne Menschenhilfe zu schützen vermochte und große Freudenfeuer loderten auf dem Berge zum Lobpreis der Himmlischen auf.

Eine der ältesten Sagen vom blauen Berge und dem Schlosse Bewerin am Burtneckſee mag hier ihren Platz finden, um so der Vergessenheit entrissen zu werden.

„Im alten Schlosse seiner Ahnen herrschte ein gewaltiger Fürst, der Jagd und dem Kriegshandwerk ergeben, ohne Gerechtigkeit und Gottesfurcht, nur an Gelagen sich ergötzend, an reicher Beute und an dem Weine in goldnen Bechern.

Seine durch Stolz und Übermut dem Vater ähnlichen zwei Söhne hatten eine Schwester Lida, die als die edelste Perle des Landes gepriesen wurde.

Frommen Sinnes lebte sie in stiller Zurückgezogenheit am Hofe des Vaters nur ihren Armen und Kranken, deren schützender Engel sie war. Um ihre Hand bewarben sich die beiden Zwillingsbrüder Turo und Tusco, deren täuschende Ähnlichkeit schon die Mutter veranlaßt hatte, sie durch goldene und silberne Fingerringe voneinander zu unterscheiden. Lida schenkte dem ersteren ihre Zuneigung und tauschte mit ihm das Gelübde der Treue aus. Vergeblich versucht Turo den Segen des Vaters zu ihrem Bunde zu erlangen. Endlich beschließt er die Flucht mit seiner Verlobten und betraut den Bruder mit den Vorbereitungen zu ihr, während er, die Aufmerksamkeit des Fürsten täuschend, an einem Gastmahle teilnimmt. Tusco aber mißbraucht das Vertrauen des Bruders und entführt die Braut, in deren Besitz er mit Hilfe bestochener Dienerinnen gelangt ist. Die erste kurze Rast findet statt, als eben die ersten Strahlen der Sonne das Land erleuchten. Aus ihrem Zelte auf hohem Berge (dem Blauberg) blickt Lida in weiter Ferne auf die schimmernden Zinnen des väterlichen Schlosses und den Spiegel des heimatlichen Sees (von Burtneck), die im Morgenrote wie im Purpur glänzen. Dieser Anblick und der Gedanke der Trennung ohne die Möglichkeit der Rückkehr erfüllen sie mit tiefem Schmerz, der sich zur Verzweiflung steigert, als Tusco plötzlich vor ihr mit der Mahnung um schleunigen Aufbruch erscheint und dadurch seinen Betrug verrät, dem sie zum Opfer gefallen ist. Mit dem Schwerte, das sie ihm entreißt, durchbohrt sie ihre Brust, sterbend Turos Rache auf des Frevlers Haupt herabbeschwörend. Alsbald sind auch die Verfolger aus dem Schlosse zur Stelle. Im blutigen Kampfe, der sich hier entspinnt, fallen die beiden feindlichen Brüder durch wechselseitigen Mord und zugleich das ganze Geschlecht des mächtigen Fürsten. Der stolze Name des gefürchteten Herrschers erlischt wie der des Schlosses, welches beraubt und zerstört wird, — aber Lidas Name lebt fort im ganzen Lande und wird gepriesen in segnender Erinnerung. Ihr Grabmal auf dem blauen Berge schmücken tausend Hände und zur alten Verehrung der heiligen Stätte kommt die Huldigung, die dem Andenken des edelsten Herzens des Landes dargebracht wird."

Hedda von Schmidt hat diese Sage mit Geschick ihrer schon erwähnten Dichtung „Am Astjärw" einverleibt, wo sich die

Handlung ausschließlich zwischen dem Burtneckſee und dem Blauberg abſpielt und wo das landſchaftlich-poetiſche Kolorit hauptſächlich dieſen beiden reizvollen Punkten ſeine Farbe verdankt.

Aus der blauen Ferne winkten
Bewerins gewalt'ge Zinnen,
Doch bald ſchwanden ſie den Reitern
Aus den Augen; Waldesdunkel
Nahm nun auf die kleine Schar.
Seinem Ziel entgegen wand ſich
Nun der Zug auf ſchmalem Waldpfad
Zum wildſchönen, hohen Blauberg,
Der ſich, dicht bewaldet, ſtattlich
Hebt aus grünenden Gefilden —
Hoch hinaus bis in die Wolken.
Stets gehüllt in blauen Dufthauch
Iſt die Kuppe jenes Berges,
Der — ein edler Stein, ſich reihet
In den Schmuck, die Höhenkette,
Die aus Livlands Gauen raget.

Die Liebenden geben ſich, von den anderen getrennt, ganz dem Zauber der holden Waldeinſamkeit hin.

Um die Jungfrau und den Ritter
Zog ein weißer Falter langſam
Seine Kreiſe, Käfer ſummten,
Tannenduft erfüllte kräftig
Rings die Luft. — „Wie in der Kirche
Iſt es hier", ſprach Leonore,
„Und wie ſchön läßt es ſich beten
Doch in Gottes freiem Walde,
Der uns immer freundlich aufnimmt,
Wenn wir ſeinen Schatten ſuchen.
Muß nicht jedes Leid verſtummen
Vor der Schöpfung höhrem Anblick?" — — —

Doch je höher man in gemeinſamer Zwieſprache ſteigt, deſto dichter hemmen die Bäume den Weg der Reitenden, die ſich aus dem Sattel ſchwingen und zu Fuße weiter klimmen.

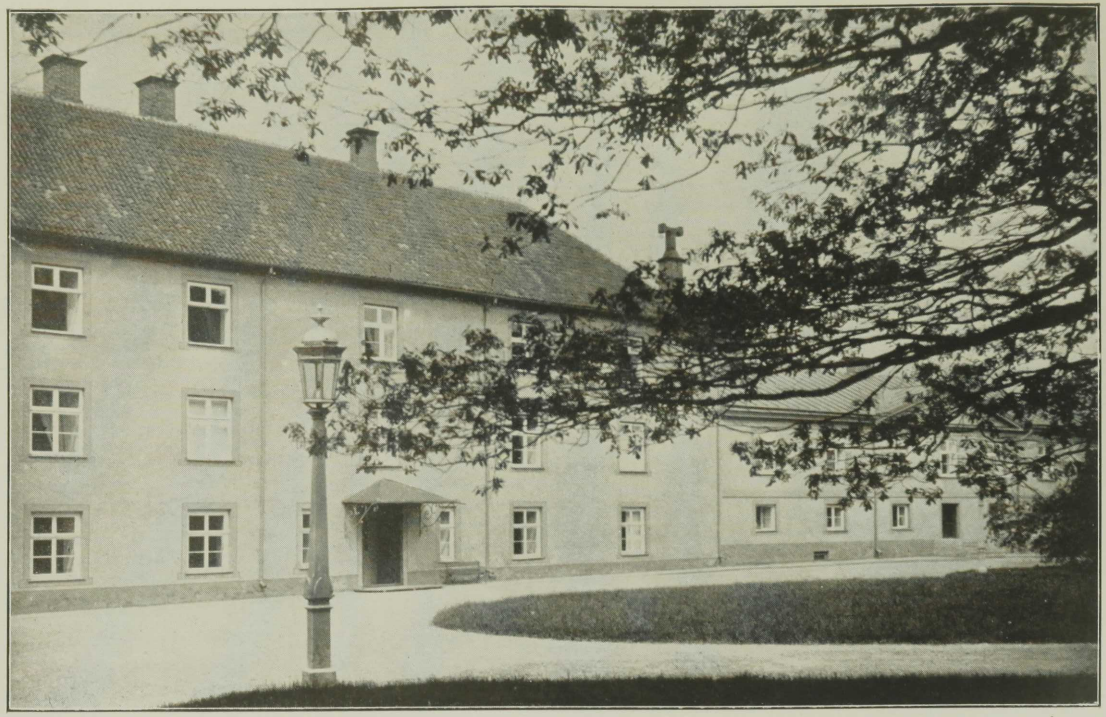
Und die beiden Roſſe folgten
Zahm und friedlich ihren Herren,
Die, das luſt'ge Lachen hörend,
Das die Nähe der Gefährten

Hell verriet, nun schneller schritten
Durch das Gras; die Büsche lehnten
Sich vertrauend an die Stämme,
Die, ein tiefes Dickicht schaffend,
Ernst und still gen Himmel strebten.
Auf des Berges Kuppe dehnte
Sich ein freier Platz, inmitten
Stand ein alter Opferstein,
Stand noch aus der Heiden Zeiten,
Heute diente er schön Marret
Als Thronsessel, denn die schlanke
Maid trug eine Blumenkrone.

Hier versammelt sich allmählich die kleine Schar, hier tönen alte Lieder und Mären der Vergangenheit von ihren Lippen und rauschen die alten Bäume des Blaubergs feierlich und voll Frieden hinein in die friedliche Liebesidylle der Gegenwart. Doch der Schluß der Dichtung zeigt uns den Berg in einem anderen Lichte, in schwüler, von fahlem Gewitterglühen durchzuckter Sommernacht, den Opferstein vom Blute der Liebenden gerötet, den Brudermörder, welchem blinde Leidenschaft den Sinn verwirrt, auf wildem, verzweifelndem Ritt am Ufer des Astjärw, wo sich grauenvoll in den Armen der dämonischen Wasserfee endlich auch sein Schicksal erfüllt: —

Da schimmert's auf — so schaumbewegt,
Bald grünlich — bald von Licht durchzogen . . .
Dann wieder schwindet jeder Schein,
Der Astjärw türmet seine Wogen
Und wirft sie gegen das Gestein.
Auf schroffer Felsenspitze halten
Nun Roß und Reiter — welch ein Bild!
Hoch bauscht der Sturm des Mantels Falten
Und peitscht des Rappen Mähne wild.
Ein Blitz, in bläulich gelber Helle
Beleuchtet hell den Astjärwsee.
Da schwebt auf hochgebäumter Welle,
Mit wehndem Haar, die Wasserfee.

Mit Hohn weist sie auf den Erfolg ihrer List, die den Geliebten endlich über des Bruders Leiche und die Trümmer menschlichen Liebesglücks in ihre Arme führt.



Schloß Burtneck. Vorderansicht.

„Komm, was auf Erden du besessen —
Es ist dahin! Der See allein
Beut dir Erlösung und Vergessen,
Hinab zu mir, — hinab Goßwein!" —

Und in das Brausen der ihn verschlingenden Wasserfluten tönt, Wahnsinn im Auge, sein letzter verzweifelnder Schrei, der die poetische Sage vom Astjärw in tiefster Tragik ausklingen läßt:

„Verloren! ruft er dann, verloren
Ist alles, was die Welt mir bot,
Nur du bleibst mir, die schaumgeboren,
Dein Mund — er gebe mir den Tod!
Du lockteſt mich in das Verderben —
Und doch berauschest du den Sinn.
In deinen Armen will ich sterben —
Wie ich gelebt — fahr' ich dahin!" —

VI.

Nach diesem erschütternden Ausblick in das Reich der einheimischen Sage und Dichtung möge im folgenden ein freundlicheres Bild ländlichen Stillebens auf altbaltischem deutschen Edelhof diese Heimatskizze beschließen, zu der ich die Anregung aus jenen harmonischen Junitagen 1909 empfing, wo ich zehn Tage auf Schloß Burtneck der Gast des liebenswürdigen Hausherrn war. An einem wohlgepflegten Eichenhain und an barock verschnörkelten uralten Lindengängen führt der leicht gewundene, von anmutig mit wildem Wein überdachten, offenen Säulenportikussen, hohen Lebensbäumen und Edelkiefern an der Gartenseite flankierte Fahrweg in den alten Hof des früheren Ordensschlosses, den man noch an den festgefügten, uralten Felssteinmauern, die ihn rings umgeben, erkennen kann. Schon der Vater des gegenwärtigen Schloßherrn Wilhelm von Schroeders, der ein Freund des edlen Eichenbaums gewesen, hat dafür gesorgt, daß innerhalb dieser Umfriedung nur ein dichter Eichenpark auf wohlgepflegten Rasenflächen seinen dichten Wipfelwald zum Himmel streckt. Eine Lücke links in der Mauer läßt den Blick über das üppige Laub des Parkes, das eins der lieblichsten Bilder des Sees umrahmt, über den Wasserspiegel schweifen, der am fernen Horizont von den hohen, roten Sandsteinfelsenufern des Pastorats

Burtneck begrenzt wird, die von den dichten Laubkronen des alten Friedhofs und der Kirche mit ihrem schlanken Turme gekrönt erscheinen. Dem Schloßportale gegenüber öffnet sich zwischen den Eichen in der Schloßhofmauer ein malerischer Fernblick in den baumreichen Park mit seinen saftigen Rasenpartien. Rechts führt ein schöner Kiesweg auf eine altanartige, mit südländischen, ragenden Topfgewächsen gezierte Höhenpromenade, von der aus eine monumentale, granitne Freitreppe in ein prächtiges Gartenparterre hinabführt, wo mit den reichen Mitteln moderner Gartenkunst durch Teppichbeete und Rasenflächen, Hecken, Lauben und schöne Weihergruppen prächtige Wirkungen erzielt werden. In der Mitte erhebt sich eine riesige efeubehangene und mit üppigem Blumenflor gefüllte Bronzevase, eine Arbeit des Bildhauers Volz aus Riga, an deren Fuß die 4 Jahreszeiten in schöner und charakteristischer jugendlicher Gruppierung lehnen: Der Frühling — eine Mädchengestalt, den Blumenkranz haltend, der Sommer — eine des Gewandes zur Hälfte sich entledigende, zum Bade sich rüstende weibliche Gestalt, der Herbst — ein junger Mann mit der gespannten Armbrust in den Händen, der Winter — ein sich den Pelz umwerfender und die Schlittschuhe anschnallender, frischer Jüngling. Inmitten eines Riesenbeetes prangt der Stolz der schönen Treibhäuser und eine botanische Sehenswürdigkeit — die in großartigen Dimensionen sich ausbreitende Phönixpalme, welche eben erst, von 18 Mann im schweren Kübel ins Freie transportiert worden ist — und nun den ganzen Sommer hindurch eine Hauptzierde der weiten Gartenanlage ist. Den Hintergrund dieses schönen Fleckchens heimischer Gartenkunst bilden die dichten Wipfel des Eichenparkes und im Vordergrunde der Spiegel eines Teiches, der zu beiden Seiten von den alten Lindenalleen eingesäumt wird. Oben auf der Höhe des Terrassenplateaus, das sich in musterhaft gepflegten und oft mühevoll besprengten, tiefgrünen Rasenflächen zum Gartenparterre senkt, bildet eine offene breite Veranda mit grüner Blätterwand von herrlichen Treibhausgewächsen den krönenden Abschluß, aus der hin und wieder schöne farbige Blumen ihre Kelche strecken und von der Decke

hernieder schwebende Schlingpflanzen ein anmutiges Vegetationsidyll schaffen, in dessen Mitte an den Nachmittagen der Schloßbesitzer mit seinen Gästen den Kaffee einnimmt und bei erlesener Zigarre eine gemütliche Plauderstunde hält.

Das Innere des wohnlichen, drei Stock umfassenden Schlosses, dessen uralte Mauern schon durch die Arschinen dicke Monumentalität ihres Umfanges auf ein hohes Alter schließen lassen, ist von bequemem, allen Luxus vermeidenden Komfort. Der neu angebaute, zum See gelegene Flügel enthält eine Flucht von Gastzimmern. Im Erdgeschoß befinden sich die Zimmer für das Dienstpersonal und andere Wirtschaftsräume. Der ältere Teil des Hauses faßt einen sehr geräumigen, schönen Saal, das sehr anheimelnde und dunkel gehaltene Speisezimmer, ein besonders gemütliches, mit einem weiten Teppich belegtes Rauch- und Kaminzimmer, wo die ganze, einfach-vornehme Umgebung gleichsam zur zwanglosen Unterhaltung förmlich einladet und endlich das überaus schlichte Arbeitszimmer des Hausherrn, dessen wohlgelungenes Ölbild, meist von einheimischen Malern porträtiert, uns an den Wänden der verschiedenen Räume entgegenschaut. Besonders lohnend ist die Aussicht von der erhöhten Terrasse am Südflügel des Schlosses, wo man unter alten blühenden Ahornbäumen die ganze Länge des schönen Sees zu überblicken vermag und wo der Besitzer an warmen Abenden mit seinen Gästen gern zu verweilen pflegt. Seine Lieblingsschöpfung ist der mit viel Liebe und Sorgfalt angelegte Park, der in betreff seiner botanischen Sehenswürdigkeiten an seltenen Bäumen und Sträuchern seinesgleichen suchen kann. Es wird auch dem Freunde und Kenner der Pflanzenwelt nicht leicht gemacht, einen Überblick über die Fülle edler Gewächse zu gewinnen und nur allmählich orientiert sich das Auge in diesem Reichtum und jeder Tag erfreut uns durch neue botanische Entdeckungen. Ich will einen Versuch machen, einiges aufzuzählen, obgleich ich auch nur auf annähernde Vollständigkeit keinen Anspruch erheben darf. —

Auch hier fehlt vor allem die Eiche nicht, nur daß im Park die selteneren ausländischen Formen vorwiegen. Strauchartig wächst die kapuzenblütige Eiche (Quercus robur cuculata); ähnlich, doch

schon bereits zur Stammbildung neigend Quercus robur heterophylla dissecta. Reizend ist der zarte Anblick der mit silberig geränderten Blättern und der pupurblättrigen Bluteichen. Prächtig wirken die sanft ansteigenden Zweige der Pyramideneiche. Ein für unser nordisches Klima seltenes Schauspiel sind die zahlreichen Buchen, auch in reichem Buschwerke vorkommend (Hainbuche), die aber leider hier und da bereits in dürren Ästen und ausgegangenen Stämmen dem für sie zu strengen Winter ihren Tribut zollen. Dann sprießen oft neue Zweige aus dem robusten Wurzelstock. Der etwas kantige Stamm mit schwarzgrauer, weißgefleckter Rinde und die dunkelbraun und weiß-grau marmorierten Zweige der Weiß- oder Hainbuche (Caprinus Betulus) und ihr zart geripptes Blatt erinnern uns daran, daß dieser im Balticum und in Kurland (80—120 Stämme bei der Ruszauschen Forstei) vorkommende Baum im Süden unserer Flora seine Nordgrenze erreicht. Die Blutbuche (Fagus atropurpurea), die auf Seeland ganze Wälder bildet, sucht sich die geschütztesten Stellen des Parkes aus, wird aber doch über 7′ hoch. Die gemeine Rotbuche (Fagus silvatica) ist ein schlanker Baum mit schöner Krone und glänzenden Blättern. Dann bemerkte ich noch eine Art mit geschlitzten Blättern. Wild wächst die Buche nur in Regionen von wenigstens + 16° R. mittlerer Sommerwärme und höchstens — 3° R. mittl. Winterkälte. Oberlehrer Bode in Mitau hatte 1851 im Walde von Kalethen (Kurland) einige starke Exemplare im Alter von 300 Jahren entdeckt, die er aber für angepflanzt hielt. Die Papierbirke (Betula alba papyrifera), die Trauerbirke mit herabhängenden, geschlitzten Blättern (Betula alba laciniata), der gemeine Faulbaum, für den es in dieser vornehmen Gesellschaft kaum einen Platz gibt, hat hier einem prachtvollen Kollegen mit goldgefleckten Blättern Platz gemacht (Prunus padus aucubaefolia), die aukubablättrige Traubenkirsche, der gelbfrüchtige Paradiesapfelbaum (Pirus baccata lutea und salicifolia) ganz von weißem Blütenschnee überdeckt, hebt sich von dem tiefgrünen Hintergrunde dichter Fichtengruppen in strahlender Weise ab. Die schöne glänzende und schlanke Schwarzerle (Alnus glutinosa) fand sich hier im auserleseneren



Schloß Burtneck. Anfahrt und See-Ansicht.

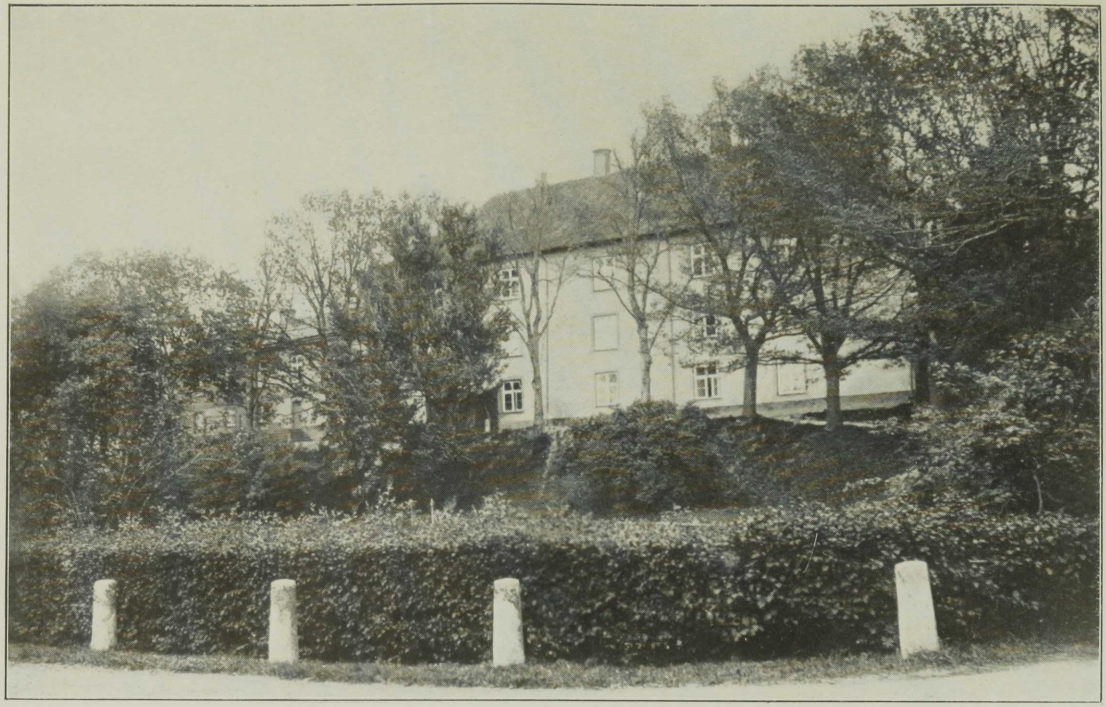
Schmucke gleichfalls geschlitzter Blätter. Weiden gibt's mit überaus feinfiedrigen Blättern, silbern und golden erglänzende, und am Ufer des Sees die interessante Napoleonsweide von der Insel Helena. Aus der Zahl der Ulmen nenne ich die aus Exeter stammenden Pyramidenulmen (Ulmus exoniensis) und den seltenen Blutahorn (acer sanguineus). Auch der Wallnußbaum ist mehrfach vertreten (Juglans cinerea und regia), doch duftet sein weit eingekerbtes Blatt nicht, wie bei seinen Kollegen in Deutschland. Unsere edleren Ebereschenarten, dieser echt nordische Baum mit seinen farbigen Beeren — ist hier mit sorbus aria und americana vertreten. Den interessanten sogenannten Mehlbeerbaum von der Insel Oesel (sorbus scandica, die skandinavische E.) habe ich hier nicht angetroffen. Natürlich fehlt die anmutig mit ihren schönen Blüten die Vegetation belebende Heckenkirsche nicht (Lonicera tatarica). Die Weichselkirsche (Prunus Mahaleb), der Zwergmandelbaum (Amygdalus nana), der Korinthenbaum (Amelanch. vulgaris), der großblütige Wegedorn (Rhamnus alpina grandifolia), der Perückenstrauch (Rhamnus Cotinus) und das durch seine schönen, orangegelben und purpurroten Samenkapseln wohlbekannte Pfaffenhütchen (Evonymus europaeus) mögen zu den Sträuchern überleiten, von denen es hier eine Unmenge seltener Arten gibt.

Zu nennen wären an erster Stelle die großen Strauchgruppen der rotblättrigen Rose der deutschen Bergländer (rosa rubrifolia) am mittleren Parkwege, — Jasmin und viele Zierstauden, namentlich die anmutigen Gaisbartarten mit ihren herrlichen, weißen Blütenrispen und Wedeln, die schneeballen- und gelbblättrigen (Spiraea opulifolia aurea) mit weinbeerartigem Blatt, die weidenblättrigen (Spiraea salicifolia) und rosablühenden (Spiraea illicifolia), die bocksbärtigen (Spiraea Aruncus), die vogelbeerblättrigen (Spiraea sorbifolia) und zahlreiche andere Arten, der rotstämmige Hartriegel (Cornus alba, sibirica und sanguinea), der purpurrote Sand- oder Sauerdorn (Berberis vulgaris) mit seinen gelben Blütentrauben, Hortensien- und Rhododendrenbeete, Aloe und Agaven in Töpfen, Taxus- und Buxbaumhecken, das dunkle Laub der purpurnen Hasel-

nuß (Corylus avellana purpurea), die amerikaniſche Himbeere (Rubus odoratus), Holunder (Sambucus niger), der reichblühende Fingerſtrauch (Potentilla floribunda), der Goldregen (Cytisus laburnum), die weißblühende Mispel, ein kleiner Baum mit eiförmigen Blättern (Mespilus Amelanchier), die blaßgrüne Ölweide (Eleagnus), der menniggelb blühende Sanddorn (Hippophaë rhamnoides) und die ſpäte Schneebeere mit ihren blaſig ſchimmernden, weißen Früchten (Symphoricarpus racemosa).

Der altvertraute Schneeballenſtrauch erſcheint hier in einer edleren gerändeten Gattung (viburnum lantana marginatum) und in einer dem Weißdorn ähnlichen Art (viburnum oxycococcus). Die ſüdliche Rheinweide (Ligustrum vulgare), die nicht einmal in Preußen einheimiſch und auch in Litauen kaum wildwachſend vorkommt — fehlt hier als beliebter Gartenſtrauch nicht. Von den ſelteneren Syringenſträuchern ſei vor allem die chineſiſche genannt, mit ihren kleinen, originellen, bläulichen, ſchönduftenden Blütchen, die geſellig roſa blühende (Syringa vulgaris amoena) und die lila gefärbte (S. vulgaris Princesse Marie).

Wenn auch der Efeu verblüht iſt, kommen die farbigen Früchte an die Reihe, die zinnoberroten Fruchtſträuße der Ebereſche und die glänzenden, korallenroten Früchte der Stechpalme im dunkeln, ſtahlglänzenden Laube und im ſchwarzen Haar einer ländlichen Schönen. Alle Farben der Blumen erſcheinen noch einmal in den Früchten des Herbſtes. Welch reizender Strauß läßt ſich zuſammenſtellen aus den wie Milch ſchimmernden Früchten der Schneebeere oder den zart bläulich angehauchten Fruchtdolden des Hartriegels, mit denen die pechſchwarzen des Liguſters ſich vereinen, unterbrochen von den gelben des Sanddornes, den blau bereiften des wilden Weines oder der Mahonie. Wunderbar harmonieren dabei die dunkelgrünen Blätter des Liguſters, die ſich bis in den Dezember beſinnen, ob ſie fallen ſollen oder nicht, mit den ſilbergrauen des Sanddornes, den purpurroten des Weines und den mahagonibraunen der Mahonie. Damit dem Fruchtſtrauße auch das luftige, weiche Element nicht fehle, füllen ſich die Zwiſchenräume am ſchönſten mit den wolkigen Fruchtäſten des Perückenſtrauchs aus, die



Schloß Burtneck. Rückansicht.

ihn wie ein Herbstschleier umgeben. Diese geschmackvolle botanische Farbenstudie von Carus Sterne wollte mir nicht aus dem Sinn, als ich durch den sommerlichen Gartenschmuck wandelte, dessen Anblick im Herbst noch reizvoller und farbenprächtiger das Auge bestechen muß. Die Worte erscheinen in der Tat unter dem Eindruck all dieser Schönheit ihr gleichsam auf den Leib geschrieben zu sein! —

Doch hätten wir eine Hauptzierde des Burtneckschen Schloßparks übergangen, wenn wir nicht die reiche Fülle der seltensten Koniferen genannt hätten, die hier überall in richtiger Mischung und günstiger Gruppierung mit ihrem würdevollen, fast melancholischen Ernst das lebhaftere Grün des Laubes unterbrechen. Da gibts vor allem die mit tief bis zum Boden reichenden, breiten majestätischen Ästen sich ausdehnende, taxusartige und doch hoch empor steigende sibirische Tanne mit dem glatten Stamme und den platt zu einander stehenden zwei Nadelreihen (Abies sibirica Pichta), die edle Weißtanne (ich denke vom Schwarzwald!) (Abies pectinata), die strauchartige kanadische Tanne und die mit kreuzweisen Nadeln vom Ural, die lichte flaumig zarte Lärche (Pinus Larix) und die robuste Zirbel- oder Edelkiefer (Pinus Cembra), die seltene Abies Fraseri und endlich die höchst originellen, wie bereift aussehenden Blautannen (Picea pungens glauca), von denen recht große Exemplare eine hainartige Gruppe bilden. Mein besonderer Liebling war aber die oliv mattgrüne Edeltanne, von der einige prächtig gedeihende kleinere Exemplare mit überaus kräftigen und langen Nadeln das Entzücken des Pflanzenfreundes erwecken müssen (Abies concolor).

Einige Edelwacholder (Juniperus Sabina und Juniperus hibernica pyramidalis, auch Cryptomeria japonica) leiten zu einem Beete seltener Taxus, Zypressen, Koniferen und Blattpflanzen über, die durch ihre Absonderung sich wohl als besonders liebevoller Pflege bedürftig legitimieren. Hier erblicke ich den chilenischen Lebensbaum (Libocedrus chilensis) neben der gemeinen Eibe (Taxus baccata), einem der das höchste Alter (bis 2000 Jahre) erreichenden Bäume der Geschichte, früher heilig gehalten und auch im Balticum einst häufiger wild wachsend, doch auch wieder-

holt von mir in größeren, aber meist strauchartig krüppeligen, wenngleich robusten Exemplaren in Kurland und auf Oesel angetroffen. Leider bietet der Burtneckſche Park kein größeres Gewächs dieſes intereſſanten Baumes, deſſen größte mir zu Geſicht gekommenen Exemplare der Garten Melanchthons in Wittenberg birgt. Wohl aber weiſt die Koniferengruppe des livländiſchen Parks wiederum manches Stück einer ſelteneren Gattung auf, wie z. B. den ſäulenförmigen Eibenbaum (Taxus hibernica aurea), den ſaftig grünen, mit breit herabſchwebenden Zweigen und Nadeln geſchmückten, hangenden Eibenbaum (Taxus gracilis pendula). Von Wacholdern finde ich noch Juniperus repanda und Cryptomeria elegans, halb Lebensbaum und halb Wacholder, eine ſpaniſche Fichte (Abies Pinsapo), die Pyramidenzypreſſe, einen Ölbaum mit großen ſilbergelb gerändeten Blättern (Eleagnus pungens foliis argent. marginatus) und noch einige Blattpflanzen des Spindelbaumes (Evonymus radicans fol. var.), des Buxbaums (Buxus arborescens fol. var.) und der Aucuba mit den ſatten, goldgeſprenkelten, üppigen Blättern (Aucuba macrophyllum).

Wir ſind am Ziele unſerer langen Wanderung, welche uns aus der grauesten Vorzeit unſeres Landes, ſeiner Geſchichte und Sage und von den erſten Anfängen ſeines beginnenden Kulturlebens bis in die Zeit der hochentwickelten modernen Ziviliſation und ihrer weit vorgeſchrittenen Bewohner geführt hat, die im Gegenſatze zu den rauhen Kriegsläuften der früheren Jahrhunderte ihre Ehre dareinſetzen, mit den Gaben baltiſcher Gaſtfreiheit ihren Gäſten zu begegnen und alle die Werke des Friedens zu fördern, die ohne die Gunſt edler Gönner nicht zu gedeihen und zu blühen vermögen. — Möchte mein Lokalverſuch einer Heimatkunde, wie er in dieſer möglichſt umfaſſenden Ausführlichkeit und Gründlichkeit vielleicht bisher noch nicht unternommen worden iſt[34]), ſich einigermaßen aus dem Intereſſe erklären, das die Bekanntſchaft von Schloß Burtneck, ſeinem ſchönen See und dem nahen ſagenverwandten Blauberg dem Verfaſſer eingeflößt hat und aus ſeiner Liebe zum noch viel zu wenig bekannten und in ſeinen

[34]) Der Aufſatz iſt vor der ſeitdem erſchienenen Baltiſchen Landeskunde von Profeſſor K. R. Kupffer niedergeſchrieben.

mannigfachen, verborgenen Schönheiten noch lange nicht genug literarisch gewürdigten Heimatland Livland.

Benutzte Literatur.

Jegor von Sivers. Smilten, Ein Beitrag zur Entwicklungsgeschichte Livlands. Riga, N. Kymmel. 1872.

Deutsches Lesebuch zum Übersetzen ins Russische für die mittleren und oberen Klassen der Gymnasien. Bearbeitet von mehreren Lehrern. Riga und Dorpat, Schnakenburgs Verlag. 1879.

Scriptores rerum Livonicarum. Band I und II. Riga und Leipzig. Ed. Frantzen. 1853 und 1848.

Livländische Güterurkunden aus den Jahren 1207—1500. Band I. Herausgegeben von H. v. Bruiningk u. N. Busch. Riga, Jonck und Poliewsky. 1908.

Dr. Ernst Seraphim, Geschichte Livlands.

L. von Stryk, Beiträge zur Geschichte der Rittergüter Livlands. Teil II. Dresden, Albanus. 1885. Seite 137—38.

W. Fr. Parrot, Burtneckſche Kirchenchronik. Entw. von — 1843. (Manusk.)

Dr. med. Alfr. Sommer, Der Rinnekalns und seine Bedeutung für die Anthropologie Livlands. Dorpat, Laakmann. 1884.

Carl von Löwis of Menar, Bericht über Ausgrabungen am Burtneckschen See und am Rinnekalns. Riga. 1896.

Verhandlungen der Berliner Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte. Berlin, Wiegandt. 1874—77.

Sitzungsberichte der Naturf.-Gesellschaft bei der Universität Dorpat aus den Jahren 1875—77, 1878—80, 1881—83.

G. Merkel, Wannem Imanta, eine livl. Sage. Leipz., J. Fr. Hartknoch. 1802.

Archäologische Karte von Liv-, Est- und Kurland im Auftrage der Gel. Estn. Ges. Entworfen von J. Sitzka. Dorpat, Laakmann. 1896.



Gutsgerichts-Münze von Schloß Burtneck.

Gedichte

von

Hedda von Schmid, Groß-Lichterfelde.

„Steppensommer."

Wie mit einem braunen Büßerkleide
Ist bedeckt die sommerschwüle Heide,
So als müsse sie nun für den süssen,
Tollen, wilden Frühlingstaumel büßen,
Für den Blütenrausch, den bunten Tand
Tauscht sie ein das häßliche Gewand.
Ach — ein Regen nur aus grauen Höhen!
Dürstend muß das letzte Grün vergehen . . .
Sonne strahlt mit unbarmherz'gen Gluten,
Längst versiegt sind alle Frühlingsfluten,
Und kein Wölkchen schwebt am Himmelszelt,
Heiß, verschmachtend ruht die Steppenwelt.
Nur des Nachts, wenn weiße Nebel steigen,
Sich erfrischt die schwanken Gräser neigen,
Graue Disteln, starres Steppenkraut
Schimmern dann, von Perlen übertaut.
Und vom fernen, fernen Kaspimeer
Kommt der Steppenwind dann träg daher.
Er, der einst auf seinen leichten Schwingen
Frühlingsbotschaft konnte stürmisch bringen —
Er vergaß nun, was er spielend trug —
Schleppend, zögernd ist nunmehr sein Flug.
Und ein leises, wehes Sehnsuchtsklagen
Nach entschwund'nen, wunderholden Tagen
Zittert in der Luft . . . Im Büßerkleide
Einsam ruht die sommerschwüle Heide . . . .

„Herzblut."

Es zittert die Hand, es glüht die Stirn,
Dein Kind liegt im Sterben, zermart're dein Hirn —
Schreib, Mutter, schreib, trotz versagender Kraft,
Schreib emsiger noch, wie du sonst geschafft,
Von des Lebens Wonne, von Glück und Lust,
Ersticke den Notschrei in deiner Brust . . .
Dichte, erzähle von Schimmer und Schein —
Die Feder tauch in das Herzblut dein . . .
Schreib, Mutter, die Zeit — sie drängt, sie ist karg —
Dein sterbendes Kind braucht einen Sarg!
Braucht ein Totenkleid, einen Platz für den Schrein — —
Und das Geld dazu muß erschrieben sein.

— — — — — — — — — — — — —

Die Kerze erlischt, der Morgen flammt rot —
Ist im Krankenhause mein Kind schon tot? . . .
Einsam gestorben, und vor mir hier —
Lauter lustige Lügen auf dem Papier.
Mit totwunder Seele unterstrich
Ich Possen und Scherze, mein Kind, für dich!
Die Leute lesen's und ahnen nicht wie
Das Mutterherz verzweifelt schrie —
Welch eine Tragik dies Lustspiel barg:
Mein sterbendes Kind braucht einen Sarg.

— — — — — — — — — — — — —

Es glüht die Stirn, es zittert die Hand,
Das Zünglein der Wage hat sich gewandt:
Schreib Mutter, schreib in jauchzendem Drang,
In des Glücksbewußtseins Überschwang,
Wo dein Blut in jäher Freude kreist.
Spielend dichte und schaffe dein Geist!
Schreib, Mutter . . . ! Doch sachte mit weichem Sinn
Malt nur einen Satz sie hin,
Die eine Strophe wieder und wieder,
Gesenkt die tränenschweren Lider,
In sel'gem, kaum faßbarem Glückestraum
Schreibt sie auf jedes Blattes Raum —
Nichts andres vermag sie heut' wiederzugeben:
Herrgott! Ich dank' dir — mein Kind wird — leben!

Runö und seine Bevölkerung.

Von

Pastor **August Zetterquist**-Runö.

Aus dem Schwedischen übersetzt von Dr. W. Schlüter-Dorpat.

Runö ist eine teils bewaldete, teils aus sumpfigen Wiesen bestehende Insel, fünf Werst lang und drei Werst breit und liegt ganz einsam ziemlich mitten im Rigaschen Meerbusen. Auf einem devonischen Sandsteingrund, der hier in der Richtung nach Westen gegen die Meeresoberfläche aufsteigt, umgeben sie wenig feste, niedrige Sanddünen. Ein unbedeutender Erdstoß würde dies kleine Sandlager in einigen Augenblicken wieder ins Meer streuen, oder eine der großen Meereswogen, wie sie von vulkanischen Kräften in Bewegung gesetzt werden, würde alles Leben auf Runö wie ein Nichts überschwemmen und fortfegen. Wenn man, das Auge dem Meere zugewandt, auf einer Wiese steht, so kommt es einem vor, als befände man sich in einer Schale, deren Rand sich kaum über die Meeresfläche erhöht, während diese im sonnenglänzenden, endlosen Blau für den Blick mit dem Horizont zusammenschmilzt. Und als ob das kleine Eiland sich in dem weiten, tiefen, öden Meere in seiner Unbedeutenheit fürchtete und sich nach der Nähe eines festeren und in seiner sicheren Stellung glücklicheren Landes sehnte, so streckt und dehnt es sich nach Westen in der Richtung zu dem benachbarten Festlande. Das geht gewiß langsam, doch nicht so langsam, als daß die Alten sich nicht recht gut erinnern könnten, wie seit ihrer Kindheit große Stücke des östlichen

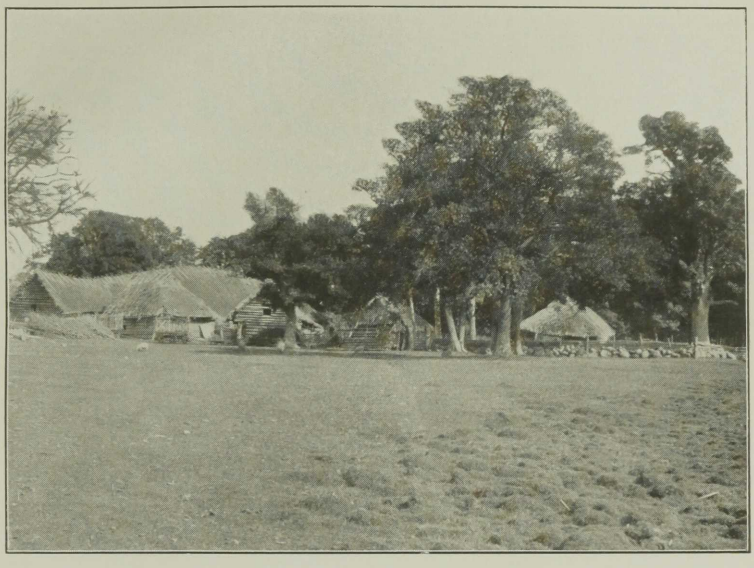


Kirche und Gemeinde zu Runö.

Strandes von den Wogen fortgespült und vom Meere verschluckt wurden, während an der westlichen Seite der Meeresboden allmählich sich erhöht und landfeste Heuschläge entstehen.

Man könnte fast versucht sein zu glauben, daß diese Naturerscheinung auf der psychologischen Kraft der die Insel bewohnenden Bevölkerung beruhe; denn auch diese fühlt sich dort so einsam und verlassen, da sie rund um den ganzen Rigaschen Busen nur von fremden Völkern umgeben ist, die andere Sprachen reden und von ganz anderer Abstammung sind. Zwar für nichts in der Welt würden die Runöer von ihrer Insel zu irgendeinem anderen Lande auswandern, aber wie ein Kind bitter die Trennung von seiner Mutter empfindet, die es verlassen hat, so fühlt sich die Bevölkerung der Insel vergessen und verlassen von ihren Stammesverwandten. Und wer sind diese Stammesverwandten? Mit immer größerer Verwunderung steht man vor dieser Frage, je länger man auf Runö wohnt. Höchst wahrscheinlich sind unter den jetzt auf der Erde lebenden Völkern die Schweden den Runöern am nächsten verwandt. Denn die weibliche Hochzeitstracht erinnert stark an die Hochzeitstracht der Bäuerinnen im Rättvikstal in Schweden, während die männliche Tracht der Tracht der Schärenbewohner im mittleren Schweden, wie sie vor Zeiten war, gleicht. Auch was die einheimische Mundart betrifft, so ist sie in grammatikalischer Hinsicht unverkennbar eine schwedische Sprachform. Aber sie ist in sprachhistorischer Hinsicht älter als das Schwedische. Man findet im Runöschen Diphthonge, die so alt sind, daß sie bereits in der Sprache, die auf den schwedischen Runensteinen vorkommt, fortgefallen sind. Aber da man weiß, daß unter den germanischen Sprachen das Schwedische dem Gotischen am nächsten steht, so können die Runöer ebensogut eine zurückgebliebene Schar des gotischen Volkstammes sein, der einst an den Küsten des Rigaschen Meerbusens wohnte, nachdem er vorher der Insel Gotland, sowie den Provinzen Götaland in Schweden und Jütland in Dänemark ihre Namen gegeben hatte. Auch die leiblichen und seelischen Eigenschaften der Runöer deuten darauf hin, daß sie Abkömmlinge eines Heldenstammes

sind. Freilich finden sich heutzutage auch manche unter ihnen, die wenig begabt sind und auf einer niedrigen Stufe stehen. Aber da die jetzigen Runöer selbst bezeugen, daß es derartige vor Zeiten nicht gab, sondern im Gegenteile die jetzigen Runöer kleine Kerlchen sind im Vergleich mit den riesengroßen, breitschultrigen und alle Art von Entbehrungen aushaltenden Alten, wie sie solche in ihrer Kindheit gesehen zu haben sich erinnern, muß grade im letzten Menschenalter eine Entartung eingetreten sein, dadurch verursacht, daß während der zwei letztvergangenen Jahrhunderte nach verheerenden Pestseuchen und bei abnehmender Volkszahl der Stamm der Runöer durch einrückende Individuen anderer besonders niedrig stehender Völker verdorben wurde; denn das kommt nicht selten vor, daß irgend ein Arbeiter nach Runö verschlagen wird, der eine genügend große Begabung hat, um in der Fremde eben noch durchkommen zu können. Daß die Runöer von der urältesten Vorzeit an sich und ihre Sprache erhalten konnten, ist besonders bezeichnend für ihre gotisch-nordische Zähigkeit und Ausdauer, die in unseren Tagen in ihrer Unnachgiebigkeit gegen jeden Vorschlag oder Versuch zu Änderungen ihren Ausdruck findet. Es mußte erst eine sehr lange Zeit vergehen, ehe die Runöer zum Übergang vom römisch-katholischen zum lutherischen Glauben vermocht werden konnten; denn noch heute finden sich in der jetzigen, im Jahre 1644 aufgeführten Kirche Spuren katholischer Erinnerungen, z. B. ein größeres und ein kleineres Madonnenbild. Aber ebenso treu haben sie auch die Erinnerung an die Personen bewahrt, die hier den lutherischen Glauben eingeführt haben. In Lebensgröße hängt in der Kirche das stattliche Porträt von Herzog Wilhelm von Kurland und Semgallen, der zufolge der Überlieferung im Anfange des 17. Jahrhunderts mehrere Jahre durch die Predigt für die Einführung des evangelischen Glaubens wirkte. Hierzu kommen schwedische Erinnerungen. Außer Königin Christinas Porträt in natürlicher Größe haben wir auf dem Tische in der Sakristei eine riesengroße Bibel von Gustav Adolf, mit eigenhändiger Namenseintragung von Carl Carlsson Gyllenhjelm, während an den Wänden einige „Bettagsplakate“



Wohnhäuser auf Runö.



Der Pastor und die Konfirmanden vor dem Pastorat.

...n Karl XII. angenagelt sind, eins sogar noch aus dem Jahre 1706. Man ist tief ergriffen, wenn man sieht, mit welch rührender Treue von den Runöern die letzten Reste ihrer Zusammengehörigkeit mit dem eigenen Volksstamme und mit dem, von welchem sie die Reformation erhielten, hier bewahrt werden. Und nachdem sie nun einmal Lutheraner geworden sind, ist das Eine sicher, daß es ein ganz vergeblicher Versuch wäre, sie zur Annahme irgendeines anderen Glaubens zu bewegen.

Will man diese harten Köpfe in ihrem Stolze sehen, so muß man sich bei einer Kirchspielsversammlung einfinden. Oft hält der „Länsmann" die sogen. „Landschaft" ab, aber auch vom Pastor werden alle stimmberechtigten Männer des Kirchspiels mehreremal versammelt, unter anderem um einen Beschluß über den Bau einer neuen Kirche oder über die Zeichnung von Beiträgen dazu zu fassen. Wenn es Ausgaben zu machen gilt, so werden die Männer etwas lauter als gewöhnlich. Aber auf Runö ist das noch etwas Besonderes. Die Erzielung eines Beschlusses ist in diesem gewaltigen Stimmengebrause, das dem Getöse der Wellen gleicht, nicht leicht. Ich bin überzeugt, wenn man den Männern noch dazu Schild und Schwert gäbe, um damit zu hämmern, die Versammlung würde so altnordisch, wie nur möglich, aussehen.

Die Abgeneigtheit der Runöer gegen Neuerungen erhält besonders ihre Wohnungen in einem sehr primitiven Zustande. Die Häuser, in denen sie wohnen, gleichen von außen mit ihren hohen, grauschwarzen, strohbedeckten Dächern entsetzlichen, vorsündflutlichen Kriechtieren, die mit ihrem gewaltigen Rücken unter ihrer Masse das niedrige Haus bis zum Boden niederdrücken und mit ihren kleinen boshaften Augen aus dem einen Ende des Hauses, dem für vier bis fünf Familien bestimmten Wohnraume, hervorlugen. Alle 27 Höfe des Dorfes sind auf gleiche Weise gebaut. Im Innern muß der Fremdling, besonders wenn er von hohem Wuchs ist, vorsichtig sein und sich wohl vorsehen, soweit er überhaupt irgend etwas vor Rauch und Dunkelheit sehen kann; denn das Haus ist niedrig im Dach, und fast über-

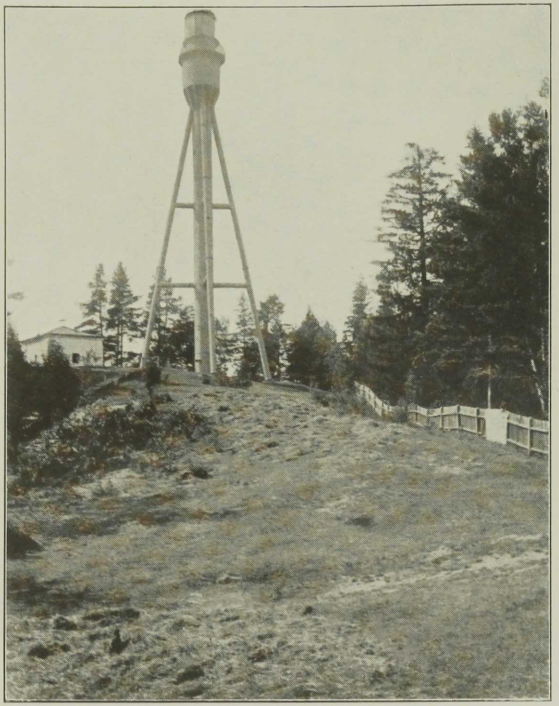
all ragen Balken hervor und stoßen ihn an die Stirn, während die Diele sehr ungleich, grubig und höckerig ist.

Als ich einmal einem Runöer erzählte, daß es in Schweden Bauernhäuser wie Herrenhöfe gäbe, erhielt ich zur Antwort: „Ja, ich habe in Finnland gesehen, daß auch dort solch törichter Hochmut anfängt". Diese Einfachheit des Häuserbaues hat indessen das Gute an sich, daß es für ein junges Paar sehr leicht ist, sich in Runö anzubauen. Es ist nur nötig, daß ein Winkel oder eine Langseite in dem großen gemeinsamen Raume ledig ist, und daß in irgendeiner Familie sich ein heiratsfähiger Sohn oder eine Tochter findet; dann zieht der oder die Geliebte von einem anderen Hof ein, und in dem ledigen Winkel steht alles so in Ordnung, wie es in Großvaters Zeiten stand: ein aufgemachtes Bett, eine wandfeste Bank usw. Irgendwelche Vorbereitung ist nicht nötig. Nahrung erhält das junge Paar an dem für alle Familien des Hauses gemeinsamen großen Tische, und alle Geldeinkünfte werden unter alle Einwohner gleich verteilt. Diese kommunistische Lebensordnung hat zur Folge, daß zwar keiner in Runö reich wird, aber auch keiner nennenswert ärmer als der andere ist, sondern alle gleich gut auskommen. In der Ehe herrscht unverbrüchliche Treue. Der am meisten hervortretende Zug bei den Runöern ist ihre große Hilfsbereitschaft, indem sie in allen vorkommenden Fällen, wo es nottut, einander helfen ohne eine andere Vergütung als durch Beköstigung. Das Volk hat eine sehr große Leselust und viel Sinn für Musik. Auf ihren langen Segelfahrten verbringen die Männer die Zeit, indem sie ein Lied nach dem andern auswendig singen, und zwar hochschwedisch oder estnisch. Irgendeine einheimische Dichtung gibt es nicht, außer einigen lustigen Geschichten auf Runöisch. Man kann auch schwerlich irgendwelche Produktivität in dieser Hinsicht verlangen, wenn man berücksichtigt, wie angespannt die Runöer durch ihre Arbeiten sind. Ich habe nirgends Männer so unerhört sich anstrengen und arbeiten gesehen und fürchte, keinen Glauben zu finden, wenn ich schildere, wie wenig Zeit sie sich zum Schlafen gönnen. So z. B. kommen sie zur Heuzeit vom Meere, wo sie Reusen und Netze ausgesetzt haben, gegen zehn Uhr abends zu-

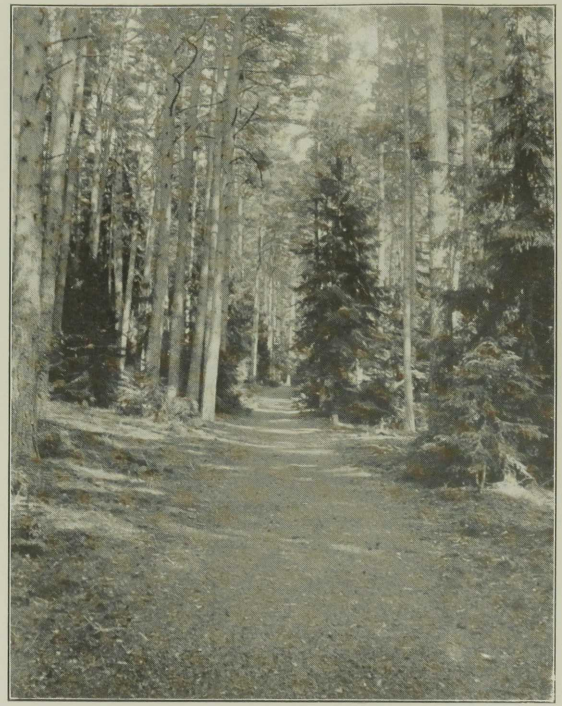
rück, um etwas auszuruhen. Aber schon um Mitternacht sind sie wieder auf, um sich aufs Feld zu begeben. Will man das Volksleben auf dem Felde sehen, so muß man zu der genannten Zeit sich dorhin begeben; denn schon um ein halb ein Uhr tauchen, von hier und von dort sich heranschleichend, Gestalten wie Indianer aus dem Dunkeln auf. Sobald sie sich versammelt haben, wird es sehr munter da draußen, was nach und nach zu allgemeinem lauten Geschwätz in ihrer uralten Sprache übergeht. Denn grade dies zeitige Aufstehen scheint eine gute Laune mit sich zu bringen, an der es niemals fehlt. Nach ihrer Gewohnheit darf aber keiner vor zwei Uhr mehr Heu mähen, als er Platz braucht um sich auf dem Boden zum Ruhen niederzulegen. Die ganze Dorfbevölkerung ist mittlerweile auf derselben Stelle versammelt; eine atemlose Stille tritt vor dem erwähnten Glockenschlage ein; dann hört man des „Oppbådmans" klangvolle Stimme: „Nun, anfangen!", und das laute Geschwätz bricht wieder los, gleichzeitig mit dem munteren Rasseln von zweihundert Sensen. Alles trägt den Stempel frischer, unverdorbener Natur. Allmählich hört man das Geräusch mehr wie aus der Ferne, da die Schar sich in verschiedene Richtungen zerstreut. Der Traum löst sich auf. Man beginnt zu fühlen, daß irgend etwas anderes alle Empfindungen zurückdrängt, und verzögert das Nachhausegehen: das ist der Tagesanbruch, dessen Reichtum an Genüssen ich nicht zu beschreiben wage. Die Sommer sind ganz herrlich auf Runö. Den Sang der Nachtigall hört man zur Mittsommerzeit mitten im Dorfe auf dem Pastoratshofe. Auf den schönen Promenadenwegen im schweigenden Föhrenwalde, wo keine Schlange, geschweige denn ein anderes gefährliches Tier sich findet, herrscht ein Friede, der von keinem Geräusch gestört wird. Und das Bad im Meere! Man kann weit, weit ins Meer waten, auf einem Sandboden, so glatt wie eine Parkettdiele. Insonderheit lohnt es sich, zeitig am Morgen in Gottes freier Natur zu sein, um Runö in seiner Schönheit zu sehen. Da wimmelt es auf dem weitgestreckten Felde von Fuhrwerken und Menschen in lebendiger Bewegung, Pferde wiehern, Gänse schnattern und plantschen in den zahlreichen Wassertümpeln, Schweine grunzen im Grase, Seevögel krächzen und

kreisen über der Insel. Später am Tage nimmt das Leben unter der Sonnenhitze wohl etwas ab. Aber am Nachmittag, je mehr der Abend sich naht, kommt wieder dieselbe wunderbare Stimmung über die Insel, und das von buschigen Bäumen überdeckte Dorf im Abendlicht und Abendfrieden, mit den aus der Ferne heimwandelnden Menschen in ihrer malerischen Tracht, ist wie ein Märchen.

Aber ebenso herrlich wie der Sommer ist, ebenso furchtbar, mindestens für den Fremdling, ist der Winter, wenn der Sturm Berge von Schnee vor die Vorhaustür fegt und während sieben Monaten keine Verbindung mit dem Festlande denkbar ist, ebensowenig wie eine telegraphische Mitteilung zustande kommen kann, gelte es auch das eigene Leben oder das eines unserer Lieben. Wenn im Herbst das Eis sich in den Buchten um die Insel zu legen beginnt und nun das Wort ausgesprochen wird: „Jetzt sind wir eingeschlossen", fährt ein unbeschreibliches Gefühl der Verlassenheit durch die Seele. Für die Runöer ist auch der Winter sehr mühsam durch die Seehundsjagd auf dem Eise oder im Boote zwischen Eisschollen. Das Eis, bis zum Strande aufgestaut, schiebt sich oft zu gewaltigen Türmen und Eisbergen zusammen, die zwar an sonnigen Tagen in prachtvollem Glanze erstrahlen, aber für die Runöer höchst mühselig zu überklettern sind, wenn sie, wie es täglich geschieht, in die Eiswüste zur Seehundsjagd ausziehen. Bei diesen meilenweiten Wanderungen können sie die seltsamsten Abenteuer erleben und müssen die größten Entbehrungen und die unglaublichsten Anstrengungen aushalten. So ist es z. B. sehr gewöhnlich, daß sie durchs Eis brechen und ein Bad im Eiswasser nehmen und doch, vollständig durchnäßt, in strenger Winterkälte weitergehen müssen. Zuweilen zieht der Seehund mit der Harpune den allzu eifrigen Jäger mit sich in die Wake oder setzt sich zu wahnsinniger Gegenwehr, um sein Leben zu verteidigen. Ist es gutes Wetter, so kehren die Jäger nicht zum Abend heim, sondern bringen die Nacht draußen zu. Aber bisweilen erhebt sich ein Sturm und das Eis gerät ins Treiben in unvermutet entgegengesetzter Richtung, so daß hinter den Jägern offenes Wasser entsteht;



Leuchtturm auf Runö.



Overkirkeweg. Vegetationsbild aus Runö.

dann müssen sie, ehe es zu spät wird, so schnell wie möglich heim eilen. Auf diesen Wanderungen benutzen sie eine ganz besonders hellweiße Tracht, die im Verein mit den weißen bereiften Bärten, Augenbrauen und Haaren, uns in ihnen eine Art märchenhafter, aus dem Rigaschen Meerbusen herschreitender Wesen sehen läßt, während die untergehende Sonne über das grenzenlose Schnee- und Eisfeld mit seinen aufgestapelten Türmen und Bergen einen wunderbaren Schimmer gießt. — Eine besondere, wenn auch allzu sehr erschütternde Abwechslung boten die 2 letzten Winter durch nicht weniger als vier Schiffbrüche. —

Zum Merkwürdigsten auf Runö werden die Gottesdienste in der alten gebrechlichen Kirche durch die schöne Volkstracht der Versammelten. Insonderheit ist der Eindruck der Abendmahlsgänger ganz überwältigend. Man sieht alte Männer in Trauer aufgelöst; wenn die Männer das Abendmahl genommen haben, treten die Weiber vor in ihrem farbigen Kirchenschmuck, und nun entfaltet sich ein höchst malerisches Bild aus den im Chor eng zusammengedrängten Gestalten in ihrer schmucken Volkstracht. Dazu erklingt, wenn erst die Männer mit dem Singen in Zug kommen, der gute Gesang der Psalmen so kräftig, daß der „Administrant" kaum seine eigene Stimme mehr hört.

Sehr feierlich sind auch die Hochzeiten. Da muß man zeitig auf sein, denn schon um 5 Uhr morgens sammeln sich die Gäste im Hochzeitshause, um mit der Braut das Morgengebet zu halten. Der Psalmgesang steigt in die stille Morgenluft und wird über das ganze Dorf gehört. Aber schon vorher muß die Braut in all ihrem Prunk und Staat gekleidet werden, was im Pastorat geschieht und von der Pastorin besorgt wird. Die Braut wird aufs beste mit allem möglichen Schmuck ausgeputzt, bis sie ganz wie ein geschmückter Weihnachtsbaum aussieht. Darnach wird sie im Saal des Pastorats auf einen Stuhl gesetzt, von ihren Brautschwestern umringt, wie eine von ihren Hofdamen umgebene Königin, und der Pastor hält nun mit ihr, ehe sie heim zum Hochzeitshause geht, das Morgengebet.

Die Hochzeitsgesellschaft geht dann in Prozession zur „Hochmesse", nach deren Schluß die Trauung vollzogen wird; unterdes werden mindestens drei Psalmen gesungen.

Weit umher ist Runö bekannt durch seine ernsten und ergreifenden Begräbnisgebräuche. Während der ganzen Nacht vor dem Begräbnis, vom Abend bis zum Tagesanbruch, werden im Trauerhause von einer zahlreichen Schar Männer Psalmen gesungen. Sie werden oft nach einer alten, höchst sonderbaren, aus dem Mittelalter stammenden Melodie gesungen, bisweilen in mehreren Oktaven vom tiefsten Baß bis zum höchsten Sopran. Die ergreifendste Begräbnisfeier fand diesen Sommer statt. Am 17. Juli war einer der schlimmsten Sturmtage dieses sturmreichen Sommers im Rigaschen Busen. Schon am Morgen kenterte ein Segelboot draußen vor Runö. Die Mannschaft wurde jedoch wie durch ein Wunder dank der Raschheit und Entschlossenheit einiger Runöer gerettet. Aber spät am Abend verbreitete sich die Kunde, daß eine Kindesleiche, von den Wellen angespült, auf der nördlichsten Spitze der Insel läge. Wir gingen dorthin und fanden auf dem öden sturmgepeitschten Strande ein etwa zwei Jahre altes hübsches Mädchen ohne äußere Verwundung, wie im friedlichen Schlafe liegend, mit lichtblondem, im Winde flatterndem Haare. Tief ergriffen und gerührt fielen wir in die Knie und beteten für die Mutter der Kleinen, die vielleicht am Strande eines anderen Landes verzweifelt nach ihrem Kinde rief, oder wohl selbst in der Tiefe lag, nachdem sie ihren teuersten Schatz hatte aus den Armen lassen müssen. Leichen älterer Menschen sind wohl öfter am Strande Runös angeworfen; aber dies unschuldige Kindchen machte keinen abschreckenden Eindruck, sondern nur unsere Herzen weich. Da mußte man, für eine Zeit wenigstens, sich selbst und seine eigenen Sorgen vergessen, um auch einmal an andere zu denken und besonders an das traurige Schicksal dieses kleinen Kindes, das nun in einer wunderlichen Prozession im Dunkel der Mitternacht zum Runödorfe gebracht wurde. Am folgenden Morgen versammelte sich die ganze Bevölkerung Runös um das kleine Kind, das nun schon, gekleidet in die schönste Tracht der

Runökinder, in seinem Sarge lag, wie eine hübsche Puppe in ihrer Schachtel. Nachdem ein tiefergreifender Trauergottesdienst nach Runöscher Weise für das Kind gehalten war, wurde es unter Psalmengesang zum Gottesacker getragen und ins Grab gelegt. Doch noch lange wird die Erinnerung an dieses Ereignis in Runö fortdauern.

Wilhelm Purvit.

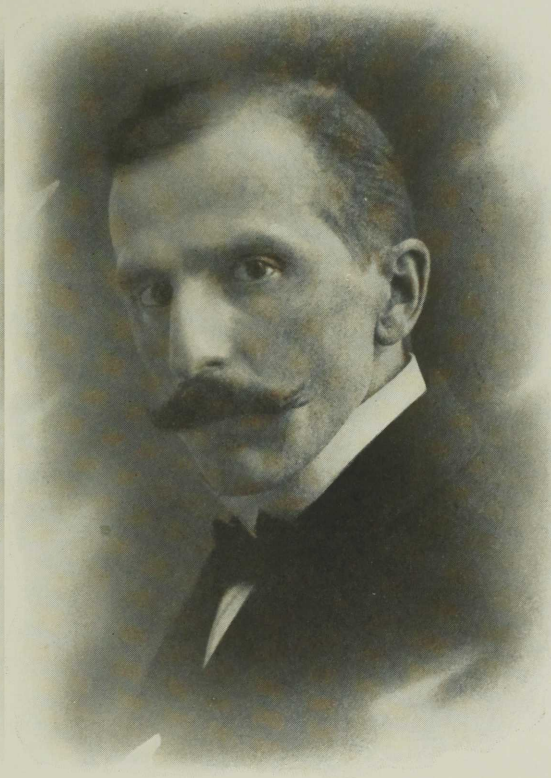
Ein baltischer Künstler.

Von

Roderich von Engelhardt.

Im Dezember 1898 eröffnete der Rigasche Kunstverein seinen bescheidenen Salon am Basteiboulevard mit einer Ausstellung von Landschaftsbildern eines noch unbekannten jungen baltischen Künstlers lettischer Herkunft, Wilhelm Purvit. Bei der überwiegenden Mehrheit unsres Publikums fanden diese Arbeiten heftige Ablehnung, bei dem weitaus kleineren Teil ebenso starke Zustimmung. Man hatte gehört, daß dieser junge Landschaftsmaler die Akademie der Künste in Petersburg mit größter Auszeichnung absolviert habe und sein Programmbild „letzte Strahlen" mit dem Prix de Rome bedacht und von der Gallerie der Akademie angekauft worden sei. Und nun zeigte uns der junge Künstler ein seltsames Gemisch von wunderbar reifen starken Arbeiten und von jäh hingeworfenen Farbenskizzen, für die man vergeblich in unsern baltischen Landen nach Motiven hätte suchen können. „Unnatürlich, phantastisch, roh" — so klang es durch die vollbesetzten Ausstellungsräume und doch ließ diese Kunst Niemanden los, den sie einmal gepackt hatte.

Denn es lag wie ein Geheimnis in diesen breit und stark hingesetzten Pinselstrichen, in dieser scharfen Gliederung von Land und Wasser, von weißer Obstblüte und frühlingsnacktem Geäst, von der Bruchlinie der Eisscholle und dem unterspülten Tauschnee. Ein feiner Kunstverstand mußte diesem Künstler die Hand geführt haben, dem es gelang, den einfachsten Motiven ihren tiefsten



Wilh. Pirot.

Sinn zu entlocken, unsern heimischen Vorfrühling in seiner braun-roten, erwartungsvollen Feierabendruhe ebenso zu schildern, wie das leuchtende Sonnenlicht auf knisterndem Frostschnee. Und immer wieder wurde das Auge gelehrt, nicht am Einzelnen und Beiläufigen haften zu bleiben, sondern das Ganze als Ganzes auf sich wirken zu lassen und so zu jenem starken Genuß zu kommen, wie er nur dem zuteil wird, der es versteht, von dem eigenen Erlebnis zurückzutreten und es in seiner schlackenfreien Reinheit als Erinnerungsbild zu schauen.

Zehn Jahre später gab es wieder eine Purvit-Ausstellung in Riga und der Sieg war gewonnen. In Liv-, Est- und Kurland drängte man sich zu den Bildern und nur ein kleines Häuflein der reichhaltigen Sammlung blieb übrig, das nach seiner Wanderschaft durch die Provinzen in das Atelier des Künstlers zurückkehrte.

„Genie ist Fleiß" hat einmal der alte Menzel gesagt und es liegt eine große Wahrheit in diesem Wort, wenn es auch nicht den Begriff erschöpft. Purvits geniale künstlerische Veranlagung hätte nie diese Reife erlangt, wenn nicht ein eiserner Fleiß der Hüter dieser Gaben gewesen wäre, der es verschmähte, auf besondere Inspirationen, Stimmungen und Aufgelegtsein zu warten, sondern ihm stets mit dem harten Mahnruf zur Seite stand „Arbeite".

Dieses Arbeitsleben unseres Künstlers ist schnell erzählt, soweit es sich äußerlich den Blicken kundgibt; welche Einschnitte und welche Prägung es seinem innersten Menschen gegeben, das mag der Tieferblickende aus seinem Lebenswerk, seiner Kunst herauslesen.

Zu Jürgensburg in Livland wurde Wilhelm Purvit am 20. Februar 1872 als Sohn lettischer Kleingrundbesitzer geboren. Den bescheidenen Verhältnissen seines Elternhauses entsprechend besuchte er die örtliche Parochialschule und dann, als der Vater sich ein Grundstück im Witebskischen Gouvernement erwarb, die Kreisschule in Drissa. Dem Achtzehnjährigen erst gelang es, in die Akademie der Künste in Petersburg aufgenommen zu werden, wo nun eine harte und entsagungsvolle Lehrzeit begann. Anfangs durfte Purvit nur als freier Zuhörer die Akademie besuchen, da

ihm die Mittelschulbildung fehlte, aber bald wurden ihm auf Antrag des Akademiekonseils die vollen Rechte zuerkannt und im Jahre 1897 beendete er seine Lehrjahre mit dem Rang eines Künstlers erster Klasse und dem Prix de Rome — einem Reisestipendium für seine weitere Ausbildung. Schon im nächsten Jahre schloß sich Purvit einer Gruppe von jungen Akademieschülern an, die einer generösen Aufforderung ihres Lehrers Kuindshi entsprechend — mit ihm Berlin, Wien, Paris und Norditalien bereiste.

Der Akademiker Kuindshi, eine durchaus groß veranlagte Künstlernatur, hat sich um die Ausbildung der russischen Landschaftsmalerei bleibende Verdienste erworben. Obgleich seine Kunst einen stark persönlichen Stempel trug, verstand er es doch, seinen Schülern das Recht ihrer Persönlichkeit zu lassen und ihr spezielles Talent ins Große herauszuarbeiten.

So wird man auch bei Purvit vergeblich nach einer Kuindshischen Note suchen, eher schon finden sich in der ersten Zeit Anklänge an Lewitan, den hervorragendsten Landschafter Rußlands in den achtziger Jahren des verflossenen Jahrhunderts.

Purvits künstlerische Entwicklung fiel in eine besonders günstige Epoche des Petersburger Kunstlebens. Der rührige Herausgeber der Zeitschrift „Міръ Искусства“ Djägilew machte mit Hilfe vornehmer Gönner, der Fürstin Tenischewa u. A. das russische Publikum zum ersten Mal mit der modernen Kunst Westeuropas bekannt, arrangierte zahlreiche internationale Ausstellungen, die durch ihr hohes Kunstniveau nicht verfehlten, einen bleibenden und nachhaltigen Eindruck auf die jüngere russische Künstlergeneration auszuüben.

Da erschienen die französischen Impressionisten, die schottischen Landschafter, die bekannte Pariser Genossenschaft, die sich um Gabriel Mourey gruppierte: Cottet, Ménard, Latouche, Thaulow, Dauchez, Lucien Simon, Baertson, Emil Claus — ferner die englischen und französischen Stilisten: ein Puvis de Chavannes und die stark national akzentuierten Finnländer. Das gab völlig neue Antriebe, die mit einem Schlage die friedliche Ruhe des Petersburger Akademismus aufstörten. In jener Zeit erlebte die

junge russische Kunst ihre Wiedergeburt: Seroff und Maljäwin, Somoff und Alexander Benois, Shukowski, Röhrich, Ruschtschitz, Grabar, Pasternak, Mussatoff sind wohl die typischen Repräsentanten jener Kunstepoche. Auf Djägileffs Vorschlag traten nun diese jungen Talente zu einer Künstlervereinigung zusammen, die mit ihren Ausstellungen langsam das Terrain eroberte und dem öden Akademismus der Gesellschaft Petersburger Künstler prinzipiell den Krieg erklärte. Hier hat auch Purvit mehrfach mit großem Erfolge ausgestellt, ehe seine Arbeiten auf die internationalen Ausstellungen in Paris, München, Venedig, Turin und Lyon wanderten und überall berechtigtes Aufsehen erregten. Die deutschen Kunsthändler brachten Purvit-Kollektionen zusammen und in Berlin, Dresden, Düsseldorf, Frankfurt, Leipzig wurden sie von der Kritik mit größter Anerkennung besprochen.

Dieser Erfolg war um so überraschender, als Purvits Motive nie an sich gegenständlich interessant waren, sondern es erst unter seiner Hand wurden! Nicht die Dinge im Landschaftsbilde — alte knorrige Bäume, verfallene Hütten, steile Strandklippen — lockten ihn, sondern die Stimmung, die den Gegenständen erst ihren malerischen Wert gab. Die Einzelheit im Bilde bekam erst dadurch ihre Bedeutung, daß sie in besonderer Weise das Leitmotiv wiederholte; Sonnenschein, grauer Himmel, Nebel, Mondschein — sie gaben das Thema und leise oder stärker variierten nun Himmel und Erde, Wald und Wasser die angeschlagene Melodie. Es ist ganz gleichgültig, ob Purvit einen häßlichen Eiskeller oder einen entlaubten Winterwald malt, denn auch der unter dem Tauschnee hervorlugende Keller lacht der Märzsonne entgegen und atmet Frühlingsluft und die dunklen rötlichen Massen des Waldes frieren in frostharter Winternacht und geben dem tiefen Schweigen etwas Zeitloses, Ewiges.

Das ist das Starke, Einzigartige, das Purvit uns in seinem Bild der baltischen Heimat geschenkt hat: seine Kunst erst hat den herrlichen Reichtum unserer baltischen Landschaftsstimmung entdeckt, sie hat das Wesen, das innerste Leben unseres Heimatbodens begriffen — sie hat den Stil für unsere heimatliche Landschaftskunst geschaffen.

Es ist ein gewaltiger Sprung von unserer älteren Landschaftsgeneration, von Tiesenhausen und Bochmann, von Dücker und Klewer zu Purvit: dort das Idyll oder der festtägliche Beleuchtungseffekt, die interessante Gegend oder ein historisch-interessanter Punkt — hier nur Tauschnee und rinnendes Wasser, knospende Birken in Morgendämmerung, herbstgoldenes Laub an blauen Wassern, lachender Sonnenglanz auf weiter Schneetrift. Niemand fragt nach dem „Woher" denn jeder weiß es: das ist unsere Heimat!

Zwei Elemente sind es, die, innig miteinander verbunden, die starke Wirkung seiner Bilder hervorbringen: die unbestechliche Wahrheitsliebe seines Pinsels, der Realismus in Farbe und Zeichnung und die klar als zeichnerische oder malerische Harmonie erfaßte Idee des Bildes. Das sind zwei völlig getrennte Begabungen, die sich geschwisterlich in Purvits Kunst die Hand reichen. Es gibt Künstler, die nur das eine oder das andere können, die mit wachem Auge und williger Hand dem Naturbild folgen oder mit sinnendem Blick und denkender Hand die Natur dichterisch umformen. Beides kann Purvit: er hat mit heftigen Pinselstrichen den Ausschnitt aus der Natur kopiert und er hat traumhafte, weltferne Bilder gemalt, aber am mächtigsten war er dort, wo der Bildgedanke die Natur formte, ohne ihr Gewalt anzutun. Dazu bedurfte es aber einer Kenntnis des Materials, ein Wissen um alle Möglichkeiten, die es in unserer heimischen Natur gab. Es genügte nicht zu wissen, wie der Schnee bei Sonnenschein oder Mondschein aussah, nein, die Lebensgeschichte des Schnees wollte studiert sein: wie er als mächtige Decke auf den weiten Flächen liegt, ihre Formen mildert und ebnet, wie er am Flußlauf überhängende Polster bildet, wie er als Masse gegen den Winterwald sich auftürmt, wie er sich duckt und in sich zusammensinkt vor dem warmen Tauwind und der Märzsonne, bis das Frühlingswasser ihn leise unterspült und er in seltsamer Schollenbildung seine Tage beschließt. Und in allen diesen Wandlungen neben dem Formgesetz noch das farbige Problem! Anders reflektiert der Frostschnee das Blau des Himmels, anders der Tauschnee, anders sein Licht, seine



Wilh. Purvit

Winternacht

Schatten! Hunderte von Möglichkeiten, von Kombinationen, die alle beherrscht sein wollen, wenn das komponierte Winterbild uns wie ein natürlich gewordenes, nicht wie ein künstliches packen soll.

Oder die Birken! Purvit hat einen ganzen Sommer fast nur Birkenstudien gemalt: einzelne alte Birken gegen einen grauen Himmel, Birkenwälder mit weißlichem Stammgewirr in Sonnenschein und Regen, in der Morgendämmerung gegen das Licht gesehen wie eine feine symphonische Dichtung in weichen Opalfarben, goldleuchtende Birken im Herbst, entlaubte im Winter und rötlichschimmernde mit schwellenden Knospen im Vorfrühling.

Welch eine Fülle von Arbeit und Mühe, um dazu zu gelangen, die Birke so gut zu kennen, daß „man sie in jeder Beleuchtung und Form im Traum malen könne". Durch dieses rastlose Studium ist Purvit soweit gekommen, daß er Bäume in seine Bilder stellt, deren Namen er nicht weiß, die aber so wirklich und wahr sind, daß einer der ersten Kenner unser baltischen Flora sagte, man könne auf Purvits Bildern, wie in einem Herbarium die Bäume und Sträucher nach Gattung und Art bestimmen. Man denke nur an seine violetten Fliederbüsche, an seine blühenden Kastanien, an den hellen Schnee der Obstblüte, an seine bunten Wiesen und grellen Gartenbeete, an seine Wacholder und Kiefern, an seinen goldigen Herbstahorn, an das blasse Riedgras und das blaugrüne Roggengras im Vorfrühling — es hat alles seinen besonderen Akzent, sein besonderes Gesicht, das von Jahreszeit, Wetter und Tagesstunde abhängt und dadurch immer wieder ein neues Erlebnis wird, das so noch nicht da war — wie die Natur, die sich nie wiederholt und doch verjüngt immer die alte, bekannte bleibt.

Gerade dieser Umstand, Purvits Bestreben, das gegenständliche Motiv in den verschiedensten Nuancen zu studieren, hat ihm den Vorwurf eingetragen, er wiederhole sich. Fraglos ist oft die gleiche Szenerie, die gleiche Beleuchtung gewählt und doch ist hier der Schwerpunkt der Bildkomposition ein wenig verschoben, dort die Farbenharmonie um ein geringes weicher oder blasser. Alle seine Studienblätter, frisch vor der Natur

hingeworfen, sind von eindringlicher Realistik, da er aber nie die malerische Dominante dabei vergißt, so machen sie meist einen fertigen Bildeindruck und der Beschauer vergißt, daß er vor einer Studie steht, die ohne Rücksicht auf das kleinliche Detail den Gesamteindruck stark und unverfälscht wiedergeben sollte. Hieraus erklärt sich auch das Mißverständnis, daß Purvits Bilder einen unfertigen Eindruck machten: unfertig erscheinen sie bloß, weil sie Studien sind, die gar nicht mehr wollen, als eine Gesamtsituation markanter farbiger Massen wiedergeben.

Es ist im höchsten Grade lehrreich, zu beobachten, wie unter Purvits Händen ein Bild entsteht.

Der erste Entwurf ist meist eine hingeworfene malerische Idee, auf der sich kaum etwas Gegenständliches erkennen läßt. Vielleicht schwebte dem Künstler wohl ein allgemeiner Begriff, wie Frühling, Winter, Mondschein, Sonnenlicht vor! Erst dann tritt das Gegenständliche an die Stelle des Farbenflecks und mit unendlicher Sorgfalt wird geprüft, ob die Gruppierung, die Organisation des Bildes in sich berechtigt erscheint, ob die Horizontlinie zu hoch, zu niedrig steht, ob diese oder jene Wolkenform die Terrainbewegung stört oder unterstützt, ob hier das Horizontale durch senkrechte Baumstämme verstärkt oder durch kompaktere Laubgruppen gemildert werden soll. So wandert ein Mauerstück, ein Baumstamm, eine Wolke oft von einem Platz des Bildes zum andern, bis sie sich ins Ganze eingefügt hat. Wenn diese Vorstudien beendet sind, entsteht das fertige Bild in wenigen Tagen; da benutzt dann der Künstler mit souveräner Sicherheit das ihm zu Gebote stehende Material und seine Hügel und Flächen, sein Himmel und sein Wasser stehen in solch einem wohlgeordneten Verhältnis zueinander, daß man die Empfindung hat, das Bild könne nur vor der Natur entstanden sein. Man wird vergeblich auf Purvits komponierten Bildern nach Fehlern in der Anordnung des Terrains, in den Schatten- und Lichtverhältnissen, in der Mischung des Baumbestandes, in der Beziehung zwischen Sumpf und festem Land, zwischen Ackerboden und Heuschlag suchen.

Es ist ein Irrtum, dem man häufig begegnet, dem Künstler

werde das Bild fertig in der Stunde der Eingebung geschenkt — nein, fertig ist das Bild nie in der Phantasie des Künstlers, bloß die Idee dazu wird ihm geschenkt oder „kommt ihm", wie man sagt. Es gehört ungemein viel klare und ruhige Kopfarbeit dazu, diesem Phantasiegebilde zum Leben zu verhelfen: das ruhige Abwägen der gegeneinander wirkenden Tonwerte, das Prüfen des Zusammenklangs der Linien und des Gleichgewichts von Motiv und technischer Ausführung. Dazu gehört wiederum eine Fähigkeit besonderer Art: seinen Blick wie einen fremden auf das werdende Werk zu richten, nicht die vorschwebende Idee schon im Bilde zu sehen, sondern jene mit diesem objektiv zu vergleichen, beständig sich von dem eigenen Geschöpf überraschen zu lassen und in ihm die Idee wieder aufzusuchen, die Einem doch schon gehört. Diese Gabe der Objektivierung besitzt Purvit in hohem Maße und ihr hat er es zu danken, daß seine Bilder diesen ausgesprochenen Stilcharakter tragen, jenes Geschlossene, Feste, das wie aus einem Guß erscheint, weil er zielsicher und klar das Unzulängliche oder Beiläufige, das den Stil in Frage stellen könnte, entfernt oder ändert.

Dieser komplizierte Werdegang eines stilvollen Landschaftsbildes läßt nun ungezählte Möglichkeiten offen, die den Eindruck des Vollkommenen beeinträchtigen können. Und Purvit ist noch ein viel zu Unzufriedener, ein Suchender, als daß alle seine Werke den abgeklärten Stempel des Fertigen, Vollendeten tragen könnten. Gerade weil seine Bilder so streng im Stil gehalten sind, empfindet der Beschauer die geringste Stilwidrigkeit stärker als vor irgendeinem anspruchslosen Bildchen eines geschickten Könners. Wie man vor einer edlen Fassade oder in einem großzügig angelegten Park durch jede falsche oder kleinliche Linie schmerzlich berührt wird, so will man auf Purvits Bildern hier eine Wolke stärker geballt, dort ein Flußufer weniger hart abgebrochen, nicht weil sie an sich nicht möglich wären, nein — nur weil das vom Künstler geschaffene Gesetz des Bildmäßigen es so zu fordern scheint. Und wie sollte ein Vorwärtsstrebender nicht irren? Ist doch das Zeichen unserer Zeit ein Suchen und Schwanken auf allen Gebieten bei einer stetig zunehmenden Fülle von Anschau-

ungsweisen und technischen Möglichkeiten? Überall auf dem Gebiete der bildenden Kunst stehen tausend Wege zum Ziele offen, täglich werden neue Kunstdogmen verkündet, was heute das letzte Wort schien, ist morgen schon überholt und durch ein neues ersetzt. Dem befähigten Künstler, dem das Technische keine Schwierigkeit macht, droht stets die Gefahr, seine Kunst der jeweiligen Mode anzupassen und darüber sich selbst untreu zu werden.

Purvit hat es verstanden, sich mit den verschiedensten Arten der Technik, der künstlerischen Wiedergabe des Motivs vertraut zu machen, ohne jemals ihr Sklave zu werden; er hat sie als williges Handwerkszeug benutzt, wo er sie brauchen konnte. Er hat die Silhouette seiner Baumgruppen weich im tiefen Ton des Dämmerungshimmels aufgelöst, wie es die schottischen Landschafter taten, er hat sich das flimmernde Frühlingslicht von der hellfarbigen Palette der französischen Impressionisten geholt, das Rotgold seiner Kiefernwälder im Abendschein läßt Erinnerungen an Ménard auftauchen, vor seinen düsteren Temperabildern mit gewaltigen Baumgruppen und getürmten Kuppelwolken denkt man an Brangwyn — aber nie ist er ein Nachbeter oder Nachtreter geworden, seine eigene Richtung hat er nie verloren und blieb immer seinem selbsterwählten Ziel treu.

Das kann nur der, dem die Kunst nicht Mittel zum Zweck, sondern Lebensluft ist, das Element, in dem allein er leben kann, dem sie nicht beiläufiger Schmuck, sondern Kern seines Wesens ist. So erscheint es fast selbstverständlich, daß ein wahrer Mensch auch als Künstler wahr bleibt und es verschmäht, in hergeliehenem, wenn auch gesellschaftlich gut akkreditiertem Gewande vor sein Publikum zu treten. Diese unbestechliche Wahrheitsliebe ist für Purvits Kunst charakteristisch und ihr hat er ebenso seine ersten Mißerfolge wie seinen Sieg zu danken.

Wir können heute verstehen, warum Purvits erste Ausstellung in Riga so grenzenlos mißverstanden wurde und es fast ein Jahrzehnt dauerte, bis wir wußten, was wir an diesem Künstler hatten. Purvit hatte damals neben seinen naturalistisch starken Studien Bildentwürfe, Ideen zu Bildern ausgestellt und gerade



Wilh. Purvit

Märzsonne

diese waren es, die dem Publikum absurd und roh erschienen. Er hatte wohl gemeint, auch diese werdenden malerischen Gedanken dem Publikum nicht vorenthalten zu dürfen und hatte schmerzlich dafür zu büßen. Trotz der ablehnenden Haltung unsres Publikums wählte sich der Künstler Riga zum ständigen Aufenthaltsort und beschickte von hier aus die Ausstellungen in Petersburg und im Auslande. Maßgebend für diese Wahl war der Umstand — es klingt paradox —, daß Riga noch so unberührt vom wechselnden Kunstbetrieb war, noch so wenig interessiert für die neuen und neuesten Probleme der Malerei, daß der Künstler hier still sein Können entwickeln durfte, ohne beständig von der Kritik gestört zu werden, von Leuten, die es angeblich besser wußten, was ihm und seiner speziellen Begabung angemessen sei.

In seinem Rigaer Atelier entstanden nun jene Werke, die im Auslande unbedingte Anerkennung fanden, die beiden großen Bilder „Winternacht" und „Märzsonne", welche auf der internationalen Ausstellung in Lyon 1902 dem Künstler die goldene Medaille und das croix de mérite eintrugen, der „Märzschnee", der in München 1901 die kleine goldene Medaille erhielt. Ein kleiner Kreis von Kunstfreunden verfolgte mit größtem Interesse die rastlose Arbeit des Künstlers, besuchte sein Atelier und die Zahl derer mehrte sich langsam, die sich bemühten, in den Besitz eines „Purvit" zu gelangen. Noch war das Eis des hergebrachten erstarrten Kunstgeschmacks bei uns nicht gebrochen, als die bösen Jahre 1905 und 1906 kamen und unsere Gesellschaft anderes zu tun hatte, als sich mit Kunstfragen zu beschäftigen. Unter diesen schweren materiellen und kulturellen Rückschlägen, welche in erster Linie unsere wohlhabenden Klassen trafen, hatte der Künstler schwer zu leiden, die nationalistischen Gegensätze hatten sich unerträglich verschärft und Purvits mannhaftes Eintreten für eine unpolitische internationale Entwicklung der baltischen Kunst trug ihm manches Schwere von Seiten der nationalen Chauvinisten ein, so daß er im Jahre 1906 einem Rufe nach Reval als Zeichenlehrer der Realschule Folge leistete und Riga verließ.

Die Stunden an der Realschule und ritterschaftlichen Dom-

schule entsprachen wohl keineswegs der eminenten künstlerischen Befähigung Purvits, aber auch hier waltete er gewissenhaft und treu seines Amtes und fand nebenbei noch Zeit, im schönen Reval und seiner Umgebung fleißig nach malerischen Motiven zu suchen. Bald hatte er auch in der künstlerisch fein empfindenden deutschen Gesellschaft Revals festen Fuß gefaßt und das Verständnis für seine eigenartige Kunst wuchs von Tag zu Tag. Da erhielt er von der Verwaltung des Rigaschen städtischen Museums, die sich bis dahin seiner Kunst gegenüber völlig passiv verhalten hatte, den Auftrag, drei Lunetten im Vestibül des Museums mit Fresken zu schmücken. Dieser Aufgabe unterzog sich nun der Künstler gerne, obgleich die Bedingungen der Größe und Bedeutung der Arbeit keineswegs entsprachen. Skizzen wurden entworfen, geprüft und geändert, bis die drei Motive aus den Schwesterprovinzen reif waren, von den Kartons auf die Wandfläche übertragen zu werden.

So entstanden die drei Fresken „Mitau", „Kokenhusen" und „Kurland", die unserem rigaschen Museum zur Zierde gereichen. Über die beiden ersten, die früher vollendet waren, schrieb ich in der Dünazeitung: „Da ist zuerst das dritte Städtebild: Mitau. Was hat Purvit aus diesem im Vergleich zu Riga und Reval sehr bescheidenen Stoff gemacht? Ein feines, stimmungsvolles, lyrisches Gedicht: Mondnacht, lange Schatten breiten sich über den einsamen Marktplatz. Die Giebelhäuser drücken sich am Fuß des hellen Kirchturms zusammen, so schlafversunken und traumverloren. Vorne rechts steht etwas breitspurig ein zweistöckiges Haus, sogar Säulen — zwar aus Holz — schmücken die Fassade, es hält auf sich. Dem hellen Licht in der linken Bildhälfte hält eine schön geballte weiße Wolke rechts das Gleichgewicht. Es ist eine fabelhafte Stille im Bilde, die Seele der Kleinstadt ist präzise um zehn Uhr schlafen gegangen . . .

„Kokenhusen" ist bewegt dramatisch, eine prachtvolle Herbstabendstimmung. In den Lüften brauen die Wolken noch wie flatternde, leichte Gewänder, aber unten rüstet sich Wald und Burg zum Schlaf. Die massive Wirkung der Silhouette des

Burgberges mit den Mauerresten und den geballten Baummassen links verstärken den steilen Abfall der rechten Burgseite und vertiefen den Blick auf die fernen Wälder am Horizont. Das Bild ist wunderbar dynamisch ausgeglichen, es ist komponiert und hat Stil. Die zerrissene Bewegung in der Luft verstärkt den Eindruck des Festgefügten der Landschaft, auch der Burgtrümmer, die eins geworden sind mit Berg und Land" ...

Nach der technischen Seite das reifste ist das zuletzt vollendete Lunettenbild „Kurland". Purvit hatte das schwierige Motiv einer Winterlandschaft aus Kurland gewählt, schwierig, weil die Licht- und Farbenverhältnisse des Vestibüls für diese Aufgabe die denkbar ungünstigsten waren. Und trotzdem ist es ihm gelungen, das Problem zu lösen; es geht ein frohes Leuchten von diesem stillen, sonnigen Winterbilde aus. Das Motiv ist stark horizontal betont und die breite Bodensenkung im Mittelgrunde führt das Auge des Beschauers über den langhingestreckten Schneehang hinauf über die Fläche zu dem fernen Gutshause und den roten Dächern der Wirtschaftsgebäude bis zur geschlossenen Waldmasse, die den Horizont abschließt. Darüber schweben gestreckte Wolken. Es ist eine weite Ferne in dem Bilde, eine stille Größe und dabei frei von allem Pathos: das ist der Herrensitz und sein weites Gebiet.

Im August 1909 wurde Purvit von der Stadt Riga zum Direktor der städtischen Kunstschule gewählt und folgte dem Ruf. Diese Schule, die sich aus den bescheidenen Anfängen einer Privatschule der unvergeßlichen Elise von Jung-Stilling entwickelt hatte, bedurfte dringend einer zielbewußten Leitung und schon jetzt nach nur zweijährigem Wirken, läßt sich bemessen, welch ein Umschwung in den Leistungen der Schule eingetreten ist, seitdem Purvit ihre Leitung übernahm. Eine ganze Reihe von baltischen Talenten findet hier Förderung und Unterweisung und insbesondere ist es die Malklasse unter der persönlichen Leitung des Direktors, welche einen ganz bedeutenden Fortschritt zu verzeichnen hat. Hier bewährt sich jene Fähigkeit Purvit's, Echtes und Unechtes zu unterscheiden, Schein und Sein richtig zu bewerten und seine Schüler dazu anzuhalten, auf dem ihnen von

ihrem Talent und ihrer Anlage vorgeschriebenen Wege durch ehrliche Arbeit das malerische Problem zu lösen. Wir werden unzweifelhaft in dem nächsten Jahrzehnt die Früchte dieser segensreichen Arbeit auf dem Gebiet unseres baltischen Kunstlebens deutlich spüren.

Wenn wir uns nun die Frage vorlegen, ob die Hoffnungen, die wir an die erste Purvitausstellung im Jahre 1898 knüpften, in Erfüllung gegangen sind, so muß sie in vollem Umfang bejaht werden. Das Wort Henry Thode's, das ich damals in meiner Besprechung anführte, ist wahr geworden, daß es sich faktisch bei so eigenartiger, künstlerischer Veranlagung um eine „Steigerung des seelischen und geistigen Ausdrucksvermögens" handelt, nicht nur um eine freundliche Beigabe des Lebens, sondern um einen Kulturfaktor von weittragendster Bedeutung für unsere Heimat.

Nicht das geschärfte Auge, nicht die realistische Nachahmung der Natur, sondern erst das vom Künstler geschaffene Naturbild als freie Umdichtung des gegebenen Stoffes wirkt in dem Sinne erzieherisch, daß wir uns des tiefsten Sinnes unserer Umwelt, unseres Mutterbodens bewußt werden, daß wir die Kräfte empfinden, die in Frühlingssturm und Märzsonne die Knospen sprengen, daß wir den lachenden Trotz des Winterfrostes fühlen, daß wir in der Dämmerung des blütenreichen Sommerabends Ruhe finden. Wir dürften eigentlich nicht abseits von der Natur leben, sondern in ihr und mit ihr und je mehr wir uns bemühen, dieses Zusammenhanges bewußt zu werden, desto mehr werden wir befreit von den Schlacken unserer Kultur, von der Großstadtmüdigkeit, der nervösen Zwiespältigkeit und aller Hast und Unrast, denn die Natur kennt weder Hast noch Nervosität, weder passives Hinträumen noch ein passives Sichgehenlassen. Und hier steht Purvit's Kunst auf völlig anderem Boden als die effektvolle Salonkunst, die Kunst der glänzenden Sonnenuntergänge und der pompösen Gewitter, des süßlichen Mondlichts und des traumhaften Nebels. Gewiß, unsere Natur ist nicht arm an solchen dramatischen Momenten, aber die Künstler, welche unser Augenmerk nur auf diese richten, entfremden uns



Wilh. Purvit

Tauwetter

der Natur, denn wir werden dazu geführt, von ihr nur sensationelle Momente zu erwarten und sie hinter ihrem Alltagsgewand nicht mehr zu verstehen und nachzuerleben.

Solch ein Alltagsbild, das jeder von uns in der Natur gesehen hat, ist das „Tauwetter in der Dämmerung" (S. Abb.). Ein ganz schlichtes Motiv, aber wie wunderbar ist die Tauluft im Vordergrunde durch das breite, zerfließende, mit Schnee untermischte Gewässer betont. Man fühlt es der Komposition nach, wie sich das Wasser uferlos ausdehnt, wie es frißt und weiterrinnt, während im Hintergrunde die schwarzen Waldmassen fest und schwer auf dem toten Schnee der Abenddämmerung stehen. Hügel und Niederung stehen in einem so fein gewählten Verhältnis zu einander, daß der Blick des Beschauers sofort auf die Wasserfläche gerichtet wird und dann erst über die Waldmassen zu den zerrissenen Wolkenfetzen hinübergleitet. So entsteht die starke Wirkung des Bildes — das ist „Tauwetter".

Ein helles frohes Bild ist das „Frühlingswasser". Alles sonnt sich, kaum ein Lüftchen regt sich, denn die Spiegelung ist nur durch ein leichtes Wellengekräusel unterbrochen. Die Stille wird durch die stark betonte Horizontale der Wasserlinie und die lotrechten Birkenstämme noch mehr verstärkt. Am Südhang ist der Schnee schon geschmolzen, das Birkengeäst ist fast karmoisinrot, die Knospen schwellen. Leicht hinziehende Wolken bringen ein leises Wehen in die blaue Luft. Die gerade Uferlinie, der kompakte Wald, die bis ins Wasser reichenden Birkenstämme und die breite Wasserfläche wecken sofort den Eindruck des steigenden Hochwassers, der Überschwemmung. Sämtliche Werte, die zeichnerischen, wie die malerischen, sind auf das eine Motiv „Frühlingswasser" abgestimmt.

Im „Vorfrühling" ist ein ähnliches Motiv behandelt, aber es ist mehr Bewegung im Bilde, nicht Bewegung von außen her, sondern von innen heraus. Im Vordergrunde ist die Frühjahrssonne schon eifrig am Werk, der Schnee ist zerfressen und hebt sich in Schollen vom erwärmten Erdreich; das drängt alles dem Frühling entgegen. Dem zerrissenen Vordergrunde schließt sich ein stark gegliederter Mittelgrund an und ein

wolkiger Himmel — das verrät alles eine gewisse Unruhe, die wieder durch die beiden Baumgruppen, die wie stille Kulissen wirken, durch die geraden Stämme und schweren Steine im Vordergrund gemildert wird.

Purvit's Tauschnee finden wir noch einmal auf dem Bilde „Schneewasser" wieder und in jenem ersten Stadium des Zusammensinkens und Festerwerdens auf dem köstlichen Bild „Märzsonne". Der helle Glanz auf der Schneefläche, die durchsonnte Waldecke und die köstlich blauen Bruchlinien des Schnees, die von dunkelgrünem Wasser schon unterspült werden — das gibt einen herrlichen Akkord.

Ein Bild von eindringlicher stiller Kraft ist die „Winternacht". Der Schnee liegt so wundervoll über die Erde gebreitet, und ebenso ruhig gleiten die Schatten der Mondnacht über ihn hin. Nur vorne links hat es leichte Unebenheiten des Bodens gegeben, die in der Schneeform leise nachklingen. Das Bild stellt sich würdig jenen großen früheren Gemälden „Nordische Nacht" und „Weiden im Mondschein" zur Seite, die erst kürzlich in Rigaschen Privatbesitz übergegangen sind. Wundervoll leicht und fröhlich ist Purvits „Frühling": der grüne Wiesenhang mit den kurzstengligen gelben Blüten, den ersten Boten des Lenzes, betont das Hervorsprießen, das neue Werden im Gegensatz zu den säulenartigen geraden Pappelstämmen, die den Winter überdauerten und sich nun im Frühlingslichte sonnen — ein Bild, das Böcklinerinnerungen weckt. Auch die herben geraden Bäumchen am Wasser, an sich unmalerisch, uninteressant, strecken ihr dünnes Astwerk der Sonne so begehrlich entgegen und wiederholen in ihrer besonderen Art das Motiv „Frühling".

Unsere baltische Landschaft hat kaum etwas Charakteristischeres als die Kiefer, und dieses herrliche Motiv hat Purvit, ebenso wie die Birken, unendlich oft behandelt. In der ersten Periode seines Schaffens hat sie in seinen Bildern einen gewissen heroischen Zug, die starre Zeichnung von Stamm und Geäst gegen den Himmel gestellt, in der Spiegelung des Wassers lockt ihn — dann wird sie als Masse in den warmen Glanz des Abendlichts getaucht und

wirkt als voller Grundakkord für die Harmonie von Luft und Wasser. Herrliche Dichtungen entstehen von symphonischem Charakter, die Einzelheit geht auf in der Stimmung des Ganzen. Das Rot der Stämme ist völlig anders, als bei Klever — es ist von einer tieferen, volleren Leuchtkraft. Die beiden Bilder „Abendfrieden" und „Kiefern am Wasser" geben Beispiele für diese großzügige Bearbeitung des Themas „Kiefern".

Jede Erweiterung des künstlerischen Stoffgebietes führt naturgemäß auch zu neuen technischen Problemen. So finden wir seit dem Revaler Aufenthalt, der den Künstler mit der feuchten Atmosphäre des Ostseestrandes bekannt machte, einen feinen silbrigen Luftton in seinen Bildern. Aus jener Zeit stammen die hellen Wolkenhimmel über der Revaler Bucht, die rostroten Tangmassen auf dem perlmutterfarbig schimmerndem Strandgestein und die vom gedämpften Sonnenlicht umspielte Silhouette der alten Stadt. Und nun kehrt diese weiche Luft, die den Lokalton dämpft und die Gegensätze ausgleicht, auf zahlreichen Bildern wieder und technisch minutiösere, lyrisch betonte Kompositionen entstehen, wie das liebliche „am See". Aber nicht nur Meer und Flut, Strand und Steine, auch das alte Stadtbild fesselte den Künstler, das eigenartige Flimmern von Luft und Licht um die altersgrauen Mauern der Kirchen und die eigenwilligen spitzen Giebeldächer, nicht so sehr ihre besondere historische Form, als das Einsgewordensein mit ihrer Umgebung, das Verwachsensein mit der Natur.

Ganz andere, neue Noten bringen uns Purvits Studien, die er von seiner Nordlandreise nach Spitzbergen und Norwegen im Sommer 1909 heimbrachte. Eine völlig neue Welt, die mit neuen Mitteln erobert sein will. Die im Fluge hingeworfenen Blätter, denn zu längerem Verweilen ließ das Fahrtempo der „Oceana" keine Zeit, zeigen uns eine seltene, fast sagenhafte Welt — die Eisdome der vergletscherten Küste Spitzbergens in hellem Smaragdgrün untermischt mit dem Geröllschutt alter Moränen über schwarzen Wassertiefen hängend. Das gibt düster-ernste Farbenakkorde von grau, grün und weiß, eine gespensterhaft tote Welt. Die still aus der Meeresfläche aufragende Klippe des Nordkaps, die farbensatten Fjorde Norwegens — meist nur kurze

Notizen — genug, um der Phantasie reiche Nahrung zu geben. Wenn diese Sammlung auch nur in erster Linie Skizzenbuch des Künstlers bleiben sollte, so zeugt sie doch wieder von der tiefen künstlerischen Intuition, mit der Purvit diese für ihn völlig neue Welt zu erfassen verstand. Nicht das an sich vielleicht interessante Detail hat er festgehalten, nur die Massen von Eis und Schnee, von Fels und Klippe in ihren barocken Formen und seltsamen Farben im Gegensatz zum winterkalten, träge bewegten Meer.

Wie das Gehirn des Denkers ermüdet, das Jahre und Jahrzehnte im gleichen Geleise arbeitet, so stumpft auch das Auge des Künstlers gegenüber der gewohnten Umgebung ab, wenn es nicht durch andersartige, völlig neue Reize frische Eindrücke aufnimmt. So mag auch das Ungewohnte der Nordlandszenerie das Auge Purvits für alle die Feinheiten unserer heimatlichen Landschaftsstimmung wieder aufnahmefähig gemacht haben und trotz der Fülle des Geschaffenen dürfen wir immer noch neue Schöpfungen von ihm erwarten.

Was sind ein paar farblose Illustrationen gegen die Fülle von Licht und Farbe, die uns im Atelier des Künstlers entgegenleuchten, wie vermögen Worte die Wirkung seiner Bilder zu schildern? Könnten sie es, so wäre ja die Malerei überflüssig, das Bild soll uns gerade sagen, was sich in Worten nicht ausdrücken läßt.

Was man vor Purvits besten, schönsten Kompositionen empfindet, ist ein Erlebnis. Man steht vor seinem Werk nicht wie vor einem Ruhenden oder Seienden, sondern vor einem Werdenden, nicht vor einem greifbar Abgeschlossenen, sondern vor einem geheimnisvoll Lebendigen. Denn das Kunstwerk wirkt wahrhaft als Kunstwerk auf mich, wird für mich zum Erlebnis, wenn ich „seines Geistes einen Hauch“ verspürt habe, wenn ich mich willig von der Hand des Künstlers durch alle Stufen seines künstlerischen Schaffens — durch Zeichnung und Farbe, Komposition und Stil — leiten lasse bis zu jenem Letzten, das als göttlicher Funke den Wirkungskreis des Genies erhellt und die reale Welt, in die wir gestellt sind, mit dem Glanze einer höheren geistigen Welt umkleidet.



Wilh. Purvit

Frühlingswasser

Pentti und Hannu.

Von

Ludmilla von Rehren-Osterode.

Auf Runö[1]), ganz dicht am Strande, lebten einst zwei junge Fischer, Pentti und Hannu, in einer kleinen Hütte, die sie sich gemeinsam erbaut hatten.

Sie waren beide früh verwaist und immer, seit sie denken konnten, große Freunde gewesen. Fast als Jungen noch waren sie ganz allein miteinander in ihre Hütte gezogen. Und es ging ihnen ganz gut. Es gab viel Killos in den letzten Jahren, was eine ganze Zeit lang nicht der Fall gewesen war. Da hatte man diesen Fisch, der besser bezahlt wurde, wie jeder andere, nur bei Reval gefangen und bei Runö gab es fast nur den Strömling. Wie gesagt — es war also jetzt anders geworden. Und wenn sie einen guten Fang gemacht hatten, so fuhren sie zu einer der größeren Inseln hinüber, wo es Aufkäufer genügend gab.

Hannu war der ältere und ein stattlicher blonder Bursche. Pentti war kleiner und unscheinbarer, mit gelblicher Hautfarbe und schwarzen Haaren. Er war es, der eigentlich die meiste Arbeit besorgte, denn Hannu war von Natur ein wenig träge. Er liebte es, sich öfters in den Sand zu legen und zuzusehen, wenn Pentti arbeitete. Dabei schlief er auch wohl gar bisweilen ein. Aber man hörte nie, daß Pentti darüber etwa unwillig geworden wäre. Die beiden liebten sich wie Brüder; es war aber leicht zu sehen, daß Hannu Pentti nicht mit der gleichen leidenschaftlichen Ausschließlichkeit liebte, wie dieser ihn.

[1]) Russische Ostseeinsel.

Pentti aber wollte wirklich, Hannu sollte nur ganz allein für ihn da sein. Er war am glücklichsten, wenn sie beide zusammen und allein waren, da mußte es doch Hannu auch so gehen. Was konnte schöner sein, als miteinander in den langen, hellen Sommernächten still im Boote zu sitzen, während der Mond leuchtend über ihnen stand. Hinter ihnen lag dunkel die Insel, und silberne Lichter spielten im Wasser. Sie sprachen manchmal einige gedämpfte Worte miteinander — ganz gewöhnliche Dinge, aber es lag immer so viel Freudigkeit darin, und wenn sie sich ansahen, lächelten sie. Es brauchte nicht vieler Worte zwischen ihnen.

Pentti begriff es daher gar nicht, daß Hannu plötzlich anfing, Geschmack darin zu finden, am Sonntag ins Dorf und in den Krug zu gehen. Ein paarmal ging er ihm zuliebe mit, aber es gefiel ihm ganz und gar nicht. Da waren so viele Mädchen, es wurde getanzt, und was hatte Hannu mit den Mädchen zu lachen, und weshalb sahen sie ihn so an? Finster und geärgert saß Pentti in einer Ecke, niemand bekümmerte sich um ihn, selbst Hannu nicht. Das nächste Mal weigerte sich Pentti mitzugehen und dachte, Hannu würde jetzt sicher auch zu Hause bleiben, aber er irrte sich — Hannu ging dennoch fort, kam erst spät wieder und schien äußerst vergnügt zu sein.

Das wurmte Pentti gewaltig. Er sagte zwar nichts, ging aber mit zorniger und schwer gekränkter Miene umher. Hannu schien das gar nicht zu bemerken. Er war überhaupt in letzter Zeit ganz anders wie sonst. Oft war er halbe Tage lang ganz verschwunden und ließ Pentti einfach alles allein machen, was zu machen war, und dann zeigte sich auch sonst noch allerhand Merkwürdiges und Ungewohntes an ihm. Als sie einmal wieder zu einer der anderen Inseln gefahren waren, auf der sich eine kleine Stadt befand, wo man allerhand kaufen konnte, was es auf Runö nicht gab, ging Hannu in eine Krambude, ohne Pentti überhaupt zum Mitkommen aufzufordern. Und sie hatten doch bis jetzt alles gemeinsam getan. Pentti schlich ihm aber nach und sah durchs Fenster, daß Hannu eine Schnur großer roter Perlen kaufte, die er später nicht einmal zeigte.

Das gab zu denken. Was hatte Hannu mit roten Perlen zu tun?

Als am nächsten Sonntage Hannu seinen guten Anzug angezogen und sich zurecht gemacht hatte, um ins Dorf zu gehen, stellte Pentti sich ihm in den Weg.

Er war ganz blaß und seine Augen blickten seltsam.

„Hannu, geh nicht fort", bat er.

Hannu sah ihn erstaunt an. „Komm du doch mit", erwiderte er etwas ärgerlich.

„Nein ich mag nicht; du sitzest dann bloß wieder bei den Mädchen und das will ich nicht haben." Penttis Augen standen voll Tränen.

Hannu lachte. „Dummer Pentti, das kannst du doch auch tun!" Damit wollte er hinausgehen, als er sich plötzlich von Pentti umschlungen fühlte und seine keuchende Stimme hörte:

„Du sollst nicht gehen! Du sollst niemand anders lieb haben, als mich, und ich weiß, du liebst die Marinka. Für sie hast du auch die roten Perlen gekauft, ja, ich weiß das wohl. Aber höre mich, Hannu, ich will alles für dich tun, du sollst gar nichts mehr zu arbeiten brauchen. Gehe nur nicht fort."

Hannu aber wurde sehr ärgerlich und war nur bestrebt, sich los zu machen. Eine ganze Weile rangen sie miteinander. Schließlich wurde Hannu so wütend, daß er Pentti heftig ins Gesicht schlug. Da ließ dieser endlich los, und Hannu ging, ohne sich umzusehen, davon.

Pentti warf sich auf den Boden nieder. Dort lag er lange Zeit, ganz verzweifelt.

Es fing schon an dunkel zu werden, als er endlich aufstand. Er brachte seine Kleider etwas in Ordnung, und ging ebenfalls ins Dorf hinunter. Er mußte sehen, was Hannu jetzt dort trieb, Es war eine warme Augustnacht. Die Fenster im Kruge standen offen, und von weitem konnte man die Klänge einer Harmonika und das Lachen und Schreien der Tanzenden hören. Unter den Krugfenstern standen eine Menge Leute, sahen dem Tanze zu und machten ihre Bemerkungen.

Pentti stellte sich mitten unter sie. Dort drinnen sah er

Hannu tanzen mit Marinka, und sie hatte die rote Perlenschnur um den Hals.

Er sah es, und je länger er dort stand, desto weher wurde ihm ums Herz. Wie sie lachte, diese Marinka — behext hatte sie ihn, seinen Hannu! Und plötzlich stieg ein dumpfes Wutgefühl in ihm auf. Auch andere waren auf die beiden aufmerksam geworden. Man fing an, über sie zu sprechen. „Siehst du den Hannu und die Marinka?" fragte ein Bursche neben Pentti etwas spöttisch, „bald werdet ihr zu dreien in eurer Hütte sein. Wird es da Platz genug geben?"

„Der Pentti sitzt in der Ecke und wiegt die Kinder", sagte ein zweiter und die übrigen lachten.

Pentti wandte sich hastig um und ging wieder zurück, ohne auf die ihm nachgesandten Rufe zu achten. Die Wut in ihm war nur noch größer geworden. Er war wütend auf Hannu, auf Marinka, auf die ganze Welt. Pentti war für gewöhnlich gutmütig und ruhig, aber einmal gereizt konnte er außer sich geraten.

Nein er wollte nicht teilen, er wollte nicht, nicht — mit niemand! Das stand fest in seiner Seele.

Und er wußte jetzt auch schon, was er zu tun hatte.

Seine Mutter war eine Finnin gewesen, eine Tochter jenes Volkes, das die düsteren Geheimnisse der Finsternis besser kennt, wie jedes andere. Von ihr hatte er manches gelernt, das er bis jetzt noch niemals angewandt hatte.

Er wußte, wie man seinem Feinde schaden, wie man ihm Krankheit und Not schicken konnte. Und er wußte auch, wie man die Herzen der Mädchen zur Liebe zwingt . . .

Darüber lächelte er verächtlich. Er wollte nichts von den Mädchen.

Aber auf Hannu wollte er jetzt einen Zauber legen. Entweder mußte er wieder zu ihm allein zurückkehren, oder er mußte sterben.

Zu Hause angekommen nahm Pentti einen alten Schuh von Hannu, eine Haselgerte, die noch von seiner Mutter herstammte und in die allerhand Zeichen geritzt waren und ging damit zum Strande hinunter.

Die Nacht war dunkler wie sonst und der Mond schien nicht. Nur ein paar blasse Sterne schauten ruhig und ernst durch zerrissene Wolken. Die See lag ruhig — nichts war zu hören, kein Schatten regte sich. In der Ferne hörte man eine ruhelos flatternde Möwe rufen.

Pentti holte einige große Steine herbei und machte ein Reisigfeuer an. Um das Feuer zog er mit der Gerte einen Kreis, wobei er dunkel-tief und seltsam klingende Beschwörungen murmelte. Dann richtete er sich auf und indem er die Arme gegen die See breitete, rief er die alten Finnengötter seiner Mutter an.

Es waren gewaltige, geheimnisvolle und schreckliche Worte, die er aussprach. Manchmal überlief ihn eine Schauer und er stockte. Aber wieder sprach er weiter. Er wußte, was er wollte.

Als die Beschwörung vollendet war, stand er still und lauschte, als warte er auf eine Antwort. Aber es kam keine. Auch der Ruf der Möwe war verstummt.

Doch Pentti wußte, daß ihn die Götter seiner Mutter gehört hatten. Und er warf den Schuh ins Feuer.

Und wie diesen Schuh die Flamme, würde Hannu jetzt die Liebe zu ihm oder der Tod verzehren.

Erst als der Schuh ganz verbrannt war, ging Pentti langsam heim.

Am andern Tage war Hannu sehr freundlich zu ihm. Das gestern Vorgefallene tat ihm augenscheinlich leid und wie es schien, wollte er es ihm vergessen machen. Pentti schwieg dazu und tat, als wäre nichts gewesen.

Die ganze Woche hindurch lebten sie in größter Eintracht. Einmal fuhren sie zu den andern Inseln hin und am Freitag wollten sie die ganze Nacht beim Fischfang sein. —

Einträchtig saßen sie im Boote. Die Netze waren ausgeworfen. Ruhig lag das Meer, dunkel und ruhig die Insel. Einige Sterne leuchteten; der Mond schien und erhellte Hannus frisches, lächelndes Gesicht. Es war alles wie sonst, aber Penttis Herz war traurig und schwer. Lange saß er schweigsam und sah den Freund an, bis er plötzlich bitterlich zu schluchzen anfing und den Kopf in die Hände legte.

Da stand Hannu auf, ging zu ihm, nahm ihn in die Arme und war gut zu ihm. So gut war er, daß Pentti wieder ganz froh wurde. Der Zauber hatte doch gewirkt und Hannu kam wieder zu seinem Freunde zurück.

„Es wird Zeit sein, die Netze aufzuziehen, Pentti," sagte Hannu nach einer Weile in munterem Tone. „Sie werden schwer sein in der stillen Nacht und bei dem guten Südwinde." Und Pentti erhob sich bereitwillig.

Der Tag fing an heraufzukommen. Der Morgenwind wehte einen frischen, starken Salzgeruch vor sich her über das Meer. Man sah jetzt auch schon andere Boote, die hier und da übers Wasser glitten. Entfernte Rufe schallten herüber.

„Teufel auch, sie sind fast zu schwer," sagte Pentti, mit seiner ganzen Kraft arbeitend, die Netze heraufzuholen. „Warte, ich komme auch an das andere Ende," rief Hannu. „Dort kann ich dir besser helfen." Er machte dabei einen Schritt seitwärts über die Taue hinweg, die im Boote lagen, trat aber fehl und fiel mit einem kurzen ärgerlichen Rufe ins Wasser, wo er sofort verschwand.

Pentti wartete einige Augenblicke, daß er wieder auftauchen würde, prustend und lachend, wie es schon so oft der Fall gewesen war. Wie oft war nicht einer von ihnen ins Wasser gefallen. Aber die Fische selber konnten nicht besser schwimmen wie sie.

Von Hannu war aber nichts mehr zu sehen. Da wurde Pentti mit einem Male sehr angst und er warf sich ihm nach ins Wasser, um ihn zu suchen. Ganz ermattet kletterte er nach einer Weile wieder ins Boot; Hannu hatte er nicht gefunden, obgleich er immer und immer wieder nach ihm untergetaucht war. Da saß er nun, zitternd und durchnäßt und starrte mit weit aufgerissenen Augen ins Meer hinaus.

„Der Zauber hat es getan," dachte er immer wieder — „der Zauber".

Die ganze Nacht fuhr er in der Bucht hin und her. Aber am anderen Tage erst fand er Hannus Leiche, die die Wellen an den Strand getragen hatten.

Das war nun ein großes Klagen und viel Gerede. Marinka kam auch, weinte und erzählte allen, daß sie Hannus Braut gewesen wäre. Pentti dagegen war merkwürdig ruhig und saß still neben dem Toten. Aber als man ihn fragte, wie denn alles zugegangen wäre, stand er auf und sagte mit lauter Stimme, so daß alle es hören konnten, er wäre schuld an dem Tode Hannus.

Das gab nun wieder ein großes, erschrockenes Fragen.

Aber er wollte nichts mehr sagen. Da brachten sie ihn aufs Gericht. Er hatte ja selbst gesagt, daß er den Freund getötet hatte.

Aber die Herren auf dem Gericht lachten bloß, als Pentti ihnen sagte, Hannu wäre gestorben, weil er den Zauber auf ihn gelegt hätte. Und da man ihm weiter nichts nachsagen konnte, ließen sie ihn wieder frei.

Da lebte er denn nun allein in der Hütte. Aber er war ein ganz anderer geworden, wie er früher war. In der Hütte schlief er zwar, aber er ging nie mehr auf den Fischfang aus, er tat überhaupt nichts mehr. Ganze Tage lang saß er müßig am Strande. „Der Wahnsinn ist über ihm," sagten alle und mieden ihn.

Und das war so viele Jahre lang. Er nährte sich von rohen Fischen, die er auf irgend eine rätselhafte Weise fing; — denn ein Netz sah man niemals in seiner Hand —, und von allerhand anderen Seetieren. Mit Menschen sprach er niemals ein Wort.

Das dauerte so lange, bis einmal ein großes Schiff mit vielen fremden Männern, die eine Sprache sprachen, wie man sie auf Runö noch nie gehört hatte, an der Insel anlegte. Als das Schiff fort war, war auch Pentti verschwunden. Einige sagten, er wäre mit den Fremden gegangen, andere, er wäre gerade zu der Zeit ertrunken.

Aber niemand wußte es.

Gedicht

Von

Mia Holm-Berlin.

Hilflos ach.

Hilflos ach! von Angst verwirrt,
Wie ein Kind, das sich verirrt,
Wie in schwerem Fiebertraume
Dreh ich mich im Erdenraume —
Erdenlichter, wie sie strahlen,
Sind für mich nur dunkle Qualen,
Mich verlangt nach ew'gen Licht,
Und ich such es, find es nicht —
Doch ich glaube, glaube, glaube,
Glaube an das ew'ge Licht!

Und mein starker Glaube gibt
Plötzlich mir gewalt'ge Flügel:
Über Wälder, Ströme, Hügel,
Über Meere, Bergesspitzen
Mitten durch der Sonne Blitzen
Flieg ich über Leid und Streit,
Über Raum und über Zeit
Mit verklärtem Angesicht
Selig in das ew'ge Licht —

— — — — — — — — — —

Und des ew'gen Lichtes Flammen
Schlagen über mir zusammen,
Ihr geheimnisvoller Glanz
Füllet meine Seele ganz,
Eine helle Stimme spricht:
Werde göttlich! werde Licht!

— — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — —

Licht geworden, steig ich wieder
Auf die dunkle Erde nieder,
Nicht verwirrt mehr und verloren,
Selig frei und neugeboren. —

— — — — — — — — — — —

Meine Brüder, meine Schwestern,
Die ihr kämpft, wie ich noch gestern,
Glaubet an das ew'ge Licht,
Das aus Gottes Herzen bricht
Und die tiefste Nacht erhellt:
Glaube nur erlöst die Welt.

Im Kindheitsparadies.

Jugenderinnerungen

von

Lotta Girgensohn geb. **Schummer**-Frankfurt a. M.

Jeder von uns hat eine Zeit im Paradiese gelebt und behält einen Schimmer davon im Herzen. Das Leben, das wir führen, kann diesen Schimmer erhalten oder zerstören, denn der Wille zur Entscheidung ist frei. Wer seiner Kindheit in Treue gedenkt, wird stets in sie zurückkehren, und je älter wir werden, je lieber versetzen wir uns in die Tage im Garten Eden. Daher ist es Todsünde, einem Kinde sein Paradies zu nehmen, denn nichts ist trauriger als ein Mensch ohne Kindheit, er gleicht dem Baume ohne Wurzel.

Das erste Aufblitzen meiner Erinnerung fällt in mein zweites Jahr. Ich sitze sehr hoch auf dem Arme meiner Wärterin. Unter uns kribbelt das Volk der Hühner, und wir streuen ihnen ihr Futter hin. In diese Ruhe hinein, in das behagliche Scharren und Glucksen, tönt plötzlich ein häßlicher, lauter Schrei: meine und der Hühner Feinde, die zwei Nachbarpfauen sind angelangt. Sie picken und hacken und schreien, fressen unserer Hühner Körner und wagen es sogar, nach dem Kleide meines Mädchens zu schnappen, bis dieses die Störenfriede vertreibt, worauf wir alle triumphieren, und ich vom Arme hinunterstrebe. Das Mädchen jedoch hält mich fest und trägt mich vor die Tür der Schlafstube. Ich trommle mit beiden Fäusten dagegen und für lange Zeit sinkt alles in die Nebel der Erinnerungslosigkeit unter. Merkwürdigerweise tauche ich wieder auf einem Arm aus diesem Dämmerzustande auf.

Ein bärtiger Eisenbahnbeamter trägt mich, ich blicke über seine Schulter zurück und bin beruhigt, als ich meine Eltern in weiter Ferne folgen sehe. Sie waten im tiefen Schnee, der unseren Zug zum Stehenbleiben gebracht hat. Wir befanden uns damals, wie ich später hörte, auf unserer Rückreise in die Heimat. Drei Jahre war mein Vater in Südrußland, in Bessarabien, Arzt gewesen. Von meiner Ankunft in Riga schwebt mir der Eintritt in einen Hof vor. Mama hielt mich auf dem Arm und zeigte mir eine Menge Köpfe am Fenster des Hauses, die uns zuwinkten. Im Flur nahm mich eine der vielen Tanten und trug mich an das Bett einer kranken Tante, die mir ein kleines Flacon gab, dessen Stöpsel ich solange auf und zu steckte, bis das unbehagliche Gefühl der ersten Verlegenheit verschwand und im Kreise der Verwandtschaft sich, wie ich fürchte, nie wieder zeigte. Jedenfalls hielt ich alle in Bewegung, denn ich erkrankte sofort an einer schweren Lungenentzündung und mein armer Vater gleichfalls. Wir kamen von der Steppe. Der heiße Hauch des Frühlings hatte sie in ihre volle, märchenhafte Pracht gehüllt. Umfächelt vom Duft der weißen Akazie, den wildwachsenden Hyazinthen, den Veilchen, fast geblendet vom saftigen Grün des jungen Grases, der glühenden Pracht der Tulpen, der Hitze des Sommers, waren wir abgereist, um im grauen Norden den Eiseshauch eines wirbelnden Schneesturmes einzuatmen. Meine Mutter, die selbst angegriffen war und der Pflege bedurft hätte, rang um unser Leben und wich erst von unseren Betten, als mein Vater in fieberhafter Aufregung ihr um unser aller Willen die Nachtwachen verbot. Er und seine Kollegen glaubten nicht an unsere Genesung, wissenschaftlicher Erfahrung nach mußten wir sterben, aber wir genasen. Langsam kehrten wir von den Ufern des Jenseits zurück, nicht ohne daß uns beide ein Hauch berührt hatte, dessen Spuren sich bei meinem Vater nie, bei mir erst nach einigen zwanzig Jahren verwischen sollten. Ich blieb ein zartes, kränkliches Kind, bei ihm bildete sich der Keim zur Schwindsucht aus.

Ich soll ein sehr lebhaftes Kind gewesen sein; vielleicht um meiner Mutter zuweilen Ruhe zu verschaffen, nahm mich mein

Vater öfter mit auf seine Tourfahrten. Wenn er in die Häuser ging, blieb ich unter der Obhut des Kutschers zurück. Dieser, ein Fischerjüngling aus Bilderlingshof, saß stumm auf dem Bock. Er saß sehr krumm, und ich beobachtete die Fliegen, die auf seinem Rücken, den ich „die Düne" nannte, spazieren gingen. War er gutgelaunt, so erhielt ich die Zipfel der Leine, und ich war stolz wie ein König. Große Qualmwolken aus seiner Pfeife schlugen mir ins Gesicht, die Sonne brannte auf das Leder des Anspanns und auf die schwarzlederne Wagendecke. Unser Pferdchen stand geduldig und ließ sich sonnen wie der Kutscher und ich. Ich geriet in einen Zustand von Halbschlaf und genoß mit großem Behagen den Juchten- und Tabakduft und die brennende Sonne. Die Tannen standen still und dufteten oder schwankten hin und her, das Meer rauschte, und der Fink schmetterte sein Lied. Es war herrlich, und trotz meiner Lebhaftigkeit liebte ich diese beschaulichen Augenblicke mehr, als die Besuche, die ich zuweilen an der Hand meines Vaters bei diesem oder jenem Patienten machen durfte. Gerne ließ ich mich zu der freundlichen Frau mitnehmen, die auf dem Gute Alt-Bilderlingshof hauste, ob als Frau des Verwalters oder in welcher anderen Eigenschaft, weiß ich nicht. Bei ihr bekam ich in zierlichen Puppentassen dicken Schmand zu trinken, wie's sonst keinen auf Erden gab oder gibt.

Einmal hielten wir vor einem großen Hause in Dubbeln, auf Säulen ruhte sein Verandadach, und ein großer Garten umgab es, der mir auffiel, da nicht nur Fichten drin zu sehen waren und die üblichen Hortensien und Steinnelken, sondern schöne Rosenbüsche und eine Menge von Himbeersträuchern, welche über und über mit reifen Beeren bedeckt waren. An der Pforte begrüßte uns ein alter Herr, hob mich auf den Arm, und zu meiner Verwunderung nannte mein Vater ihn „Papa". Also ganz große, alte Menschen hatten Väter, nicht nur Kinder. Ich habe gewiß meinen Großvater vorher gesehen, aber erst damals sah ich ihn mir genauer an, prägte er sich meinem Gedächtnis ein. Während ich den Vater meiner Mutter gut kannte, wurde mir dieser Großvater erst an jenem Tage vertraut.

Bald darauf erhielt ich von einem Onkel ein feenhaftes Wesen, eine kleine Puppe in rosaseidenem Gewande. Sie lag in einem Wäglein, und wenn man dasselbe zog, so fing das holde Geschöpf an mit Händen und Beinen zu strampeln und aufs ausdrucksvollste zu schreien. Da ich nur an verständige Wesen, wie Puppe Anna, die Kaninchen und den hölzernen Schachkönig gewöhnt war, ist es mir nicht übel zu nehmen, daß ich vor diesem Ding eine große Scheu hatte, besonders da es seine Künste immer heimtückisch mir im Rücken übte, wenn ich es zog; wandte ich mich ihm zu, so lag es stocksteif im Wagen. Man verzeihe meine weitschweifige Schilderung, diese Dinge und Eindrücke jedoch sind es, die in meiner Erinnerung haften geblieben sind, und die Strampelpuppe war eine Vorbereitung auf ein Ereignis, das wichtigste in meinem Leben damals und für lange Zeit, das mich sonst ganz außer Fassung hätte bringen können. Am 7. August alten St. früh morgens um 8 Uhr wurde ich von Posaunenklängen geweckt. Im Hause uns gegenüber war Geburtstag, und zu Ehren des Festes spielte eine Kapelle „Lobe den Herrn". Zugleich trat mein Vater ins Zimmer, nahm mich aus dem Bette, schwang mich hoch über seinem Kopfe, küßte mich und rief: „Ja, Lobe den Herrn, Lottali, du hast eine Schwester." —

Wann ich die Kleine zuerst sah, weiß ich nicht mehr, aber es machte mich sehr unglücklich, daß sie keine Arme und Beine hatte, wie ich, wie alle Menschen, ja, wie auch die Rosaseidene. Mit dieser lebte ich mich jetzt gut ein, denn sie war ganz wie mein Schwesterchen, bis auf Arme und Beine, die bei letzterem nach damaliger Sitte fest eingewickelt waren. Eines Tages durfte ich dabei sein, als die Kleine gebadet wurde, da ging mir eine Welt der Wunder auf. Erstens hatte meine Schwester nicht nur Arme, Hände, niedliche Fingerchen und Beine, mit denen sie strampelte, sondern sie war gar nicht, wie meine Puppe, am Wagen festgewachsen. Selbstverständlich führte diese Entdeckung zu einer Schreckenstat. Ich zerrte so lange an meiner Puppe, bis sie vom Wagen loskam und ich mit Entsetzen bemerkte, daß sie von hinten ganz unbekleidet war und nur aus

Drähten bestand. Für diese Handlung sollte ich bestraft werden, wurde es aber nicht, weil, wie meine Mutter mir später erzählt hat, mein Vater entschied: „Man kann nicht wissen, warum sie es getan hat, sie hat vielleicht, ja wahrscheinlich aus schwerwiegenden Gründen gehandelt, die wir nicht beurteilen können und für Ungezogenheit halten." Als ihm vorgeworfen wurde, er verwöhne mich, erwiderte er: „Das wohl nicht, ich versuche nur, sie zu verstehen und mich in ihre Stelle zu versetzen". Die rosa Puppe verschwand, aber meine Schwester blieb und wurde mehr und mehr meine Genossin.

Bei der Taufe soll ich mich durchaus nicht angemessen benommen haben. Ich bin während der Handlung, ein Gesangbuch verkehrt in der Hand, fortwährend schwatzend hin und her gerannt. Als eine Tante mich festhielt und mich auf das Ungebührliche meines Betragens aufmerksam machte, soll ich entrüstet geantwortet haben: „Laß doch, Lotta muß auch Gott beten!"

Wir wohnten im Winter in der Stadt. Zuerst in der Kalkstraße, dem Waisenhause gegenüber in einer möblierten Wohnung, die meine Eltern von Freunden gemietet hatten. Ich erinnere mich eines Saales mit grünen Stühlen, die wiederholt von Mama meiner größten Schonung anempfohlen wurden. Auch die Fensterbretter erregten mein Interesse. Sie waren sehr breit, und auf ihnen sitzend konnte ich die Straße sehen. Von hier aus beobachtete ich die Leute, welche in die Armenbüchse drüben am Waisenhause etwas hineinwarfen, auch freute ich mich, wenn die Waisenkinder in ihrer Tracht zum Spaziergang auszogen. Ich dachte es mir herrlich, ein Waisenkind zu sein, ohne die geringste Ahnung vom traurigen Geschick dieser Schar zu besitzen. Hierüber, wie über so manches andere im Leben, klärte mich ein Vetter auf. Er war ein halbes Jahr jünger als ich, jedoch an ruhiger Stetigkeit und Urteilsfähigkeit mir weit überlegen. Als ich ihm meinen Wunsch mitteilte, als Waisenkind im Waisenhause zu leben, sagte der Kleine im Samtkittel sehr ernst: „das ist aber gottlos, denn dann müssen ja dein Papa und deine Mama tot sein." Nein, gottlos wollte ich nicht sein, obgleich ich keine Vorstellung von dem Sinn des Wortes hatte,

jedenfalls sollte dem Übel vorgebeugt werden, und daher betete ich des Abends zum Erstaunen meiner Mutter: „Lieber Gott, bitte, lebe recht lange und laß Papa und Mama auch recht lange leben. Amen." Dann rief ich beruhigt: „So, nun bin ich nicht gottlos und kann einmal ins Waisenhaus." — Da sind die Donnerstage beim Großpapa, im alten Pastorat am Domesgang. Alle Enkel versammeln sich zum Nachmittagskaffee dort. Wir spielen, und dann kommt der unvergeßlich schöne Augenblick, wo mein Großvater uns zu sich ruft in sein Arbeitszimmer. Er sitzt an seinem Schreibtisch, winkt uns einzeln zu sich und scherzt mit uns. Er klopft mir mit der flachen Hand unter das Kinn, während ich „Apfelkuchen" sagen soll. Natürlich gelingt das nur sehr unvollkommen, und alle anderen Kinder wollen das Kunststück probieren. Er stellt uns der Größe nach auf, tritt an ein Pult und kommandiert: „Eins, zwei, drei, Augen zu und Mund auf!" Er geht von einem zum andern und steckt jedem Schokoladeplätzchen zu, indem er mit halblauter Stimme in einem bestimmten Rhythmus sagt: „Eins für den Mund, zwei in jede Hand." — Um dieselbe Zeit wohnte die Mutter meines Vaters kurze Zeit bei uns, vielleicht nach dem Tode ihres Mannes. Sie sitzt bei uns am Fenster, trägt eine weiße Haube mit großen lila Bindeschleifen unter dem Kinn, hat eine Brille und verliert sehr oft ihre Nähnadel, die ich stets finde und bald einfädeln lerne. Wir sind umgezogen, vom Waisenhaus fort, in die kleine Pferdestraße. Hier können wir in einen Hof sehen, durch den die herrlichsten Sachen, wie Baumkuchen, Schaukelpferde, Lampen zur Verlosung in die große Gilde getragen werden. Zu anderen Zeiten war der Hof der Sammelplatz von blau-rot-weißen Studentenmützen, die wir sehr liebten, hing doch eine über Papas Schreibtisch, und zuweilen, wenn wir ihn sehr baten, setzte er sie auf und sang uns Studentenlieder vor, die wir bald nachzwitscherten. Mit dem schwarzen Walfisch von Askalon wuchsen wir auf, seine Darstellung waren unsere ersten mimischen Versuche, bei welchen stets dieselbe Schwierigkeit entstand, daß Käthe und ich beide der Kellner aus dem Nubierland sein wollten und keine der Gast, der vor die Tür gesetzt wird.

Im April 1873 bekamen wir ein Brüderchen. Zur Taufe trug meine jüngste Tante Ella das Kind herein. Sie war Braut und enttäuschte mich sehr. Unter einer Braut stellte ich mir ein Wesen vor, das eine goldne Krone auf dem Kopfe trägt und ein rosa, seidenes Gewand. Aber meine Tante sah aus wie gewöhnlich, und das war eine meiner ersten Erfahrungen. Während Mama noch krank war, fand die Hochzeit dieser Tante statt, von der mir zwei Momente erinnerlich sind. Ich stand an meiner Mutter Bett, und sie sagte ermahnend, ich als die älteste sollte sehr vernünftig sein, drauf achten, daß Papa sein Taschentuch mitnehme, und mich auf der Hochzeit artig benehmen. Dieses Vertrauen machte mich sehr stolz, und ich beschloß, ebenso vortrefflich in Manieren und Wesen zu sein wie meine große Cousine F. Ich dachte fortwährend an das Taschentuch, aber im richtigen Moment hatte ich es über meinem neuen Kleide vergessen. Zum ersten Mal in meinem Leben saß ich im Altarraum der Petrikirche, zwischen zwei Tanten und sah den feierlichen Brautzug, die Marschälle mit den Armleuchtern und meine Tante, wenn auch nicht mit einer Krone, so doch mit einem Kranz und einem Schleier. Ich war wirklich sehr feierlich und etwas ängstlich gestimmt, so allein kam ich mir vor ohne Mama, losgelöst von allem Gewohnten, ein kleines, wesenloses Nichts in der hohen, erleuchteten Kirche, unter den schöngekleideten Menschen, die auch ganz anders aussahen als sonst, wie wunderlich verändert z. B. mir gegenüber mein Vater, in einem Frack! Als ich ihn so betrachtete, fiel mir das Taschentuch ein. Himmel, das hatte ich vergessen! Eben zog eine Tante neben mir ein ganz reines aus der Tasche, was würde mein armer Vater machen, wenn er jetzt das seine hervorsuchen wollte und fand es nicht, denn, daß er es ohne mein oder Mamas Erinnern mitgenommen haben könnte, das fiel mir gar nicht ein. Nun, zum Glück hatte ich ein neues in der Tasche, das wollte ich ihm bringen und dann gleich bei ihm bleiben. Er sah noch immer sich selbst am ähnlichsten aus. Meine Tanten dagegen waren ganz fremd und fingen alle an zu weinen, als mein Großvater, der im Talar, mit der breiten Halskrause vor dem Altar stand, ebenfalls er-



Wilh. Purvit

Schneewasser

schreckend fremd, die Amtshandlung vollzog. Ich litt an einer unheimlichen Erinnerung vom gestrigen Abend her. Da, am Polterabend stellte mein Onkel, der Maler, ein lebendes Bild, in dem wir Neffen und Nichten Engel mit großen Flügeln waren. Als man mir die Flügel anlegen wollte, erfüllte mich eine entsetzliche Furcht, ich müßte mit den Flügeln auch sofort diese Erde verlassen und gen Himmel fliegen. Ich wehrte mich weinend, mit den Worten: „Ich will noch nicht in den Himmel." Aller Zuspruch half nichts, selbst, daß meine Cousine die Flügel anlegte und mit ihnen vor mir auf und ab tanzte, änderte meine Auffassung nicht, denn wenn sie auch wirklich kein Engel wurde und unter uns blieb, so konnte es mir doch anders ergehen. Mein guter Onkel gab alle Überredung auf, tröstete mich und ließ mich ohne Flügel als irdischen Engel im Bilde stehen. Hier, in der Kirche kam mir wieder plötzlich die Angst, daß wir, mit meinem Großvater als Anführer, dem Himmel zu nah kommen könnten. Ich verließ sachte meinen Platz und schritt über den Gang zu meinem Papa. Auf dieser Wanderung sah ich einen meiner Vettern mit den Füßen bammeln und bemerkte, daß seine Stiefelbänder sich gelöst hatten. Gewöhnlich machte sie ihm in solchen Fällen seine Schwester zu, und es erfüllte mich mit hochmütiger Freude, daß sie es diesmal nicht zu bemerken schien, nun konnte ich beweisen, wie vernünftig ich war. Ich steuerte auf den Vetter los, kniete vor ihm nieder und reparierte den Schaden. Zum Glück war er so überrascht, daß er keine Einwendungen machte und ich darauf glücklich bei Papa anlangte, den ich am Arm zupfte und ihn möglichst leise fragte, ob er ein Taschentuch habe? Als Antwort zog er eins aus der Tasche und setzte mich mit der freien Hand auf seine Kniee. Da fühlte ich mich glücklich und geborgen und konnte nicht recht begreifen, warum nach der Trauung fast alle Gäste, ja selbst die Braut auf uns zukamen und Papa lachend nach dem Taschentuch fragten. — Mein Großvater väterlicherseits war ein Kaufmann aus der alten Schule, praktische Einkäufe waren seine Freude. So brachte er einmal seiner Frau eine ganze Wagenladung Mehl ins Haus. Er hatte sie spottbillig gekauft,

da das Mehl ein wenig feucht geworden war. Meiner Großmutter blieb nichts anderes übrig, als das größte und beste Zimmer im Hause auszuräumen, das Mehl drin auszubreiten und es täglich mit Hilfe der Töchter umzurühren, wodurch allmählich alle Stuben, alle Tanten wie aus der Mühle aussahen, mit feinem Mehlstaub gepudert. So eine kleine praktische Ader mußte auf meinen Vater übergegangen sein. An einem sehr kalten Wintertage polterte etwas die enge Hintertreppe zu unserer Küche herauf und blieb trotz vieler lettischer Flüche stecken. Es war ein mächtiges, gefrornes polnisches Schwein, das Papa auf dem Markte gesehen hatte und sehr vorteilhaft zu kaufen Gelegenheit fand. Meine Mutter war entsetzt. Erstens konnte man das Tier nur mit Gewalt die Hintertreppe wieder hinunter schaffen und mußte es vorne durch alle Zimmer schleifen, und zweitens aß bei uns niemand Schweinebraten, es galt als nicht gesund. Da lag also das Tier in der Küche, fing an aufzutauen und zu tröpfeln, wir Kinder standen staunend herum, und Mama saß davor und weinte. Zum Glück kam die gute, praktische Tante, die immer Rat wußte und immer fröhlich war. Sie fing so an zu lachen, daß es geschah, wie im Märchen mit dem Geier und der tränenreichen Prinzessin, erst jubelten wir Kinder mit, dann schmunzelte die Köchin, die eben noch sehr böse dreinschaute, und dann lachte Mama, daß ihr vor Freude die hellen Tropfen über die Wangen rollten. Darauf lief Tante fort und kehrte in kurzer Zeit mit verschiedenen Männern und Frauen wieder, die die Küche füllten, viel sprachen, einer immer lauter, als der andere und alle das Schwein betrachteten und befühlten, ja, zwei alte Kerle fingen sich fast an zu prügeln, aber Tante brachte sie auseinander, und schließlich zogen sie mit dem Tier ab, und Tante zählte der Mama lustig Geld vor und schenkte der Köchin welches. Als Papa nach Hause kam, stellte es sich heraus, daß Tante das Schwein bei weitem über den Einkaufspreis verkauft hatte. Mama kaufte etwas sehr Hübsches für Tante, machte einen Vers, und wir Kinder durften es ihr hinbringen. So kam das Jahr 1874, in dem mein Großvater sein 25jähriges Jubiläum als Superintendent feierte. Schon

am frühen Morgen versammelten sich die Kinder und Enkel um ihn. Ich stand neben dem Jubilar und schaute unermüdlich auf die vielen Menschen, die das Haus durchwogten. Mir gefielen besonders die vielen Abordnungen und unter diesen die alten Herren, die so feierlich einherschritten, sich vor Großpapa aufstellten und zu ihm sprachen. Dann antwortete der Superintendent, dem der Kaiser zu Ehren des Tages den Bischofstitel verliehen hatte, und ich wich nicht von seiner Seite; gab er den Herren die Hand, so machte ich es ihm nach, ja, es hätte nicht viel gefehlt, so hätte ich wohl auch einige Ansprachen erwidert, aber zum Glück kam mein Altersvetter und machte mich auf die Blumen des Festtagsteppichs aufmerksam, da merkte ich, daß so langes Stehen und Hören und Händeschütteln müde macht und setzte mich also zu Großvaters Füßen, nicht ohne ihn aufzufordern ein gleiches zu tun, denn er mußte doch ebenso erschöpft sein. Er aber blieb stehen, unermüdlich, eine ehrfurchtgebietende Gestalt. Unvergeßlich hat sie sich mir eingeprägt. Wenn ich im späteren Leben Schilderungen vom alten Goethe las, wie derselbe in seinem Zimmer die Großen der Welt empfing, so stand das Bild meines Großvaters mir vor Augen. Auch in den Sommermonaten sah ich den Großvater öfter. Er wohnte am Strande, oft war ich bei ihm und den Tanten. Man lebte auf der Veranda, wo Großpapa in freien Stunden den Seinen vorlas. Neben ihm sehe ich zum ersten Mal mit Bewußtsein seine Schwester, Großtante Sera. Ihr schönes stilles Gesicht zog mich an, ich saß gerne an ihrer Seite, wagte aber nie sie anzureden, obgleich ich sonst keine Scheu vor Tanten und Onkeln kannte, aber Tante Sera war anders als alle. Sie trug bis an ihr Lebensende eine Krinoline und stets schwarze Kleider, sie sprach fast nie, und in ihren Zügen lag ein tiefer Ernst, daß keins der Großnichten und Neffen damals es wagte mit ihr zu verkehren, wie mit den andern. Ferner tauchen in diesem Sommer die Kinder der frohen Tante auf. Sie war die Schwester meines Vaters und hatte den Bruder meiner Mutter geheiratet. So standen die Kinder wie Geschwister zu einander. Ihre älteste kleine Tochter stand mir im Alter am nächsten, die Badehütten

stießen aneinander und wir verbrachten täglich köstliche Stunden im warmen Sande. Ich entsinne mich eines Streites zwischen uns beiden. Sie behauptete kühn, man könnte das Meer austrocknen, und dann zu Fuß nach Schweden wandern, wenn man allen Strandsand und die Dünen hineinkippte, ich dagegen war überzeugt, daß in diesem Fall das Meer überschülpern und eine große Überschwemmung alle Strandhäuser wegreißen würde. Über diese Meinungsverschiedenheit gerieten wir uns in die Haare, wälzten uns schreiend, kratzend und beißend wie kleine festgebissene Hunde im Sande, und die Tanten hatten Mühe, uns zu trennen. Merkwürdiger Weise beschlossen hierauf Cousine Lenis Mama und Tante Helene, die dem Schauspiel beigewohnt hatten, auf der Stelle, Leni und ich müßten im kommenden Winter durchaus mit dem Buchstabieren beginnen, denn nur Kinder, die nichts täten und dazu schon zu groß wären, könnten auf so dumme Gedanken wie Beißen und Prügeln wegen der Ostsee kommen. Es war ein sehr heißer Sommer und am Strande zeigten sich tolle Hunde. Eines Tages wurde Papa zu einem seiner Kollegen geholt, mit dessen fast gleichaltrigen Kindern wir zuweilen spielten. Dort war das Entsetzliche geschehen, daß ein kleiner Hund in das Zimmer gekommen war, in dem alt und jung nach Tisch der größeren Kühle wegen saßen, und zwei oder gar drei Kinder gebissen hatte, ehe es irgend jemand hatte hindern können. Papa erzählte uns von der Tapferkeit der Spielgefährten, die ihn immerfort gebeten hatten, nur ja recht tief die Wunden zu brennen. Er war sehr besorgt der Kinder wegen, aber sie wurden ganz gesund, nur tiefe Narben erinnerten sie zeitlebens an das Ereignis. Doch andere Fälle verliefen nicht so günstig, und mein Vater setzte es bei der Strandpolizei durch, daß alle Hunde ohne Maulkorb und Leine erschossen wurden. Da besuchte ihn eines Tages eine ältere Dame, die ihn aufs rührenste bat, doch zu bescheinigen, daß alles nur unnützes Gerede sei, die Menschen eher toll wären als die armen unschuldigen Tiere, die, der Willkür der Leute preisgegeben, in der Hitze mit dem Maulkorb belastet würden oder gar erschossen werden sollten. Sie verlangte durchaus von

meinem Vater, er solle einen diesbezüglichen Artikel zur Rettung der Hündlein schreiben. Als mein Vater ihr verschiedene Todesfälle infolge der Bisse toller Hunde aufzählte, entgegnete sie sehr erregt, es schade ja auch nicht, wenn hin und wieder ein Mensch den armen Tierlein zum Opfer fiele, die doch sonst stets unter der Rohheit der Herrn der Welt zu leiden hätten. Da riß meinem Vater die Geduld, stillschweigend reichte er der erstaunten Dame den Arm, geleitete sie höflich bis zur Gartenpforte, hielt dieselbe mit einer nicht mißzuverstehenden Handbewegung offen und sagte: „Ich empfehle mich Ihnen, gnädiges Fräulein, ich werde nicht verfehlen Ihnen die Kadaver sämtlicher Hunde, die in Bilderlingshof und Umgegend erschossen werden, und ich hoffe um unserer aller Sicherheit wegen, es mögen ihrer recht viele sein, zuzuschicken, damit die armen Kreaturen, die Ihrem Herzen so nahe stehen, ein ehrliches Begräbnis erhalten." . . .

So heiß der Sommer gewesen war, so naß wurde der Herbst. Papa war viel krank, und seine Kollegen vertraten ihn oft. Auch auf uns Kinder wirkte das traurig. Meine Mutter konnte sich uns nicht mehr ausschließlich widmen, und wir wurden mehr, als gut war, den Wärterinnen überlassen. Eine Dore, die es mit ihren Pflichten leicht nahm, da ihr Bräutigam sie mehr interessierte, als wir, erfand gräuliche Spukgeschichten, um uns still zu halten und uns zu veranlassen über die allzuhäufigen Besuche ihres Schatzes den Eltern gegenüber zu schweigen. Der schwarze Mann, der Buschemann, das rote Krokodil waren Ungeheuer, mit denen sie uns bekannt machte. Nun waren die Geschwister noch zu klein, aber auf mich machten ihre Geschichten einen vernichtenden Eindruck. Mit Schaudern gedenke ich der Abende, an denen sie das Licht auslöschte, nachdem sie mir die drei Ecken gezeigt hatte, in denen die Ungeheuer hausten. Ich sollte von ihnen zerrissen werden, falls ich verraten würde, daß sie fortgegangen wäre, oder aus irgend einem anderen Grunde Mama rufen wollte, . . . „und", schloß sie jedesmal, „mit Hinen is nich zu spassen, tas sind so bese Tier, wie schon gar keins mehr is auf Welt, ganz wie vor Sündflut!" In Angstschweiß gebadet lag ich, im günstigsten Fall zog ich mir die Decke über den Kopf und schlief ein, aber an anderen Abenden

blieb ich auf, um womöglich meine Geschwister vor den Untieren zu beschützen, und schloß erst die Augen spät in der Nacht, wenn das Mädchen zurückgekommen war. Und während der ganzen Zeit schluckte ich Lebertran und aß Fleischschokolade, weil mein elendes Aussehen, meine Reizbarkeit und mein fortwährendes Zusammenfahren die Eltern ängstigte. Wie lange ich in diesem Zustande lebensfähig gewesen wäre, weiß ich nicht, aber endlich griff mein guter Engel ein. An einem Nachmittage waren die Eltern ausgegangen und wurden erst am Abend zurückerwartet. Die Köchin war auf Urlaub, und Dora beschloß ebenfalls zu enteilen. Um nun uns Kinder zu zwingen, in dem einen Zimmer zu bleiben, stellte sie in den anderen eine künstliche Dunkelheit her, in dem uns am fernsten liegenden hatte sie eine Lampe angesteckt und diese mit einem roten Lampenschirm verhängt. Von uns aus sah man nur ein unheimliches rotes Licht, das Leuchten des roten Krokodils. Ich umklammerte sie flehend und bat sie zu bleiben, aber sie beteuerte, das hätte der Buschemann verboten, sie wolle jedoch mit den Ungetümen reden, falls wir versprächen, sehr artig zu sein und keinesfalls das Zimmer zu verlassen. Dann verschwand sie in den dunkeln Stuben, und bald hörten wir ihre Stimme und dann in tiefen Brummtönen die der Tiere. Wir zitterten, selbst Käthe fing jämmerlich an zu schreien, trotzdem war die schlechte Person im Begriff, uns allein zu lassen, als ihr plötzlich vom Vorzimmer ein Halt zugedonnert wurde und Papa und Mama zu uns kamen. Noch am selben Tage verschwand Dora auf immer und mit ihr der schwarze Mann, der Buschemann und das rote Krokodil. Für kurze Zeit kam die Tochter der Köchin, eine vierzehnjährige zu uns, mit der wir Verstecken spielten. Aber einmal hatte sie mich auf einem hohen Kleiderschrank versteckt und mich dort vergessen, und ich war in meiner gefahrvollen Lage eingeschlafen. Als Mama mit Tante Helene nach Hause kam, wurde ich überall gesucht und wachte vom energischen Rufen auf. Unsere junge Wärterin wollte mich heimlich herabzerren, was ihr in der Eile nicht gelang, wohl aber geriet der Schrank ins Schwanken und nur Tantens energischem Zugreifen gelang es, mich heil und sehr bestaubt herabzubringen, und damit

war Annas Bleiben bei uns verwirkt. Es folgte eine sehr erfahrne Dame Katharina, die uns das unbeschreiblich schöne Spiel „Warte, wart', ich kriege dir" anzeigte. Sie saß dabei strickend am Speisetisch und wir liefen um denselben herum, kamen wir an die Stelle, wo sie saß, so hielt sie uns das Bein als Barriere vor und rief die erwähnten Worte; konnten wir das Bein umschiffen, so waren wir frei, im anderen Fall mußten wir zur anderen Seite herum um den Tisch laufen, und dies war das liebste Spiel zwischen Abendbrot und Schlafengehen. Katharina litt an stets geröteten, schmerzhaften Augen, mit denen sich mein Vater viele Mühe gab und die er täglich behandelte. Wahrscheinlich traute sie ihm nicht, jedenfalls fand ich sie eines Tages auf ihrem Bette sitzend und stöhnend den Oberkörper hin und her wiegend, dabei liefen ihr schwarze Tränen über die Backen. Mir war die Sache unheimlich, ich holte Mama. Es stellte sich heraus, daß eine gute Freundin ihr geraten hatte, Alizarintinte gegen ihr Augenleiden zu brauchen, sie rief halb besinnungslos vor Schmerzen: „Hach, wie brennt, nu wird ihm schon besser" — aber die Arme erblindete fast und mußte für lange Zeit in die Augenklinik.

Es war an einem Sonntagmorgen. Die Kirchenglocken läuteten, aber ich hörte neben dem Geläut noch eine fremde Glocke hineintönen, und Mama sagt, es müsse ein vornehmer Bürger gestorben sein, denn Sankt Peters Totenglocke läute. In diesem Augenblick kam Papa zurück, umfaßte unsere Mutter zärtlich und führte sie ins andere Zimmer. Dann rief er uns und sagte uns, daß unser Großvater eben, als er im Begriff gewesen war, zur Kirche zu gehen, gestorben sei. Zum ersten Male drang dieses Wort an mein Ohr, und da ich sah, daß Mama weinte und Papa mit den Tränen kämpfte, wurde auch ich sehr traurig. Meine Mutter nahm mich mit in das Trauerhaus. Im großen Saal ruhte mein Großvater so still und friedlich, daß ich dachte, er schliefe. Auch mein kleiner Vetter hatte denselben Gedanken und flüsterte mir leise und bekümmert zu: „Man muß ihn nur wecken, man muß ihn doch wecken!" Aber der stille Schläfer ließ sich von uns Kleinen die Hände küssen und das Gesicht streicheln und wachte nicht auf. Seine alten Freunde kamen, und einer von

ihnen umfaßte meine Mutter und sagte mit zitternder Stimme: „Kind, Kind, der Mann, der Mann". Ich aber konnte mich nicht genug wundern, daß der fremde Alte meine Mutter Kind nannte und den Großpapa Mann, und sie war doch kein kleines Mädchen mehr, und Großpapa, der dort lag und schlief und nicht aufwachen wollte, war doch kein Mann, sondern ein Pastor. Die Tage, die zwischen dem Tode und der Beerdigung vergingen, waren unvergeßlich friedevoll und schön. Meine Tanten und Onkel und wir Kleinen waren viel im Totenzimmer. Ich bin meinen Eltern von ganzer Seele dankbar, daß sie mich an ihrer Trauer teilnehmen ließen, kein ungeberdiger Schmerz erschreckte uns Kleinen, im ganzen Hause war eine große, heilige Stille, und alle Angehörigen waren „einmütig beieinander", wachend und betend. Nie habe ich später diese Bibelstelle gelesen, ohne an die Trauertage im alten Pastorate erinnert zu werden. Gewiß, ich war zu klein, um mehr als eine Ahnung vom Tode zu empfangen, aber ich fühlte zum ersten Male das Unfaßbare, das mir nahe getreten war, das griff auch in mein Kinderherz hinein und reifte mich mehr, als wohl sonst Jahre es getan hätten. Keiner suchte mir das Unbegreifliche kindgerecht faßlich zu machen, mir wurde nicht gesagt, er ist verreist, er schläft, sondern, Großvater ist gestorben, ist heimgegangen zu seinem Heiland, und wir werden ihn wiedersehen einmal, wenn auch wir zum Heiland kommen werden, nachdem wir wie Großvater als Christen gelebt haben. Seitdem blieb meiner Seele eingeprägt, daß man nicht nur zum Leben auf Erden gut sein mußte, sondern zum Heimgehen zu Gott. Und noch etwas anderes sicherten mir meine Eltern durch dieses Hineinführen des Kindes in die Trauer, sie nahmen mir jene unbestimmte Furcht, jenes Grauen, das oft Erwachsene lähmt, wenn sie dem Tode gegenüberstehen, oder vielmehr, ich wurde vor jeder Furcht bewahrt. Ich habe im späteren Leben an Totenbetten gestanden, und immer klarer ist mir's geworden, daß der Tod der Durchgang ist zum ewigen Leben, daß es eine Seele gibt, die sich losringt um heimzukehren zu ihrem Gott. Diese innerliche Trauer damals hat sich mir um so tiefer eingeprägt, als jede äußere Trauer mir fern blieb. Weder bei der Einsargung, noch der Aufbahrung in der



Wilh. Purvit

Frühling

Petrikirche war ich zugegen. Meine Geschwister und ich erkrankten an leichten Halsentzündungen und mußten das Zimmer hüten. Während der Beerdigung stand ich am Fenster und lauschte auf die Glocken der Kirche. „Sie rufen alle: Adieu, Großpapa!" — sagte mir das Mädchen, aber ich schüttelte den Kopf und blickte zum Himmel, von dem ich ein kleines Stück vom Fenster aus sehen konnte, mir klangen alle Glocken wie ein großes Jubellied, als riefen sie ganz deutlich: „Willkommen! Willkommen!"

Immer mehr nahm der Plan, Riga zu verlassen, Form an. Papa verhandelte viel, aber erst zum Frühling 1875 fand sich eine geeignete Stelle. Im Kirchspiel Tirsen, zum Gute Lysohn gehörig, lag das Doktorat, das wir beziehen sollten und zu dem ein Bezirk von über 20 Werst im Umkreise gehörte. Das Haus hatte zuletzt als Witwensitz einer alten Baronin gedient und dann längere Zeit leer gestanden. Es bedurfte einer gründlichen Reparatur, die jedoch erst in der warmen Jahreszeit vorgenommen werden konnte. Da aber der Kreis eines Arztes bedürftig war, so sollte mein Vater schon zum März 1875 sein Amt antreten. Er wollte allein vorausgehen, und wir sollten erst nachfolgen, wenn der Umbau in Wellan, so hieß unser künftiges Doktorat, fertig war. Aber Mama erklärte, sich nicht von Papa trennen zu wollen, und es wurde ein Ausweg gefunden, der die Übersiedelung der ganzen Familie gestattete. Uns wurde das alte Doktorat des Kreises zur interimistischen Verfügung gestellt, und dorthin, nach Dorotheenhof, begaben wir uns auf die Wanderschaft. Für uns Kinder war diese Zeit der Umzugspackerei, der frohen Erwartung alles Neuen herrlich und verdrängte den Trennungsschmerz beim Abschiede von den Verwandten, von den Spielgefährten, den Cousinen und Vettern. Wie Eskimos wurden wir für die Reise ausstaffiert, mit Filzstiefeln und Kapuzen nach dem Ratschlag aller Tanten und Onkel. Was Wunder, wenn die Verpackung der Kleinen so gründlich gelang, daß die Folgen nicht ausblieben. Bis Stockmannshof ging alles gut, und der Appetit wurde reichlich durch die vielen Abschiedsvorratspäckchen befriedigt. In Stockmannshof erwarteten uns zwei Schlitten, eine reizende hellgrau ausge-

schlagene Kutsche für Mama und uns Kinder, die der Druvensche Baron uns zur Verfügung gestellt hatte, und ein kleiner russischer Schlitten, beide mit Postpferden bespannt, und zum ersten Mal in unserem Leben fingen wir eine hundert Werst lange, echt livländische Landfahrt an. Es war herrlich, und wir Kinder verstummten vor der Pracht, durch welche wir leicht und mit fröhlichem Schellengeklingel hinglitten. Die weite Fläche im blitzenden Schneekleide, dazwischen kleine Gesinde, die Häuser wie mit Watte belegt, alles einsam, und nur der Rauch aus den Schornsteinen verriet, daß Atem und Leben in ihnen vorhanden war. Zuweilen fuhr auch ein Kläffer unseren Pferden bellend vor die Beine, aber diese regten sich weit weniger auf als mein kleiner Bruder Paul, der die zottigen Tiere für Ungeheuer hielt und sich verpflichtet glaubte, mit ihnen um die Wette zu heulen. Dann fuhren wir durch Wald. Die Tannenzweige hingen unter der Schneelast tief über den Weg und streiften unser Verdeck, daß der Schnee wie Diamantstäubchen an den Kutschenfenstern herabrieselte, und plötzlich trat ein Fuchs aus dem Dickicht, sein rotbrauner Pelz hob sich scharf vom weißen Boden ab. Nach und nach verloren alle Außenwunder ihren Reiz, die kleinen Geschwister wurden ungeduldig und als Käthe jählings seekrank wurde sehr zu Ungunsten der zart grauen Tuchverkleidung der Druwenschen Kutsche, weinte die arme, müde Mama mit den Kleinen um die Wette. Zum Trost klang plötzlich das Schellengeläute des hinter uns fahrenden Einspänners an unserer Seite, Papa ließ halten, um zu sehen, wie es uns ging und schaffte Rat. Wir stiegen aus, und er ließ den Kutschschlitten von den beiden Kutschern mit dem hartgefrorenen, trockenen Schnee abreiben und besprengte dann die Kissen reichlich mit Eau de Cologne. Käthe nahm er zu sich in den offenen Schlitten, und wieder ging es weiter, nur unterbrochen von den Poststationen, wo die Pferde gewechselt wurden. Kalzenau, Marzen, Seßwegen hießen die Stationen, wenn ich mich recht erinnere, und endlich hielten wir vor dem Gutsgebäude in Druwen, in dem wir, ich weiß nicht mehr warum, einige Tage blieben, ehe wir ins Doktorat übersiedelten, ich glaube, unsere Möbel sollten

erwartet werden. Hier machte ich meine erste Bekanntschaft mit dem Getier einer Landwirtschaft, und noch viele Jahre später hat mir die Baronin lachend erzählt, wie ich in jenen ersten Tagen auf dem Lande bei dem Kickeriki eines Hahnes in Entzücken geraten sei und mich bei ihr erkundigte, ob die singende Henne jetzt ein Ei legen werde. Auf unserer Reise hatten wir ein altes, verwandtes Ehepaar besucht. Die Schwester meines Großvaters lebte mit ihrem Manne bei ihrem Sohn, der Arzt auf dem Lande war. Mir kamen die beiden Alten älter vor als alle Menschen, die ich bisher gesehen hatte, älter als die Mutter meines Vaters, als der Vater meiner Mutter. Großtante Aurora hatte ein so liebevolles, sanftes Wesen und einen so verklärten Ausdruck in den feinen Zügen, daß die kleine Käthe meiner Mutter leise zuflüsterte: „Das ist doch keine Großtante, sondern ein Engel.“ Diese Tante hatte eine Vorliebe für Gummibäume und Oleander, die sie in Mengen zog und die in der ganzen Nachbarschaft eine Berühmtheit erlangten. Einen kleinen Blumentopf mit einem Gummibaum schenkte sie mir zum Abschied, und dieser war meine Freude und Sorge auf der weiteren Reise. Mit ihm im Arm langte ich denn auch in Dorotheenhof an. Das einstöckige Haus hatte einen Grasplatz vor sich, um den herum ein Fahrweg führte, und hinter ihm lag der Garten, von dem ich jedoch nur weiß, daß in ihm ein kleiner Teich sich befand und eine Wildnis von Syringenbüschen. Als wir Einzug hielten, war alles gleichmäßig weiß bedeckt, und wir mußten unsere Entdeckungsreise auf das Innere des Hauses beschränken. Es bot des Interessanten genug. Da waren die rigaschen Möbel, die ebenso fremd und erstaunt dreinzuschauen schienen, wie wir. Merkwürdiger Weise waren alle diese leblosen Dinge unsere liebsten Gefährten. Die Kommode meiner Mutter, z. B. war aus hellem Eschenholz, und die dunklere Maserung auf den Schubladen bildete für uns Kinder wenigstens zwei deutliche Gesichter, mit denen wir Abend für Abend die interessantesten Gespräche führten, in der Weise, daß ich für das eine, Käthe für das andere sprach. Also diese beiden Kommodengesichter äußerten sich an diesem ersten Abend im neuen Schlaf-

zimmer noch recht zweifelnd über die Vorteile ihrer Versetzung aufs Land, aber schon am anderen Morgen gewann alles ein anderes Aussehen. Ein schöner Choral weckte uns. Der Lehrer mit seinen Schulkindern brachte uns diesen freundlichen Gruß. Sie sangen lettisch, als sie aber hörten, daß wir Kinder die Landessprache noch nicht kannten, sangen sie denselben Choral deutsch und freuten sich, als Käthe und ich einstimmten. Dann erwarteten uns verschiedene angenehme Überraschungen. Auf dem Kaffeetisch prangten 4 mächtige gelbe Kringel, dazu in der Handkammer, in die uns Emilie, die neue Wirtin, führte, Schinken, Butter, Eier in Massen, und immer noch kamen Begrüßungsgaben, die unsere Nachbarn, verschiedene Gesindewirte, deutsche Gutsherren und unser Pastor ihrem neuen Doktor zum Willkommen schickten. Ja, es kam sogar ein ganzer Riesenlachs und für den Stall lebendige Hühner, Gänse und Schafe. Dazu wehten von einer prächtigen Ehrenpforte, die wir in der Dunkelheit gestern nicht gesehen hatten, lustige Fähnchen, im Pferdestall standen zwei reizende braune Pferdchen, Hans und Liese und ein Wassertonnenroß Jurka, und alle drei gehörten, wie Papa uns versicherte, uns, und von der steilen Auffahrt zur Riege konnte man mit einem kleinen Holzschlitten, der auch wie von selbst da war, pfeilgeschwind herabsausen. Dazu der Wald, der, nur durch eine Wiese getrennt, sich unserem Grundstück anschloß und fast bis nach Druwen reichte, es war doch noch ganz etwas anderes, unter den beschneiten Tannen spazieren zu gehen, als schnell im Schlitten vorbei zu sausen. Der kleine Paul war so entzückt, daß er jeden kleinen Baum in seiner Höhe für sein Eigentum erklärte, ihn umarmte und sich nur solch kleinen Weihnachtsbaum zu seinem Geburtstage wünschte, den er denn auch bekam. Bei all diesen Entdeckungen sank die Schale der Erinnerung an alles Schöne in Riga sehr geschwind, und wir wurden begeisterte Landkinder, wenn es auch noch passierte, daß Paul ein harmloses Kalb für einen reißenden Wolf hielt, oder vom bösen Gänserich über den Haufen gerannt wurde.

Im Hause interessierte uns der lange schmale Saal besonders. Er hatte, wie die anderen Zimmer auch, weiße Holzdielen, die

vom Alter oder vielmehr der Wichertschen Kinder wegen, glattgeschlittert waren wie eine Glitschbahn. Viele Jahre vor uns hatte hier ein Doktor Wichert gelebt. Es wurde erzählt, er habe seine Kinder sehr streng erzogen, und, um sie zum Auswärtsgehen zu zwingen, sie täglich $^1/_4$ Stunde auf der Scheuerleiste an der Wand stehen lassen. Wir waren den Wichertschen Kindern für den blankpolierten Saal sehr verbunden und benutzten ihn treulich als Glitschbahn. Hier fingen auch unsere sonntäglichen Umzüge an, die für die Eltern etwas angreifend gewesen sein mögen, die sie uns jedoch nie untersagt haben und ohne welche der Sonntag keine rechte Weihe für uns gehabt hätte. Kaum waren wir in unseren guten Kleidern recht festlich angetan, so wurde eine mittelgroße durable Holzbank, ein sogenannter Tritt, der zwei Bretter anstatt 4 Beine hatte und von meiner Urgroßmutter extra bestellt worden war, um auf ihr bequem Pfefferkuchen einteigen zu können, umgekehrt. Dies war unser Boot, das wir drei Kinder feierlich bestiegen, wozu der Choral „Lobe den Herrn" gesungen wurde. Das merkwürdige Schiff wurde vermittels zweier väterlicher Spazierstöcke und vielem Vor- und Zurückbewegen durch das Zimmer bugsiert. Die Diele war das Meer, die Teppiche aber die fünf Erdteile, die ich bei Tante in der Schule gelernt hatte. Afrika tauchte allerdings nur einmal in Dorotheenhof aus dem Ozean auf, nämlich zu Ostern. Es war der schöne Tigerfellteppich. Das Tier hatte ein Freund von Großpapa in Indien geschossen, nun lag es ausgebreitet auf einer purpurroten Tuchunterlage, hatte einen aufgesperrten Rachen, fletschende Zähne und glühende Glasaugen und wurde nur an hohen Festtagen ausgebreitet. Sonntags besuchten wir per Schiff unsere Weltteile, bei jedem wurde gelandet und eifrig gesungen; war die Rundfahrt vollendet, so marschierten wir im Gänsegang durch die Stuben, immer singend, und vor der Tür der Eltern wurde noch einmal das ganze Repertoir durchgenommen, ich erinnere mich noch des „Wir winden dir den Jungfernkranz", das sieben Verse hat. Bald lernten wir lettische Lieder dazu, und endlich verhandelte Papa mit uns über die Dauer des Sonntagsprogramms, wir mußten unsere Lieder

teilen, was wir im wahren Sinne des Wortes taten. Wir sangen nicht an einem Sonntage diese und am anderen jene, sondern es wurde gewissenhaft von jedem Liede die Hälfte aller Verse durchgenommen.

So lange der Winter gedauert hatte, so eilig und plötzlich verschwand er, als die ersten heißen Aprilsonnenstrahlen die Erde beschienen. O, dies Rieseln auf allen Wegen! Wie das erste Grün der Wintersaat sichtbar wurde, daneben die schwarzen Schollen der noch des Kornes harrenden Felder einen kräftigen Duft ausströmten, die Weiden am Teich einen grünen durchsichtigen Schimmer erhielten und die Zweige, die man abpflückte und schälte, zart rosa anliefen! Am Waldessaume lag noch ein Schneestreifen, aber er wurde täglich enger und grauer, eines Mittags war er fort, und plötzlich ohne Übergang brannte die Sonne in unermüdlicher Glut, trieb alles zum Knospen und Blühen. Da, wo noch eben hungrige Spatzen mühsam im Schnee ihre Nahrung suchten und sich auf den kahlen Ästen der Nordvogel, der farbenprächtige Seidenschwanz, zeigte, hüpfte die Bachstelze, sang von der Spitze der Tanne der Fink und schluchzte am Teich die Nachtigall und im Walde verkündeten mehrere Kuckucke uns Methusalems Alter, aber über den Feldern stieg die Lerche auf; jetzt sahen wir noch das Beben ihrer Kehle, der die schmetternden Töne entströmten, und folgten den kraftvollen Bewegungen der Flügel, dann wurde sie kleiner und schien ein Punkt am Himmel, nur ihr Lied klang bis herab zu uns. Es kamen die Tage des Kohlpflanzens. An dem ersten Morgen dieser ereignisreichen Zeit hatte jeder Bursche das Recht, die arbeitenden Mädchen zu begießen, man wußte nicht recht, ob zu ihrem eignen Wachstum, oder zum Segen des Krautes. Man zog zum Kartoffelstecken, und überall durften wir dabei sein. Mein Vater nahm mich auch mit zum Schnepfenstand. Feuchtwarm strich die Luft durch den Wald, sacht schlichen wir durch das Gebüsch und standen lange Zeit, den Atem anhaltend, umgeben vom heimlichen Treiben im Forst; plötzlich stieg eine Kette Schnepfen auf, dicht vor uns, aber mein Vater schoß nicht. Er schulterte das Gewehr, nahm mich an die Hand und sagte: „Komm, es

wäre ja eine Sünde gewesen, diesen Frieden zu stören. Von diesem Gange haben wir mehr gehabt, als von einem Dutzend der kleinen Tierchen." —

Sehr oft geschah es, daß Mama ganz plötzlich den Befehl erteilte, Kuchen zu backen, aber immer ging nachher ihre Ahnung in Erfüllung, und zum frischen Gebäck fanden sich unerwartet anlangende Gäste. Und doch sollte es passieren, daß meine Mutter einmal von ihrem guten Traumgeist im Stich gelassen wurde. Es kam ein Abend, an dem Mama zur Wirtin sagte: „So, nun ist glücklich nichts mehr im Hause, der Fleischjude hat uns im Stich gelassen, die Zwiebäcke und Kümmelkuchen sind aufgegessen, und sogar das Süßsauerbrot ist erst eingeteigt, die Hühner legen auch erst wieder morgen, behüte uns Gott nur heute Abend vor Besuch." „Hat Frau Doktor denn geträumt?" rief ganz entsetzt die Wirtin, aber das war nicht geschehen. Es war mittlerweile 11 Uhr nachts geworden, die Lampen wurden ausgelöscht, — da, das Rollen eines Wagens, das Stampfen herrschaftlicher Rosse, und vor unserer Türe hält Livlands Landmarschall und bittet um ein Obdach für die Nacht „und", fügte er lachend hinzu, „um Speise und Trank bitte ich auch; dadurch, daß ich die Schwaneburgschen nicht traf, ist meine ganze Reiseroute aus der Reihe gekommen, und ein müder Wanderer mit einem Wolfshunger steht vor Ihnen". Da war guter Rat teuer, das Gastzimmer zwar stand bereit, aber das Essen! Mit der Stallaterne bewaffnet, zog Mama in die Behausung des Federvolkes und erwischte wirklich unter lebhaftem Protest der Tiere drei vergessene Eier. Die Wirtin hatte unterdessen ein Restchen Manna gefunden, denn das Schicksal wollte, daß die Kolonialwarenvorräte aus Riga sich um einige Tage verspätet hatten, und Mama erinnerte sich, daß Papa neulich eine Büchse Diabetikerzwiebäcke zugeschickt bekommen hatte, ein wenig Kartoffeln und eine Schale saurer Milch, voilà tout. Drinnen verwickelte der ahnungsvolle Vater den hungrigen Gast in ein schwerpolitisches Gespräch, in der Küche schlug die Wirtin mit Aufwand aller Fähigkeiten in einer Flasche Butter, während Mama den Manna rührte. Endlich wurde serviert, als aber

Papa den Brei sah, die drei Eier, die gerösteten Kartoffeln und auf schöner Kristallschale seine Krankenzwiebäcke, dazu als Paradestück den tränenden Lysohnschen Käse und eine Melone, aber kein Flickchen Fleisch, zitierte er plötzlich mit Grabesstimme den Passus aus einem alten Kochbuch: „Wenn die Hausfrau nichts zu Hause hat, nehme sie einen Kalbsbraten" und brach in ein so fröhliches Gelächter aus, daß Gast und Hausfrau einstimmten. Darauf verlief das Mahl, wie der Landmarschall sagte, „dem der drei Kobolde in Dickens Gemeinsamer Freund gleich", das heißt unter großer Heiterkeit, und alle Schüsseln wurden leer, von den Zwiebäcken aber ließ sich der Gast ein Rezept geben, denn so köstliche hätte er noch nie gegessen.

In Dorotheenhof war es, wo ich ein für alle Mal meiner Überlegenheit der Hundewelt gegenüber bewußt wurde. Wir Kinder waren sehr ängstlich, plagte uns doch die Erinnerung an die Zeit der tollen Hunde am Strande. Es kamen viele Bauern ins Doktorat, und fast jedes Gefährt wurde von einem Kläffer geleitet. Alle diese Tiere konnten es nicht unterlassen, mit uns Kindern anzubinden, und unsere Angst reizte sie zu immer lebhafteren Liebkosungen und Anspringen. Mein Vater, der uns ermutigen wollte, erklärte uns, daß kein Hund beißen könne, wenn man ihm mit der Hand blitzschnell in den offenen Schlund fahre. Er gab uns diesen Rat, wie man auch jenes bewährte Rezept mitteilt, den Spatzen Salz auf den Schwanz zu streuen, wenn man sie fangen will. Auf uns Kinder aber machte der Gedanke, einem Hunde in den offenen Schlund zu fahren, großen Eindruck, denn wir bildeten uns fest ein, dadurch für immer bei den Kläffern in Achtung zu gelangen. Es wurde also beschlossen, das Experiment zu unternehmen und selbstverständlich wurde mir von den beiden jüngeren der ehrende Auftrag zur Erfüllung zu teil. Ich ging am nächsten Tage die Stufen hinunter, als ein weiß- und braungefleckter Hühnerhund mir entgegensprang, sich vor mir aufstellte, mich anbellte, ja, bei jedem Versuch rechts oder links an ihm vorbeizukommen, machte er einen Ansprung. Ich merkte, daß der Augenblick zur Tat gekommen war, ballte die Faust und stopfte sie dem Tier, so tief ich konnte, blitzschnell in den Schlund, dabei schloß



Wilh. Purvit

Abendfrieden

ich aber die Augen und schrie aus Leibeskräften. Mein Vater war zuerst zur Stelle, fand den röchelnden Hund und zog rasch meine Hand aus seinem Maul. Mit eingezogenem Schwanze zog das Tier davon und kam nicht nur nie mehr in meine Nähe, sondern war überhaupt nicht mehr von seinem Herrn zu bewegen, ihm ins Doktorat zu folgen. Mein Vater beruhigte mich, nachdem er sich überzeugt hatte, daß ich ganz unverletzt aus dem Kampf hervorgegangen war und meinte, es würde wohl nun kaum mehr nötig werden den Schlundgriff zu probieren, auch sollte ich gegebenen Falls ihn dazu rufen, da ich mich so sehr dabei aufgeregt habe, im übrigen aber sei er zufrieden von seiner Tochter erfahren zu haben, daß sie selbständig handeln könne.

Es war Sommer geworden, draußen umgab mich ein neues Dasein, denn das Leben in Dorotheenhof hatte keine Ähnlichkeit mit dem Aufenthalt am Strande, und wenn ich mit Karl und Marie oder den Grimmschen Märchen im Freien saß, erfüllte mich ein großes Wohlbehagen. Ich vergaß die kleinen Tageskränkungen, wie z. B. Emiliens Strafe, die mir beim Grobbrotbacken mein kleines Kuckel vorenthielt, oder, daß das Viehmädchen nur Käthe und Paul, nicht mich mit auf die Weide nahm. Dafür durfte ich mit Papa in den Wald, um Riezchen zu suchen, freilich selten genug, denn er war sehr in Anspruch genommen. So kam der Zeitpunkt unserer Übersiedelung nach Wellan. Wenn man von Lysohn kommt, steht, oder vielmehr stand auf einer sanften Anhöhe rechts an der Landstraße eine alte, mächtige Weide auf der Grenze zwischen üppigen Kornfeldern und Wiesen. Zwischen beiden schlängelt sich ein kleiner Bach, der im Sommer wasserleer, im Frühling dem Nil gleich anschwoll, über die Ufer trat und seiner Umgebung eine außergewöhnliche Fruchtbarkeit verlieh. Wir tauften das namenlose Wässerchen „Lyso", weil es unseres Erachtens die Grenze zwischen Lysohn und Wellan bildete. Der Weidenbaum überschattete es, und ihm gegenüber stand ein unendlich verfallenes Gebäude, das Armenhaus und der stete Zankapfel zwischen Gutsverwaltung und Gemeinde. War eine Reparatur nötig, so kam sie erst nach langen Verhandlungen zustande, denn die Gemeindewirte wollten sich wohl ihrer Alten

und Armen entledigen, aber sie hielten jeden für dieselben verwendeten Kopeken für weggeworfenes Geld. Hielt mein Vater, der durchaus auf hygienische Zustände im Armenhaus drang, den Bauern vor, diese oder jene Vernachlässigung könnte den Tod eines Alten herbeiführen, so wurde ihm achselzuckend geantwortet: „Nun, jedes hat sein Gutes gehabt, einmal muß man doch sterben, und die Alten und Kranken haben doch nichts mehr im Leben, wenn's so Gottes Wille sei, wär's wohl gut für sie und für die Gemeinde, die unnützen Esser stürben." Wie die Tiere die kranken Genossen verfolgen, absondern und wohl auch zu Tode quälen, so kennt auch der Bauer kein Mitleid für diejenigen, die ihm nichts mehr nützen können. Die Gutsverwaltung aber schützte sich so viel als möglich vor ungerechten Ansprüchen. Wurde nachgegeben, so freute sich die Bauernschaft über die Übervorteilung des Gutsherrn, verachtete ihn wohl deshalb und stellte sofort neue Forderungen. Als wollte die Natur die Armen für die Hartherzigkeit der Menschen entschädigen, so lieblich hatte sie die Umgebung des Hauses ausgestattet. Um die Balken, die es von allen Seiten stützten, rankten sich grüne Schmarotzerpflanzen, im Hintergrunde umfing es schützend der Wald, und vor der Eingangstür blühten Heckenrosen, Steinnelken und Bäume von Sonnenblumen, wie ich sie nie seither gesehen habe. Die Tür stand im Sommer stets offen, aus dem einfachen Grunde, weil es gefährlich war, sie zu schließen, da der Türbalken in Gefahr war, herabzustürzen. Er wurde erst durch einen neuen ersetzt, als der alte wirklich herabgefallen war und dabei ein dreijähriges kleines Mädchen, das Großkind einer Halbblinden, ihre einzige Lebensfreude und der Liebling all der armen verknöcherten Menschen, erschlagen hatte. Man sah in die gemeinsame Küche, in der es immer dunkel und rußig aussah, denn der Schornstein hatte längst versagt. Bis auf wenige Steine hatte er seine roten Ziegeln unachtsam zur Erde geworfen und dabei dem Stummen ein Loch in den Kopf geschlagen. In der Küche nun hantierten alle Frauen und Männlein, jeder für sich, jeder das bißchen Essen mißtrauisch vor dem Nächsten hütend, oft trotz aller Vorsicht von diesem bestohlen, immer keifend und zankend, sich freuend, wenn einer hungern

mußte oder ihm was verdarb. Alle besorgt, nur nichts sich bei der Arbeit zu vergeben, weshalb die gemeinsame Küche an Schmutz nichts zu wünschen übrig ließ. Wenn ich diese Zustände so genau schildere, so geschieht das, weil dieses Armenhaus zu den tiefsten Eindrücken in meinem Leben gehört. Der Weidenbaum ihm gegenüber war mir als Grenze für Spaziergänge ohne Erwachsene gesteckt. Die offene Tür zog mich unwiderstehlich an. Stundenlang konnte ich unter dem Baum stehend, dem Treiben in der halbdunklen Küche zusehen, mit einem Gemisch von Mitleid, Abscheu und Furcht. Wenn der „Maame" seine unartikulierten Laute von sich gab, so konnte ich bald ebenso gut wie seine Miteinwohner verstehen, was er ausdrücken wollte, kam er gar schwankend, den Stock schwingend, ohne Hut die Landstraße entlang, so wußte ich wohl, daß er wieder zu lange im Kruge gesessen hatte. Dann sammelten sich seine Genossen um ihn, lachten und hänselten ihn, bis das arme Geschöpf in seiner Wut nichts Menschliches mehr an sich hatte, die schrecklichsten Laute von sich gab und endlich in ein heulendes Weinen ausbrach, wobei er sich auf den Boden warf und sich so lange hin und her rollte, bis er einschlief. In sehr jungen Jahren las ich die „Göttliche Komödie", und die Schilderung der Hölle und ihrer Qualen führte mir das Wellansche Armenhaus vor Augen, und die Gestalten der verkommenen vernachlässigten Armen wurden in meiner Phantasie zu Hexen und Zauberern, oder zu armen, unschuldig Verdammten, die ich beim Schlafengehen den Geschwistern in den mannigartigsten Geschichten schilderte. Käthe und Paul hatten eine heilige Scheu vor dem Armenhause, ich selbst ging nie ohne Gruseln hin, und doch fand ich mich im Sommer fast täglich am Weidenbaum ein. Zuweilen humpelte eine Alte zu mir und klagte mir ihre Leiden. Es bildete sich eine Art von Verhältnis zwischen ihnen und mir, und es konnte geschehen, daß eine Armenhäuslerin ins Doktorat kam, um sich nach mir zu erkundigen, wenn ich krankheitshalber oder aus einem anderen Grunde längere Zeit am Weidenbaum fehlte. Wenn aber zu Weihnachten Mama den Armen eine Bescherung vorbereitete, so wußte ich am besten, was der oder die Arme am meisten nötig hatte.

Vom Armenhause führte die Landstraße geradeaus hügelabwärts zum Doktorat zwischen Wiesen hindurch, von denen die rechter Hand liegende schon zu unserem Gebiete gehörte. An ihr entlang bog man rechts ein und hielt vor dem einstöckigen Hause, das eine Front von zehn Fenstern hatte. Ein Vorhaus sprang am Eingange vor und ebenso am Ende ein An- und Aufbau. Das Doktorat war braun gestrichen, und seine grünen Läden grüßten den Ankommenden schon weit auf der Landstraße entgegen. Von den Vorderfenstern übersah man ungehemmt durch irgendwelche Bäume, das ansteigende Gelände bis zum Armenhause, links in der Ferne blinkten die roten Dächer eines Gesindes, aber überallhin, nach vorne und hinten war der Horizont begrenzt von Wald. Auf der Garten-Veranda lebten wir von den ersten Blütentagen der herrlichen Apfelbäume an bis spät in den Herbst hinein. Vor ihr, auf dem breiten Grantweg hatten wir unseren Krocketplatz, und zuweilen schüttelten die Apfelbäume ihre süßen klaren Birnenäpfel zwischen die rollenden Kugeln des Spiels. Auf dem großen Rasenplatz vor uns nahm ein Riesenbeet die Mitte ein und versetzte uns Kleinen in die Tropenwelt. Solange unsere Größenverhältnisse es irgend gestatteten, wandelten wir gerne unter den Tabak- und Rizinusstauden und spielten Robinson. Um das Riesenbeet führte ein schmaler Weg und auf dem Rasenplatze waren Blumenbeete. Unter Fliederbüschen, die den Ziergarten vom Nutzgarten trennten, waren Sitzplätze und diese wurden vom Wunder- und Wahrzeichen unseres Gartens beschattet, von einer mächtigen alten spanischen Pappel, dem Erstaunen und Entzücken aller Botaniker. Das übrige Grundstück war eingenommen von allem, was dem Gaumen nützlich und angenehm sein konnte. Da standen die Himbeeren, die nicht nur den Bedarf für das Haus, sondern auch für die Apotheke lieferten. Tage verbrachten wir, mit Stricknadeln bewaffnet, um die Früchte zu sortieren, bis wir schließlich in der Nacht von ihnen träumten und am Tage rote Flecke vor den Augen tanzen sahen. Die Erdbeeren wurden von Mama und mir gepflückt in köstlichen Morgenstunden, die Stachelbeeren und Johannistrauben waren trotz Zuhilfenahme der Nachbarskinder

nicht zu bewältigen, und dann kam die Zeit des „Bäumchen schüttle und rüttle dich!“ Solche Pflaumen, gelbe, rote und grüne, habe ich nie wieder gesehen, und vom Apfelreichtum kann man sich einen Begriff machen, wenn ich erzähle, daß wir in einem Jahr für 150 Rubel verkauften, nachdem wir alle Verwandten in Riga versorgt, Apfelwein, Confituren auf Jahre bereitet hatten und mit dem Vorrat im Keller bis zum Juli reichten. Dieser Segen an allem machte Wellan zum Kinderparadies, und nicht wenig trug dazu bei, daß wir von klein auf an der Last des Reichtums teilnehmen mußten, das war selbstverständlich und wurde nicht kindlichen Launen überlassen, sondern als Pflicht gefordert. Es gab keine Bodenkultur, die wir nicht aus eigner Mitarbeit kennen lernten. Unser Hausstand erinnerte an patriarchalische Verhältnisse. Das Einkochen und Dörren der Früchte, das Pilzetrocknen, Obstweinkeltern, Kohl- und Gurkenverwertung, Spargel- und Champignonzucht, Lichtziehen, Seife- und Leimkochen, Schafscheren, Wollekratzen, Waschen, Spinnen und Weben, Kühemelken und Buttern, Pferdestriegeln und Anschirren, Mähen und Kornschneiden, alles lernten wir als ganz selbstverständliche Dinge kennen, aber nie waren wir in Seh- oder Hörweite, wenn geschlachtet wurde, und ebenso vernachlässigt waren wir in Beziehung der Wäschebehandlung. Für diese sorgte eine Wäscherin, ein Mädchen, die im Waschhaus residierte und nur dann im Hause sichtbar wurde, wenn sie ankündigte, daß das Sonnabendbad für uns Kinder fertig sei. Unser Grundstück wurde ringsum von einem Wall umgeben. Auf ihm bildeten kleine Tannen, Weiden und Heckenrosen eine undurchdringliche Mauer. Wenn sich im Frühling die Rosen vom ernsten Grün der Nadelbäume und von den glänzenden Blättern der Weiden abhoben, hielten Vorüberfahrende an, um den Anblick zu genießen. Unser Haus hatte zwei neben einander laufende Reihen von Stuben mit je zehn Fenstern nach Süden und nach Norden, aber an der Schmalseite nur zwei Fenster nach Osten und zwei nach Westen. Der aufgehenden Sonne zu lag unser Kinderzimmer, das später zur Schulstube avancierte. Aus dem Fenster übersahen wir unsere Kinderbeete und den Rosenwall,

hinter ihm ging die Landstraße, und jenseits derselben, nur durch sie von unserem Grundstück getrennt, lag der Krug. Wenn wir in den Wald wollten, mußten wir an ihm vorüber. Der Krüger, seine Frau und ihre Kinder waren angenehme, zuverlässige Leute, aber die Schenkwirtschaft war weniger nett. Oft, wenn wir an unseren Beeten arbeiteten, tönte wüstes Singen und Geschrei zu uns herüber; wenn wir in den Wald gingen, sahen wir taumelnde Gestalten. Unser Verkehr war der Entfernungen wegen beschränkt, gleichaltrige Gefährten gab es erst auf 9, 11 und 15 Werst weit liegenden Gütern. Da waren die Wasserfreunde, Mädchen und Knaben in unserem Alter, die viele gemeinsame Interessen mit uns hatten und einige höchst wertvolle Eigenschaften dazu; sie führten ein Doppeldasein, die Glücklichen, um das wir sie sehr beneideten. Sie konnten nämlich im Wasser sich benehmen, wie die Fische. Das Gut, das ihr Vater verwaltete, hatte mehrere Seen aufzuweisen, von denen zwei an den Garten grenzten. Wenn sie dann im Boot hinausgerudert waren mit der Sicherheit und Tollkühnheit erfahrener Seeleute, wobei unsere Bewunderung eine Beimischung von Furcht erhielt, sprangen sie über Bord und schwammen auf und unter dem Wasser, ja eine von ihnen brachte es fertig, zwischen den Beinen eines Stuhles durchzuschwimmen, der von denen im Boot mit großer Anstrengung ins Wasser hinabgedrückt wurde, und sie schälte und verspeiste wohlgemut unter den Wellen eine Birne. Unsere Wasserfreunde hatten Sinn für Sport, und das Rodeln wurde von ihnen und uns mit großem Eifer betrieben, wozu wir weder den Winter abzuwarten brauchten, noch den Schnee. Unsere Bahn war das Dach des Eiskellers. Es ragte über die Erde hügelartig hinaus, war mit feinem Gras bewachsen und so blank abgeschlittert, daß man noch zu ebener Erde eine weite Strecke über die Wiese sauste. Wir Mädchen hatten Fleischmulden als Schlitten, von den Knaben muß ich leider berichten, daß sie ganz alleine auf den Hosen herabrutschten, unaufhaltsam und eifrig und sehr zum Schaden der Kleidung, aber das war ihnen gleichgültig, wie sie alle etwas darauf gaben, möglichst landsch zu erscheinen in Gewändern, denen nichts schaden konnte.

In diesem Kreise nun war es, wo meine Ansichten über Rassenvorrechte eine gründliche Niederlage erlitten. Bei einem Robinsonspiel bedauerte unser Anführer — wir spielten den schweizerischen — daß wir nicht die Landung der Wilden getreuer darstellen konnten, da eine große Anzahl zum Landen nicht da war. Ich schlug ihm vor, die Hofskinder herbeizuholen, „denn die sind ja nichts anderes als Wilde oder eigentlich noch nicht mal, sie gehören wohl zu den Urwilden", schloß ich sehr weise. Aber der älteste Wasserfreund warf sich zum Verteidiger der Letten auf und behauptete, er würde zum Beispiel zehnmal lieber ein Lette sein, als ein Franzose, die sich wohl zu verschiedenen Zeiten schlimmer als Menschenfresser benommen hätten, so während der Revolution, nie aber würden die christlichen arbeitsamen Landleute Livlands so etwas tun, wie guillotinieren, das Herz den Menschen ausreißen, morden und brennen. Paul hielt eine glänzende Verteidigungsrede und schloß: „Solche Ansichten können eben nur Rigsche haben, die nicht mal lettisch richtig sprechen können und gar nicht echt landsch sind." Damit verließ er uns und behandelte uns den ganzen Abend mit großer Nichtachtung. Hierüber sehr aufgeregt, trat ich zu Hause mit meinen Ansichten vor und fragte die Eltern um ihre Meinung und darnach erst entschloß ich mich zu einem etwas liebenswürdigerem Betragen selbst dem Maamen gegenüber.

Unsere nächsten Nachbarn, die Lysohnschen, kamen für Käthe und mich weniger in Betracht, die Tochter und ihre beiden großen Brüder waren älter als wir, die zwei Kleinen zu jung. Da wir aber gerade für diese zuweilen eingeladen wurden, sahen wir diese Besuche nicht gerne, denn wir gehörten unserer Meinung nicht mehr zu den Babys. Gab es dagegen Spiele, an denen sich die Großen beteiligten oder gar eine Sonntagsnachmittagshüpferei, so waren wir flink bei der Hand und schwer zum Aufbruch zu bringen. Ein drittes Haus, in das wir jede Woche kamen, war das Ramkausche, in meinen Augen das livländische Edelhaus mit allen seinen Lichtseiten, wo der Wahlspruch „noblesse oblige" seine Verwirklichung fand: ein Leben, das reich war an Verinnerlichung und ernstem, bewußtem

Arbeiten. Hier wurde von den Kindern viel verlangt, aber das Leben war für sie zugerichtet und bot ihnen viel. Spielten wir in Lysohn „Amor kommt und schenkt dir was", in Mahlenhof, mit den Wasserfreunden Robinson, so waren wir in Ramkau stets Germanen, wozu wir durch die vorzüglichen Aufsätze von Dahn und Lohmeyer in der „Deutschen Jugend", angeregt wurden. Ferner gab es dort ein kleines Häuschen über dem Schwanenstall, im Schweizerstil erbaut, mit allem, was ein Mädchenherz erfreut, einem wirklichen Kochherd, Geschirr und Vorräte, und wir Germanenweiber kochten die herrlichsten Dinge für unsere von der Jagd heimkehrenden Männer, die leider die schreckliche Eigenschaft hatten, entsetzliche Dinge zu unserer Abhärtung, wie junge Mäuse, Frösche und Blindschleichen, mitzubringen.

So verbrachten wir die ersten Jahre in Wellan in vollstem Frieden und ohne Schule, Mama allein unterrichtete mich, soviel es ihre Zeit erlaubte. Die bleibenden Eindrücke dieser Zeit sind für mich der Krug, das Armenhaus und der Wald, verwebt mit allen meinen Büchern. Von klein auf hatten wir das Recht alles zu lesen, was im Bücherschrank stand. Meine Eltern duldeten keinen Schund, die Werke der Klassiker und andere von bleibendem Wert, die Ruskin „Bücher" nennt, standen zu unserer Verfügung. Ich weiß, daß ich lange Worte noch buchstabierte, als ich mich schon in Oliver Twist vertiefte, und ganz begeistert war ich, in den Schilderungen seines Armenhauses, Zug um Zug das unsere wiederzufinden. Auch machte es mir Freude, an einem Nebeltage in den wogenden Schleiern die Hexen wahrzunehmen, die ich im Faust hatte zur Walpurgisnacht auf den Brocken reiten sehen. Gar zu gerne führten wir die Enthauptungsszene aus Maria Stuart auf, wobei jede von uns die liebenswerte Maria sein wollte, während Elisabeth erst durch das Abzählen: „Anko, dranko, drillo, dro!" beschafft werden konnte. Die Jungfrau vom See spielte eine große Rolle, aber mit demselben Eifer wurden die Averdieckschen Erzählungen genossen, die Steinschen Tagebücher oder geschichtliche Aufsätze. Unter letzteren erinnere ich mich der Hermannsschlacht, die einen mächtigen Eindruck auf mich machte. Ich vergaß alles um mich her und las, ohne



Wilh. Purvit

Kiefern am Wasser

die Außenwelt zu beachten, bis zum kläglichen Ausruf „Varus, Varus, gib mir meine Legionen wieder!“ Mein Vater jedoch glaubte, ich hätte überschlagen, als ich das Buch mit einem Seufzer sinken ließ und verlangte einen Bericht von mir über das Gelesene. Er nahm das Buch, und ich begann mit genauester Ausführlichkeit meine Erzählung, die so wörtlich wurde, daß mein armer Vater sich verschwor, mich nie wieder zum Wiedergeben des Gelesenen aufzufordern. Es ging wie ein Wasserfall, und das Essen mußte warten, und die Hausgenossen sammelten sich voller Staunen und Grauen um uns, bis endlich allen als Erlösung der Legionenruf ertönte, den ich besonders eindrucksvoll vorbrachte und nicht begreifen konnte, warum alle Zuhörer in fröhliches Lachen ausbrachen. Papa, der mein Erstaunen sah, ließ mich jedoch zur Belohnung mit den Großen essen und neben sich bei Tisch sitzen. An keinen Teutoburgerwaldtagen bekamen wir unser Abendbrot gleich nach 6 Uhr; es bestand aus Konfektgrütze, nämlich Manna und dazu Obst oder zuweilen Apfeltee. Wir saßen am Kindertisch, der auf einem festen Fußboden zwei Bänke und den Tisch trug, aber er war für uns ganz was anderes, bald ein Schiff, bald eine Postkutsche. Wir nahmen diese Mahlzeit stets auf Entdeckungsreisen in Afrika ein, wozu regelmäßig entweder der Gesang der Reisenden, der Matrosen oder der Wilden ertönte, letzterer war schaurig-schön und bei den Eltern nicht sehr beliebt. Im Sommer war die Wiese vor dem Hause unser Meer, im Grase wurden Seebäder genommen und wenn es recht lang war, daß es über uns herwogte, wenn wir Schwimmübungen auf dem Rücken machten, im blauen Himmel die Lerchen jubelten, die Grillen über uns herhüpften, und die Sonne uns bestrahlte, so fühlten wir uns wohl wie die jungen Kälber und hätten mit keinem Könige getauscht.

Ein stets unentschieden bleibender Streit war, welche Jahreszeit am schönsten wäre. Wenn im Frühling die ersten Leberblumen im Walde gesucht wurden, kam der Augenblick, in dem mit großer Feierlichkeit dem Winter der Garaus gemacht wurde. Zum letztenmal brannte am Abend der Kamin, alle sammelten sich um ihn und sangen recht ihm zum Trotz Mailieder. Am

nächsten Tage wurde er gereinigt und dann von uns Kindern mit Moos gefüllt und mit den Blumen der Jahreszeit von der Anemone bis zur Aster geschmückt. Aber ebenso groß war der Jubel, wenn die ersten Flocken fielen und das erste Kaminfeuer brannte. Mittlerweile war die Zeit der goldenen Schulfreiheit eingeschränkt worden, das Klavierspiel machte mir große Freude. Ich hatte ein gutes Gehör, aber leider schwache Augen, so wurde mir das Notenlesen schwer, aber ich behielt leicht auswendig und spielte viel nach Gehör, so die Volkslieder. . . .

Unterdessen kam ein junger Lette in unser Haus, der alle meine Vorurteile überwinden sollte. Der 14jährige Janne M. . . . . kam schwerkrank zu uns in die Krankenstube mit großen Wunden an den Beinen. Zum heiligen Abend wurde er auf einem Stuhl herunter in den Saal zur Bescherung getragen, da saß er. Die dunklen Augen sahen unverwandt zum Weihnachtsbaum auf, sein bleiches Gesicht rötete sich vor Freude, denn er hielt einige Bleistifte und Zeichenpapier in der Hand. Er war ein stiller, scheuer Junge, der erst nach und nach zutraulicher wurde. Dazu trugen wir Kinder bei und entdeckten bald viele gute Eigenschaften an ihm. Er zeichnete so gut, daß mein Onkel, der Direktor der Rigaschen Gewerbeschule, ihn zur weiteren Ausbildung nach Riga nehmen wollte. Seine mit wenigen Strichen hingeworfenen Porträts von Moltke und Bismarck waren vorzüglich und nicht minder die Karrikaturen, die er entwarf. Er dichtete auch und schrieb für eine lettische Zeitung, meine volle Achtung aber gewann er durch eine uralte deutsche Grammatik, die er neben seinem Bette hatte und in der er eifrig studierte. Dazu bemerkte ich bald, daß er, wenn möglich, eine noch größere Leseratte war, als ich. Er war mir in den meisten Dingen überlegen, aber daß er mich bei seinen deutschen Arbeiten um Rat fragte und meiner Meinung in schwierigen Fällen zwischen „mir“ und „mich“ vertraute, das verband mich mit ihm in großer Freundschaft. Ich lieh ihm alle Bücher, nicht nur meine eigenen, sondern auch die aus der großen Bibliothek, und er verschlang alles. Nach und nach erholte er sich, ging erst auf Krücken, dann ohne sie und fing an,

sich nützlich zu betätigen. Er war von wunderbarer Geschicklichkeit, noch heute nehme ich die von Janne eingebundenen Noten in die Hand und freue mich an ihrer Solidität und denke an die Tage, wo es eine ernste und wichtige Sache für uns beide war, die bunten Deckelpapiere auszusuchen. Als Janne sah, daß oft Not am Mann in der Apotheke war, sprang er ein und zeigte sich so anstellig, daß Papa ihn nach Fortgang des bisherigen Gehilfen ganz dort anstellte. Er blieb bis zu unserem Fortzug unser treuer Hausgenosse, und ich verbrachte manche Stunde in der Apotheke nicht nur, um ihm bei der Arbeit zuzusehen, sondern auch, um ihm zuweilen lateinische Vokabeln abzufragen, denn, da er die Rezepte gerne ohne Hilfe von Papa machen wollte, so hatte er sich in den Kopf gesetzt, Latein zu lernen und führte natürlich seine Absicht durch, noch dazu in allerkürzester Zeit. In den beiden letzten Jahren unseres Zusammenseins entwickelte sich der Knabe zum Mann und gewann Krügers Anning lieb. Diese war ein zartes Mädchen, hatte die Parochialschule besucht und häkelte im Sommer beim Hüten der Kühe so schöne Spitzen, daß ich noch kürzlich schweren Herzens eine von ihnen abtrennte, weil sie nun nach dreißigjährigem Gebrauch nicht mehr dienen konnte. Anning war oft bei uns zum Flicken, sie wirkte in unserer Kinderstube immer beruhigend und hatte eine wunderbare Gabe, mit den Kleinen zu verkehren. Stets war sie fröhlich, das heißt von einer stillen Glücklichkeit, die ihr aus den braunen Augen strahlte. Sie sprach wenig, aber wenn sie was sagte, hatte sie eine so angenehme weiche Stimme, daß jeder im Zimmer ihr zuhörte, und wenn man sich zankte, so konnte Anning mit wenigen Worten den verwickeltsten Rechtsstreit in Ordnung bringen. Krügers Anning und Janne sind ein Paar geworden. Ich war ein frühreifes Kind und merkte wohl, was in den beiden jungen Menschen vorging, aber so wie die beiden ihr Geheimnis sorgsam hüteten, so fiel es auch mir nicht ein, etwas über meine Mitwisserschaft zu verlauten. Ich genoß die erste reine, selbstlose Liebe, die mir entgegentrat, und alle Schilderungen wahrer Liebe verkörperten sich für mich in den Gestalten Janne und Anning.

Von ganz anderer Beschaffenheit war Lieschen R. . . . ., die Schneiderin der ganzen Umgegend, eine vielbegehrte Persönlichkeit, die schon wochenlang vorher bestellt werden mußte. Ihre Mutter war Wärterin der Lysohnschen Kinder, eine Lettin, die kaum deutsch verstand, ihre Tochter aber war sehr gebildet und voll der muntersten Lebenslust. Sie war lungenleidend und hatte einen verkürzten Fuß, weshalb sie einen hochsohligen Stiefel trug und stark hinkte, aber sie war eine unermüdliche Tänzerin und nichts hatten wir lieber, als wenn sie in der Dämmerstunde ihren Maschinenplatz verließ und uns zurief: „Nun, Kinderlein, ein Tänzchen in Ehren kann niemand verwehren." Dann drehte sie sich mit uns, wozu sie eigene Melodien mit eigenen Worten sang, bis sie atemlos und hustend innehalten mußte. Schalt man sie ob ihres Leichtsinns, so antwortete sie: „Fröhlich gelebt und selig gestorben, so halte ich es". Aber sie hatte noch ein Talent, das uns Kinder anzog. Wenn ihre Maschine schnurrte, in rasendem Tempo, denn „alles muß vitement gehen", dann hielt ihr Mund mit den Rädern Schritt und sie erzählte emsig und unaufhörlich die schönsten Märchen, und zwar konnten wir uns aussuchen, heute die Zigeunermärchen, morgen die Feengeschichten, dann wieder das Abenteuer, wo sie, die R. . . ., plötzlich im Walde eine herabgefallene Wolke gefunden hatte, und „die war glatt wie Atlas und schlüpferig wie Gelee", schloß sie jedesmal, und eigentlich war die Geschichte jedesmal interessanter. Ich glaube, der R. . . . . verdanke ich meine erste Ermunterung zum Selbsterzählen, jedenfalls fingen schon damals die Geschichten an, die ich jeden Abend den Geschwistern beim Auskleiden erzählte, die sich von Abend zu Abend fortsetzten und von mir mindestens ebenso genossen wurden wie vom dankbaren Publikum. Zuweilen freilich wurden diese Erzählungen unterbrochen, wenn z. B. Käthe sich plötzlich ihrer verantwortlichen Stellung dem jüngeren Paul gegenüber bewußt wurde. Sie liebte den Kleinen nicht nur zärtlich, sie wollte auch stolz auf ihn sein, er sollte ein junger Siegfried sein an Mut und ritterlicher Tugend. Er war ein schwaches Kerlchen, voller Angst und Schrecken vor jedem Getier und weinte leicht. Um ihn ab-

zuhärten, verlangte Käthe dann von Zeit zu Zeit heldenhafte Dinge. Er mußte Seifen- und Zahnpulverwasser trinken, kleine Kohlenstückchen essen und sie noch ebenso schön finden wie „die feinste Schokolade". Käthe entwickelte hierbei eine große Beredsamkeit und setzte ihren Willen durch, Paul tat alles, was sie wollte. Sie war stolz auf den jungen Helden und umgürtete ihn sehr früh mit dem Schwert, das aus Weidenholz von ihr geschnitzt worden war und an dem sie eigenhändig eine rote Quaste befestigte, die ihr die R..... machte. War diese bei uns Kindern wohlgelitten, so gab sie durch ihre Fremdwörtermanie den Erwachsenen oft Ursache zum Lachen. Es kursierten in der Nachbarschaft die wunderbarsten Erzählungen von ihr, so: „Ach, es war reizend, als der junge Baron sich dem Hause seiner Väter näherte, da flammte der Respirator hell auf, den man ihm zu Ehren an der Türe angebracht hatte. Natürlich hatte ich mich trotz der Kälte auch hinausgemacht, aber mit dem Transparent vor dem Munde, und der Baron rief ganz nolenz volenz: „Sieh da, unsere vergnügte Bachstelze", aber so ein scharnierlicher Herr war er immer, unser junger Baron!" —

Der türkische Krieg warf sein Elend bis zu uns hinein, oben in der Krankenstube lag sogar ein wirklicher Verwundeter, der als geheilt entlassen worden war, aber dessen Wunden, daheim angelangt, sofort aufbrachen. Papa war empört über die schauderhafte Art der Behandlung, die dem Unglücklichen zuteil geworden war, und keiner konnte begreifen, daß der Bauer nicht an Blutvergiftung gestorben sei, aber er wurde bald wieder gesund. Zuweilen konnte man seine Schweigsamkeit überwinden und ihn zum Erzählen aus dem Kriege bringen. Dann beklagte er sich bitter über die verdorbenen Eßwaren, die man dem Halbverhungerten gegeben hatte: „Fleisch, das war voll Würmer, wie Mad in Käse und hach du Deewing, anstatt Mehl Säcke voll Sägespähne. Dann kamen die Stiefel an und — hast du nicht gesehen! — rannte man hin, jeder wollte zuerst seine Blutfüße bedecken, ja wot feine, blanke Stiefel! Aber als wir noch keine Werst auf Moor gegangen waren, da waren die Sohlen ab, alle nur von Pappe und angeklebt." „Kugeln", rief er und

spuckte verächtlich aus, „Kugeln sind Kinderspiel gegen solche Stiefeln". Er war sehr empört, als der Ungar, wie alljährlich, mit seinem Guckkasten kam. Da konnte man, wie immer, den Brand Moskaus sehen, und gerade über dem Kreml war dasselbe Loch im Bilde wie jedes Jahr, dann kamen Bilder aus der französischen Revolution, mit der Guillotine in voller Tätigkeit und dann Peter der Große in Amsterdam, und dann rief unser Krieger: „Na, aber das ist die reine Lüge, so was — er wies auf die Guillotine — ist nicht bei uns gewesen und nicht bei Türk, aber die Soldaten und die Sterbenden sind schon ganz gut, nur ohne rote Hosen". Wir arbeiteten mit der ganzen Nachbarschaft für den Kriegsschauplatz. Es wurden Berge Scharpie gezupft, ja, ein braver Nachbar brachte einen ganzen Ballen der schönsten neuen Leinwand und war empört, daß Papa ihm auseinandersetzte, daß man sie nicht brauchen konnte, aber Mama beruhigte ihn und erbot sich, aus der Leinwand Wäsche für die Krieger zu machen. Davon wollte der Mann nichts wissen: „Wenn man sie nicht zerrupfen kann, so mache ich mir lieber selber Hemden", sagte er, „denn so etwas kommt doch nie auf den Kriegsschauplatz, das fressen die Tschinowniks doch vorher." Um das Zupfen auch für unser Gemüt ergiebig zu machen, wurden Bienen arrangiert, d. h.: man kam abwechselnd wöchentlich zusammen, die Damen zupften, die Herren stopften Papyros auch für die Krieger, und einer las das neueste aus dem Leipziger Bücherpaket vor; so überstanden wir den Krieg.

Der Winter 1879—80 war ein endloser, noch im März regte sich kein warmes Lüftchen, und wir Kinder waren dabei, die Eisblumen auf unseren Fensterscheiben zu bewundern, die in der untergehenden Sonne flimmerten, als Papa zu uns trat und uns sagte, daß wir ein kleines Frühlingskind, ein Brüderlein bekommen hätten. Ich war so entzückt, daß ich mich auf die Diele warf und immerzu schrie: „Gott sei Dank, ein landsches Kind und ein Junge, nun sind wir Paarzahl." Selbstverständlich fing für uns ein neues Leben an, Mama war lange krank, und ich liebte es, an ihrem Bette zu sitzen und auf den kleinen Bruder aufzupassen. Auch waren wir sehr froh, unsere

Frau Pastorin bei uns zu haben, die Mama vertrat. Nach acht Tagen kam ihre Tochter, Tante S . . . ., ein junges Mädchen, die uns aber sehr alt erschien. Käthe und ich bedauerten sie aufrichtig dieses hohen Alters wegen, und aus diesem Mitleid entwickelte sich bei mir meine erste große Schwärmerei. Ich liebte Tante S . . . . glühend, ohne es ihr jedoch anders als durch ein sehr abwehrendes Wesen zu zeigen. Heimlich suchte ich soviel als möglich mit ihr dieselbe Luft zu atmen. Wenn sie mit uns spielte, war das eine Seligkeit für mich. Ich bemühte mich wach zu bleiben, bis meine Flamme schlafen ging, und, als sie einmal vor sich hinsummte „Ach, wie ist es kalt geworden und so traurig, öd' und leer", geriet ich vor Mitgefühl über die Traurigkeit der armen Tante S . . . . in heißes Weinen und dichtete am anderen Morgen die prachtvollsten Trostlieder für sie, die sie natürlich nie zu Gesicht bekam. Als sie nach acht Tagen ihrer jüngsten Schwester Platz machte und unsere Kibitka sie meinen Augen entführte, empfand ich den ersten Trennungsschmerz eines unglücklich Liebenden und weinte voll innigen Mitleids mit dem eignen Kummer am Wagen des kleinen Bruders. Diese erste Leidenschaft war ein Erlebnis, das mich lange beschäftigte, denn trotz meiner Lebhaftigkeit liebte ich es über mich nachzudenken. Ich grübelte darüber nach, warum ich an Tante S . . . . nie anders als mit Herzklopfen der Erregung denken konnte. Leider war das Tauffest für mich recht getrübt, denn mein lieber kleiner Bruder erhielt den für mich unausstehlich häßlichen Namen Joseph, worüber ich die bittersten Tränen vergoß, bis Mama endlich halb ärgerlich, halb scherzend sagte: „Na, nimm dich in Acht, wenn du dich so anstellst, bekommst du gewiß einmal einen Mann, der auch so heißt." Aber dagegen verschwor ich mich hoch und teuer und beschloß den Kleinen nur immer Oskar zu nennen, was sich jedoch nicht durchführen ließ. Bruder Josi bekam aber sehr angenehme Patengeschenke. Zum Beispiel eine prachtvolle Kuh, die in der guten Zeit 20 Stof Milch gab. Sie erregte Aufsehen, denn sie war keine Landkuh, sondern eine von der Holsteiner Rasse, ihre Milch war köstlich, aber der Schmand lange nicht so dick und

schön wie der von den kleinen Lettenkühen, das konnten Käthe und ich sehr wohl beurteilen. Wir hatten die Pflicht, jeden Morgen für Papa Butter zu schlagen, die Punkt acht Uhr auf dem Kaffeetische sein mußte. Wir schlugen die Butter jede in einer Flasche und hatten oft unsere Not mit ihr. Wenn sie nicht werden wollte, war es stets die Schuld der Holsteinerin, und es war ganz entsetzlich, wenn der arme Vater ohne die frische Butter blieb. In welcher Angst klopften wir, wenn um dreiviertel Janne mit dem Instrumentenkasten erschien und erst die ersten Butterflöckchen sich zeigten, und sie mußte doch noch gewaschen werden! Unser Jubel war daher groß, als ein alter Junggeselle Mama eine selbstverfertigte Buttermaschine zum Kleinbedarf schenkte, die ein Wunder an Geschwindigkeit sein sollte, aber leider ging sie überhaupt niemals, auch nachdem Janne sie ganz auseinander genommen und wieder zusammengesetzt hatte, und wir wandten uns wieder den Rheinweinflaschen zu und verachteten seitdem die Fortschritte der Technik und den Herrn Junggesellen.

Leider hatte ich viel mit meinen Augen zu tun. Schon einmal war ich in Riga von Doktor Waldhauer behandelt worden, der mich schrecklich quälte und dabei immer noch verlangte, ich sollte während des Beizens singen: „Allons enfants de la patrie“. Damals hatte ich bei den Tanten in Riga gewohnt und im Wöhrmannschen Park mit verbundenen Augen einen Frühkaffee zu Ehren meines frisch verlobten Onkels mitgemacht, wobei mich jedoch der gelbe Grant der Wege mehr anzog, als die Onkel und Tanten. Ich stopfte mir die Taschen voll mit den Steinchen, um sie den Geschwistern mitzubringen. Jetzt wollte Papa eine Kur in Kemmern versuchen und wieder war es Tante Helene, die sich erbot, mit mir ins Bad zu gehen. Nun waren meine Eindrücke von Riga schon klarer und wenn ich mich auch mit meinem Altersvetter stritt, was schöner sei, Strand oder Land, so sagten mir die Besuche bei den vielen Verwandten sehr zu. In unerbittlicher Regelmäßigkeit vollzog sich vom Herbst an unser Tageslauf in Wellan, aber nie in Hetze oder Langerweile. Der Vormittag verging mit den Stunden,



Wilh. Purvit

Am See

die jedoch mit langen Pausen im Garten, im Winter bei Freiübungen und Tanz im Saal abwechselten. Der Nachmittag gehörte unseren Spaziergängen, es folgten die Aufgaben und am Abend die schönste Zeit, das gemeinsame Lesen, an dem sich auch alle Erwachsenen beteiligten. Dabei strickten und nähten wir und lernten alle derartigen Künste. Jeder Tag begann mit einem Gebet. Mama spielte einen Choral, von dem wir einen Vers täglich sangen, dann wurde der Wochenspruch verlesen, derselbe alle sieben Tage, bis eines von den Kindern ihn am Sonnabend aufsagte und wir ihn alle in unser Spruchbuch schrieben. Es wurde eine kurze Bibelstelle verlesen und das Vaterunser gesprochen. Auf dieselbe Weise wie den Wochenspruch lernten wir auch die Gebote und alle für immer, fürs Leben. Dazwischen gab es unvorhergesehene Feiertage. Im Frühling der Morcheltag. Da hielt die lange Liniendroschke vor der Tür, auf der alle Platz fanden und auch der große Korb mit den Fressalien, und hinaus ging es in die Frühlingswelt. Lockte uns eine Blume am Wege, der Jubellaut der Lerche oder das Lied der Nachtigall, so wurde angehalten, und wir gaben uns dem Genusse hin. Dann umfing uns der Wald in seiner Zauberpracht. Noch nicht fünf Minuten vom Hause begann er und war in seiner nächsten Nähe unser Park. Wir hatten die Wege gereinigt, ihnen Namen gegeben, und Papa hatte sie mit Bänken und Tischen versehen, die wir die Stationen nannten. Schon in jenen Tagen ermüdete unser Vater schnell, und die Hustenanfälle mehrten sich bei seinen Wanderungen, die er selten genug unternehmen konnte, weil er bald der begehrteste Arzt des Kreises war, von Jahr zu Jahr. Wir alle wußten, je nachdem er beim Betreten des Waldes eine nahe oder entferntere Bank als Ziel des Spazierganges setzte, wie weit er sich wohl fühlte. Oft wurde der Nachmittagkaffee im Walde getrunken und während die Erwachsenen beieinander blieben, hatten wir Kinder Zeit, uns die immer neuen Wunder des Waldes anzusehen. Einmal, als ich so meiner Wege ging und die Stelle aufsuchte, auf welcher die meisten größten Maiglöckchen wuchsen, war ich ahnungslos einem Auerhahnhorst zu

nahe gekommen. Plötzlich umschwirrte mich etwas mit rauschendem Flügelschlag, versetzte mir unbarmherzige Hiebe ins Gesicht, daß ich zunächst ganz betäubt kaum die Besinnung fand, die Hände vorzuhalten, und fing unter Geschrei an, mir mit dem Schnabel den Kopf zu bearbeiten. Zum Glück war mein Schopf dicht genug, ich floh ins Gebüsch und wartete ab, bis das aufgeregte Tier, ein Riesenexemplar, sich endlich zurückzog, aber auch dann noch hörte ich ihn seine Entrüstung kundgeben und wagte, nur sachte schleichend, mich aus seiner Umgebung zu stehlen. Die Morcheln wuchsen jedoch weiter ab, am Fuße des einzigen Berges der Gegend, des alten, mit weißem Moose bewachsenen Auchste Kalln, von dem man an einigen freien Stellen eine liebliche Fernsicht genoß. Da konnte man die wogenden Felder sehen, die dunkler grünen des wachsenden Korns und die smaragdgrünen Flachsstücke, dazwischen den rötlich blühenden Buchweizen, einige Gesinde, die Spitzen eines Kirch- oder Schloßturms, alles umwogt von Wald und durchzogen von den Windungen der Aa und von kleineren Bächen. Wieder anders, aber von gleicher Lieblichkeit war dieser Blick im Herbst, wenn es galt die Steinpilze zu finden. In einem Jahr war der Pilzreichtum enorm, die Futteraussichten jedoch sehr schwach. Da zogen wir mit allen Leuten und einer großen Fuhre in den Forst und stapelten die Riezchen in Haufen auf, die der Kutscher auf dem Reddelwagen heimfuhr. Hier ließ Papa die Pilze einsalzen und im Winter als Futter den Kühen geben. Während in der ganzen Nachbarschaft das Vieh Mangel litt, ja vielfach in den Gehöften veräußert werden mußte, gedieh es bei uns vortrefflich, und mein Vater war mit Recht stolz auf seine Verwertung von dem, was, wie er sagte, die immer gütige Natur zum Ersatz geschickt hatte, während die meisten Menschen es nicht für der Mühe wert hielten, damit einen Versuch zu machen. Selbstverständlich wurden die Geburtstage gefeiert und stets mit einem Ständchen der Hausmusikanten begonnen. In einem Sommer hatten sich die Geschwister meines Vaters bei uns versammelt, zwei Schwestern und zwei Brüder, alles stimmbegabte gottbegnadete Sänger, da klangen die Quartette, bald fröhlich, bald feierlich in den Abend

hinaus. Da mein Geburtstag in diese Zeit fiel, so sangen die drei Tanten das Engelterzett und mir zu Ehren das gemischte Quartett „Das ist der Tag des Herrn" von Kreutzer. Es war so schön durch diesen Gesang erweckt zu werden, daß ich zum erstenmal in meinem Leben Tränen der Freude und des Wohlbehagens vergoß. Den ganzen Tag über wandelte ich auf den Höhen und fühlte mich als ein besserer Mensch, und daran hatten weder der Riesengelbkringel, noch die reichen Gaben, noch die Schokolade im Walde Anteil, sondern einzig jener Gesang.

Wir waren glücklich mit einander und gaben uns in diesem Winter einem ganz neuen Sport hin, den Elfentänzen. Sowie der Vollmond unseren Saal erfüllte, mußte Tante Marie sich an das Klavier setzen und den Schubertschen Sehnsuchtswalzer spielen. Unermüdlich spielte sie die wiegende Melodie, solange es ihre armen von Gicht gekrümmten Finger zuließen, und wir drehten uns dazu mit den schönsten Armbewegungen und so lautlos wie möglich. Dazwischen wurden ganze Pantomimen aufgeführt, und ich glaube, wir haben somit die berühmten Charaktertänze und Bewegungen nach rythmischer Musik aufgeführt, als noch niemand an eine Duncan dachte. Durch eine Pensionärin wurden wir in deren Familie bekannt. Das alte, gemütliche Gutshaus steht vor mir, mit der Rasenplatzeinfahrt, der Veranda, von Säulen getragen, und unten, vorbei am Garten rauschte die Aa. Der Vater unserer Pflegeschwester war früher in der Armee gewesen und hatte einen hohen Posten eingenommen, jetzt lebte er auf seinem Gute, während seine ältesten Töchter bereits verheiratet waren und seine Söhne in der Garde dienten. Wenn im Sommer oder zu Weihnachten sich alle zu Hause einfanden, gab es ein fröhliches Leben, und die Baronin machte in der gemütlichsten Weise die Wirtin und hatte nichts lieber, als wenn ihre großen und jüngeren Kinder sie mit unzähligen Wünschen plagten. Sie stammte aus Polen und war unsere Autorität in bezug auf Mazurka. Unter den Söhnen befand sich ein Schüler vom Petersburger Pagenkorps. Er war in unserem Alter und es war ganz herrlich, in ihm, der in glänzender Uniform auftrat, einen Tänzer zu haben, der

uns im Alter gleich stand und doch wie ein Gardeoffizier zu tanzen verstand. Unsere anderen Spielgenossen dagegen waren in der Überzeugung ihres Herzens nicht nur Antitänzer, sondern auch Mädchenhasser, der kleine Petersburger aber hatte durchaus die vollkommenen Manieren eines Hofmannes, was uns sehr imponierte.

Noch spielten wir mit unseren geliebten Puppen Ingeborg und Gudrun, noch mit dem Puppenhause, das uns Janne so herrlich tapeziert hatte, aber schon drang in diese Spiele ein etwas veränderter Zug ein, es war nicht mehr das lange beliebte Mutter- und Kindvergnügen, unseren Puppen fehlte es nicht mehr an romantischen Begebenheiten, und wenn wir uns draußen tummelten, waren wir gerne Minnesänger und Troubadours, ja, wir führten den Sängerkrieg auf, wobei unser braver Eiskeller die Wartburg darstellte. Er war überhaupt der Schauplatz aller unserer Taten. Er lag auf einer kleinen Anhöhe im Schatten alter Linden, hatte etwas vom Schweizerstil an sich, wenigstens ein vorspringendes Dach und eine schmale Veranda, und auf letzterer führten wir auch die häusliche Szene aus Wilhelm Tell auf und kämpften mit Bohnenstangen als Don Quixote gegen eingebildete Windmühlenflügel. Hier weinten wir über den Erben von Redcliff, den wir französisch lasen, und unter dem Dach der Linden versuchte ich die Geschwister für den Hexentanz zu begeistern, den ich kühn Macbeth entnahm und der mir in meiner Umgestaltung viel wirksamer vorkam als das Shakespearsche Stück. Als ich aber einmal auf die Idee kam, den Lear zu spielen und zwar als Wahnsinnigen, wobei ein Geisteskranker oben in der Krankenstube als Modell diente, streikten die Geschwister und wollten nie mehr etwas vom „blödsinnigen" Engländer hören.

Meine religiöse Entwicklung war lange Zeit nicht fortgeschritten. Ich liebte unsere Religionsstunde, aber mehr, weil Mama sie uns erteilte und wir sie selten so ungestört für uns hatten und weil mich die biblischen Geschichten, sowie die Bibel begeisterten mehr als Erzählungen als aus Frömmigkeit. Ein ganz merkwürdiges Ereignis, das ich mit Recht als solches an-

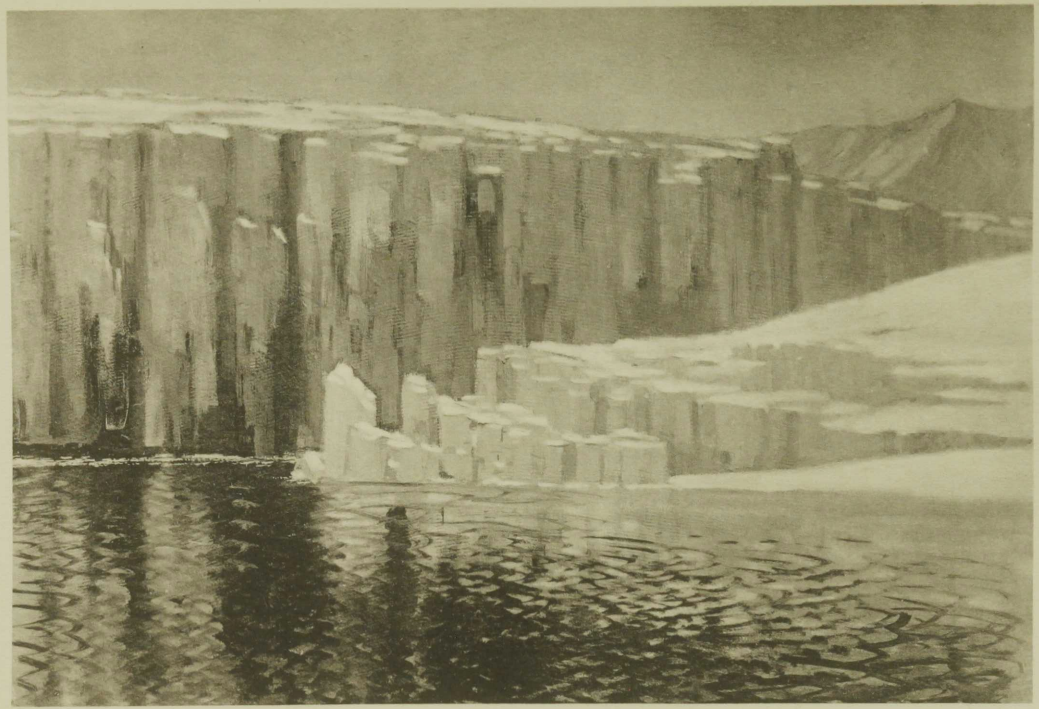
sehe, denn es wurde für mich zu einer Art von Erweckung, sollte mich auch hierin zu größerer Reife bringen, gerade zu einer Zeit, wo ich sie mehr nötig haben sollte, als sonst Kinder meines Alters. Ich hatte einen Traum, den ich noch jetzt so deutlich in der Seele habe, wie am Morgen nach jener wundersamen Nacht. Ich ging im hellen Sonnenschein auf einem schmalen Wiesenwege hinter unserem Garten dem Gerritgesinde zu. Links wehten sachte im warmen Sommerwinde die Weiden, die unseren Garten abschlossen, rechts über dem reifenden Kornfeld lag der zarte Blütendunst der Ähren, den ich mit Behagen sah und dessen Duft ich einsog. Plötzlich verdunkelte sich die Sonne, worüber ich mich wunderte, denn der Himmel war eben noch wolkenlos gewesen. Jedoch wie ich aufsah, stand gerade über mir eine blendend weiße Wolke, die sich nicht weiter bewegte, sondern langsam senkte. Als sie nicht allzu hoch über meinem Haupte stand, sah ich eine Gestalt in ihr ruhen, und ich wurde von tiefer Ehrfurcht ergriffen, denn ich erkannte den Heiland. Kein Bild hatte ihn mir so gezeigt, wie ich ihn sah, und nie später im Leben habe ich ihn auf irgend einem Gemälde ähnlich wiedergegeben erblickt. Er ruhte in der Wolke, sein Antlitz leuchtete aus ihr herunter, seine Augen blickten mit einem unbeschreiblichen Ausdruck von Milde auf mich herab, er erhob beide Hände und breitete sie segnend aus, dann stieg die Wolke himmelwärts und verschwand im Äther, während ich ihr auf den Knieen liegend nachschaute, bis ich erwachte. Ich war erschüttert und weinte lange. Ich ging in den nächsten Tagen wie eine Träumende herum und wagte doch mit niemand, selbst mit meiner Mutter nicht vom Traum zu sprechen. Das war der Heiland, so hatte er ausgesehen, so blickte er mir in die Seele und so segnete er. Vor diesem Bilde versank alles. Meine Bücher blieben liegen, ich las das neue Testament, das mir wie eine Offenbarung in seiner Schönheit aufging, das heißt, ich suchte und fand darin die Persönlichkeit dessen, den ich so wunderbar im Traume gesehen hatte. Es ging eine große Veränderung mit mir vor, meine junge Seele war aufs heiligste ergriffen, und noch jetzt bedauere ich, daß ich nicht gerade in

der Zeit mehr vom Verkehr der Erwachsenen hatte, aber diese waren mit ernsten Gedanken anderer Art beschäftigt, und meine arme Mutter ging oft mit verweinten Augen umher. Wir Kinder sahen wohl, daß irgend eine Sorge uns überschattete, aber wir wußten nicht, daß die Krankheit meines Vaters rapide Fortschritte machte, nachdem in den ersten Jahren unserer Übersiedelung aufs Land ein Stillstand eingetreten war. Keiner konnte das genauer feststellen als Papa, der ein so begeisterter Arzt war, daß er aus wissenschaftlichem Interesse seinen vollständig objektiven Krankenbericht von Jahr zu Jahr aufzeichnete. Noch konnte vielleicht ein Winter in wärmerem Klima Einhalt tun. Woher aber die Mittel nehmen? Tante Helene war es, wie ich erst nach vielen Jahrzehnten erfuhr, die ihr Erspartes Papa zur Verfügung stellte und ihn unter Hinweis auf uns Kleinen bewog, dieses Opfer anzunehmen. Er zog zum Winter hinaus nach Falkenstein im Taunus, das damals in hohem Ansehen stand.

In diesem Winter hatten wir das seltene Schauspiel des Elmsfeuers. An einem trüben Tage mit weicher Luft und vereinzelten großen Schneeflocken bemerkten wir zu unserem Erstaunen auf der Spitze einer Tanne ein Flämmchen und, ehe wir uns dasselbe gezeigt hatten, erschienen solche auf allen Zweigenden des Baumes, daß er aussah wie ein Weihnachtsbaum, auf den Zacken eines Zaunes, ja, auf der Pudelmütze unseres kleinen Bruders. Die Flämmchen hielten einige Sekunden an und verschwanden dann ebenso plötzlich, wie sie erschienen waren. Zu Hause wurden uns verschiedene Erklärungen zuteil, die verwunderlichste von der R . . . ., die mit geheimnisvoller Stimme erzählte, daß alle die ersten Christen, die damals bei der Ausgießung des Heiligen Geistes nicht an denselben geglaubt hätten, zur ewigen Verdammung in diese Flämmchen verwandelt worden seien und nun in alle Ewigkeit durch die Welt irren müßten. Diese Erzählung machte auf die Kleinen einen tiefen Eindruck, auf mich jedoch nicht, denn ich verwarf sie mit dem Hinweis, daß in der Bibel bei dieser Gelegenheit weder etwas von ungläubigen Christen, noch deren Verwandlung in Elmsflämmchen

stände. Die R.... versicherte, es gäbe neben der Bibel noch Überlieferungen, die man „Legeren" nenne, und erst viel später habe ich erfahren, daß sie damit Legenden meinte. Am Geburtstage unseres Kleinsten, am 3. März 1881, kam die Mutter unserer Pflegeschwester aufgeregt zu uns in das Kaminzimmer, wo wir Kinder mit dem neuen von Mama gefertigten Elefanten Nal und Damajanti durch die Wüste zogen, und rief: „Kinder, erbarmt euch, der Kaiser, unser guter Kaiser ist ermordet!" Da legte sich eine große Stille, das Entsetzen über diese Tat, auf uns. Die Baronin erzählte, was sie aus einem Privatbriefe erfahren hatte und was nachher die Zeitungen bestätigten. Es war etwas Unfaßbares für uns geschehen. Wir hatten von Morden gelesen und gehört, aber hier griff die Schandtat in unser Leben und hatte uns den geraubt, an dem wir mit pietätvollen Herzen hingen. Alexander war für uns nicht nur der weit entfernte Kaiser aller Reußen, persönliche Fäden spannen sich vom großelterlichen Hause zum liebenswürdigen Monarchen. Mein Großvater hatte ihn in der Petrikirche umhergeführt, meine Tanten auf dem Ball, der ihm zu Ehren in Riga gegeben wurde, getanzt, viele Züge aus dem Leben dieses Herrschers waren meinem Großvater persönlich bekannt gewesen und seiner Familie mitgeteilt worden, andere hatte ihm sein Freund Suworoff erzählt, und nun war er ermordet worden, wie der schlechte Albrecht von Johannes Parricida. Damals fing ich an, die Zeitungen zu verschlingen, und ein rachgieriger Haß erfüllte mein Herz, der sich irgendwo betätigen mußte. Es wurden viele Papierpuppen, die wir dem „Basar" entnahmen, ihrer Haarfrisuren beraubt und dadurch zu Nihilistinnen gestempelt, die wir uns nicht anders denken konnten, als mit kurzgeschorenem Kopf. Diese Papierdamen nun wurden von uns den Zeitungsberichten nach ins Gefängnis geworfen, verurteilt und mit der Schere geköpft. Aber dieser Haß hatte noch ernstere Folgen. Als Papa im Frühsommer zurückkam, gestärkt, gebräunt und fast ohne Husten, als die Sommerferien vergnügt verbracht worden waren, da sollten wir Unterricht in der russischen Sprache erhalten. Er selbst hatte in Pleskau ein russisches Gymnasium durchgemacht

und wollte, daß auch wir russisch lernen sollten. In Lysohn war zurzeit eine russische Erzieherin, und diese erklärte sich bereit uns zweimal wöchentlich Stunden zu geben. Als uns dieser Beschluß mitgeteilt wurde, geschah das bis dahin Unfaßbare, wir Kinder rebellierten gegen unsere Eltern. Wir erklärten einmütig, daß wir keine russischen Stunden nehmen würden, und zwar mit einer Entschlossenheit, die den Eltern sofort klar machte, daß es hieß biegen oder brechen. Wir wurden nicht weiter gefragt, sondern der Unterricht begann. Aber schon nach den drei ersten Stunden erklärte die Dame, mit uns sei absolut nichts anzufangen. Da nahm Papa mich vor und verlangte kurz eine Erklärung unseres Verhaltens. Ich brach in Tränen aus und sagte, unser Kaiser Alexander sei von Russen ermordet worden. Die Russen seien schlimmer, als die Wilden, sie hätten beim Türkenkriege die eigenen Soldaten bestohlen und jetzt den eignen Kaiser ermordet. Wir aber würden ja Mitschuldige werden, wenn wir ihre Sprache erlernen müßten und es sei uns unfaßlich, daß unsere Eltern uns dazu zwingen wollten. Mein Vater ließ mich ausreden, ja, er schwieg einige Zeit, dann sagte er „Wir aber, liebes Kind, wenn wir Deutschen, die wir den Kaiser geliebt haben, die Aufgabe haben, mit diesen Mördern, die doch meistens arme unwissende Leute sind, in Verbindung zu treten, um ihnen aus ihrer eignen Schwäche zu helfen, wenn Gott, der es zugelassen hat, daß dieser Mord geschah, von uns verlangt, daß wir die Sprache dieses Russenvolkes kennen lernen, um ihnen das mitzuteilen, was wir als Deutsche besitzen, nämlich Rechtsempfinden und Arbeitskraft, wie dann? Müssen wir dazu nicht ihre Sprache verstehen, wenigstens soweit, daß wir uns mit ihnen unterreden können?“ Er hatte fast mehr zu sich selbst gesprochen, als zu mir, jetzt fügte er bestimmt hinzu „Außerdem müssen Kinder dasselbe tun, wie wir Erwachsene. Wir dürfen uns nicht widersetzen Gottes Willen zu erfüllen, auch wenn wir ihn nicht verstehen, und dasselbe Vertrauen sollen Kinder in ihre Eltern setzen. Ich erwarte also zu Weihnachten nur gute Zensuren im Russischen von euch allen.“ Da bequemten wir uns zu den russischen Deklinationen,



Wilh. Purvit

Gletscherwand (Spitzbergen)

aber es war keine Freudigkeit bei den Stunden. Die Lehrerin war langweilig und wir nicht entgegenkommend, sogar unsere Pflegeschwester nicht, die doch russisch sprechen konnte. Wenn eines von uns Kindern das Rollen des Wagens hörte, der die Lehrerin brachte, so ertönte sofort das Warnungslied „Prenez garde, prenez garde, la dame bleue vous regarde.“ Sofort waren wir in den Tiefen des Gartens verschwunden, und die arme Dame, die mit Vorliebe ein sehr jugendliches blaues Kleid trug, hatte alle Mühe der Welt, ihre Zöglinge einzufangen. Es lag überhaupt etwas in der Luft, was uns fremd war. Wenn die Nachbarn sonst zusammen kamen, so wurde musiziert oder gelesen, in einigen Häusern auch ein Partiechen gemacht oder man feierte Picknicks auf grünen Wiesen. Im Winter fanden Jagden statt, und ich erinnere mich der Spannung, mit welcher man die tapferen kleinen Dachshunde im Fuchsbau verschwinden sah, ihrem Gebell folgte und triumphierte, wenn der Fuchs endlich das Freie aufsuchte. Aber noch gab es gefährlichere Waldbewohner; das Elentier war häufig zu jagen. Dann schickten die glücklichen Jäger saftige Braten, und einmal war der Jubel der ganzen Nachbarschaft groß, als der jüngste von allen, ein Fuchs im ersten Semester, ein Riesentier zur Strecke brachte. Im Frühling wurde der Schnepfenstand besucht, und so hatte jede Jahreszeit ihre Unterhaltung. Nun geriet dies behagliche Leben ins Schwanken. Die Nachbarn saßen in Dampfwolken gehüllt, und weder Musik noch Lektüre, noch Jagden konnten sie von politischen Gesprächen abhalten, denn in Livland begann die Aera Manassein. Wir hörten viel von einem Kapustin reden und begriffen nicht, wie plötzlich so viel Wesens von dem Manne gemacht werden konnte, den wir unserer Meinung nach schon jahrelang kannten. Einige zwei Werst von uns, gleich hinter dem Walde, stand ja das Gesinde Kapustings, der uns ein Wunder an Vielseitigkeit war, hatte er doch eine Bude, in der man Stiefel und Honig, Wasserkringel und Petroleum, Zigarren und Schokolade, seidne Tücher und kasansche Seife bekam. Was konnte der mit Livlands Wohl und Wehe zu tun haben? Als zu Weihnachten die Armen aus dem Armenhause sich bei uns

wie alljährlich ihre Bescherung abholten, fehlte ein alter Mann. Wir erkundigten uns teilnehmend, ob er krank sei, erhielten jedoch die Antwort, das nicht, aber er hätte gemeint, es lohne nun nicht mehr für ihn, sich die paar Pfund Brot, Mehl, Grütze, Zucker, Kaffee und Gelbbrot vom Deutschen zu holen, das gute Väterchen, der Kaiser, hätte ihm Geld und Land versprochen und er würde bald reicher sein als alle Deutschen. Zu meinem Vater in die Sprechstunde kamen oft Leute, die nicht nur ihrer Krankheit wegen erschienen, sondern aufgeregt über vermeintliches Unrecht der deutschen Leelkungs klagten, und Brillchen ließ seine gewohnte Zeit verstreichen, ohne zu erscheinen. Er war ein kleiner Pindeljude, der zur Sommerzeit bei uns seine Waren anpries und auch viel absetzte, da er gute Waren führte. Er hatte bei uns eine Extrawaschschüssel und, wenn er kam, rief er schon von weitem Mama zu: „Wie haißtr rain? Alles ist rain und maine Hände werde ich mer noch waschen in der gnädigen Frau ihrer Schüssel.“ Aber er mußte es sich jedesmal gefallen lassen, daß er von meiner Mutter einigemal zurück zur Schüssel geschickt wurde, ehe sie seine Hände für rein genug erklärte, um den Handel mit ihm zu beginnen, was er auch unverdrossen tat und stets wiederholte: „Ja, ja, die Doktorin is eine rainliche Frau, sehr rain, aber sehr gut.“ Jetzt war er scheu und gedrückt, klagte über schlechte Zeiten, daß er nicht gut täte allein zu reisen, daß alles sei, wie in Sodom und Gomorra, und daß die Bauern ganz besessen seien, „nur Schnaps, nur Schnaps und kain Geschäft.“

Schöner und besser, als bei uns konnte es auf der Welt nicht sein, und es verwunderte uns ungemein, daß Papa einst seufzend sagte: „Ach, könnte ich nur mit Euch an den schönen, blauen Genfer See und still dort mein Leben beschließen!“ Es ging wieder bergab mit seiner Gesundheit, aber ich sollte doch erst persönlich erfahren, wie sehr er litt, als ich in einer heißen Maiennacht Mama bei ihm vertrat. Es war ein blütenreicher Himmelfahrtstag, wie man ihn selten so warm hat. Früh waren wir mit Tante im Walde gewesen und hatten in der Feierlichkeit dieses Frühlingsmorgens das Himmelfahrtskapitel

gelesen. Am Abend mochte keiner schlafen gehen, denn zum ersten Mal schlug wieder die Nachtigall, wie ich sie nur in Livland habe schluchzen und jubeln hören, da sauste ein kleines Gefährt heran, dem ein Stafettenbote entstieg. In jenen Zeiten bedeutete ein Telegramm fast immer eine Trauerbotschaft. Wir umstanden atemlos den Mann, während das Telegramm gelesen wurde. Es enthielt die Nachricht vom Tode meines Onkels, des Gewerbeschuldirektors. Er war Tante Helenens Lieblingsbruder gewesen, mit dem sie gemeinsam Jahre gelebt hatte, dessen künstlerisches Schaffen sie hatte sich entwickeln und zur Reife gelangen sehen. Am Flecktyphus, den er sich am Bette eines Freundes geholt hatte, war er in wenigen Tagen dahingegangen und hinterließ seine Frau und 6 Kinder, das älteste jünger als ich. Nach der ersten Betäubung wurde gehandelt. Ich packte Mamas und Tante Helenens Sachen, und noch keine Stunde darauf fuhren sie beide nach Riga, um den Lieben dort beizustehen und um womöglich Tante und die Kinder für den Sommer zu uns zu bringen. Vor der Abfahrt strich Mama mir übers Haar und sagte mit zitternder Stimme: „Du bist groß genug, mein Kind, um mich zu vertreten, Du mußt bei Papa bleiben und ihn pflegen." Das Schlafzimmer der Eltern war mit einem Holzschirm abgeteilt. Hinter dieser Scheerwand schlief Paul. Er war ausquartiert und dort sollte ich bis zur Rückkehr der Reisenden wohnen. Da lag ich. Draußen sang noch unaufhaltsam die Nachtigall, aber drinnen rang mein armer Vater in schrecklicher Atemnot mit seinem Husten, der ihn fast zum Ersticken bringen wollte. Unaufhörlich in den kurzen Pausen trank er, um seinen Fieberdurst zu stillen, und ich füllte ihm das Glas. Einmal hörte ich ihn stöhnen: „Gott, mache es kurz, wie mit ihm und erbarme Dich seiner und meiner Kinder." Aber ich wußte nicht, was er meinte, nur so viel verstand ich, daß er sehr krank war. Doch als diese endlose Nacht ihr Ende erreicht hatte, mit dem Schlage sieben erhob er sich, und um acht bestieg er schon den Wagen, um seinen Tourentag zu beginnen. Ich wurde in dieser Zeit von der Schule dispensiert. Tante Marie war ebenfalls in Riga, wo sie den Winter ver-

bracht hatte, so saßen Tante Uranie und ich allein in diesen Frühlingsabenden und warteten auf Papa, der oft erst um ein Uhr nachts zurückkehrte. Er, der sonst so ernstlich unser frühes Schlafengehen verlangte, hatte selbst bestimmt, daß ich um diese Zeit ihn erwarten möchte. Dieses Sorgen und die entsetzlichen Nächte, die ganze ernste Zeit machten mich reifer als jeder Unterricht. Als meine Mutter nach zehn Tagen zurückkehrte, sah sie mich wiederholt erstaunt an und meinte nach einigen Tagen, ich sei gewachsen und sähe ganz alt aus, nun hätte sie wohl gar schon eine erwachsene Tochter. Meine Mutter hatte sich in Riga nach einer Vertretung für Papa umgesehen, der durchaus wieder ausspannen mußte, waren doch schon über zwei Jahre seit seinem Aufenthalt im Taunus verstrichen. Diesmal jedoch war er zu krank, um allein zu reisen. Er ging mit Mama und Josi nach Baldohn. Tante Helene kehrte zurück und brachte eine der Kusinen mit, einige andere Kinder waren am Typhus erkrankt und konnten daher erst später mit der Mutter nachkommen. Ein sehr junger Arzt, noch Student im letzten Semester und dazu Curone mit seinem Farbendeckel, langte an, um ärztlich meinen Vater zu vertreten, was er auch ganz erstaunlich gut bei seiner Jugend tat, und er sollte es nicht leicht haben. Kaum waren die Eltern abgereist, so erkrankte meine kleine rigasche Kusine an einem schleichenden Fieber. Sie wurde zwar isoliert, aber merkwürdigerweise erhielt ich die Erlaubnis, sie zu pflegen, was ich aus tiefstem Herzensbedürfnis tat, denn seit den Tagen der Nachtwachen am Bette meines Vaters war ich fest entschlossen, Diakonissin zu werden. Es war ein großes Sehnen in mir erwacht, mich in fürsorglicher Liebe zu betätigen; die Puppen, meine oft phantastischen Spiele traten zurück, und die Menschheit rückte mir näher. Obgleich ich es schlecht vertrug, Blut zn sehen, wandte man sich ganz selbstverständlich an mich, um verletzte Finger zu verbinden, wenn der Arzt nicht zu Hause war, und ich wußte auch am besten in der Apotheke, in Papas Verbandsschrank Bescheid, ja, es konnte geschehen, daß unser junger Arzt, wenn noch Extrahilfe nötig war, mich holte, um bei einem verstauchten Gliede zu helfen.

Keiner wußte, wie oft ich mich überwinden mußte, wie oft mir nach solchen Fällen unwohl wurde und eine Schwäche mich überkam, die ich später als Ohnmacht kennen lernte. Meine Tante aus Riga mit ihren fünf anderen Kindern war angekommen. Die kleine Kusine war gesund, aber nun erkrankte ich an denselben Fiebererscheinungen, und es war klar, daß der Typhus aus Riga bei uns eingekehrt war. In meinen Fieberträumen sah ich immer und immer Werste lang Wasser, das blutrot war und durch das ich fortwährend waten mußte, oder ich sollte Operationen auf Leben und Tod ausführen und verging vor Angst. Meine armen Tanten hatten einen schweren Stand mit den 9 Kindern, die alle nacheinander leichter oder schwerer erkrankten, und die erste Frage des Arztes, wenn er nach seinen Tourfahrten heimkehrte, war stets: „Wer ist heute erkrankt?“ Ich war sehr schwach und mußte von unserer treuen Wirtin Helene mit den leckersten Sachen aufgefüttert werden. Auch wußten die armen Stadtkinder gar nicht, sich auf dem Lande zu ergehen. Stopfte sich eine Kusine eine quellende Bohne in die Nase, so aß die andere eine Tollkirsche und wurde durch Gegenmittel gerettet, worauf der Tollkirschenstrauch aus dem Garten in den Ofen wanderte. Dann delektierten sich die armen Kleinen, die keine Ahnung vom Reifegrad der Früchte hatten, an unreifem Obst und waren wieder zum Schreck aller sterbenskrank. Am verzweifeltsten waren der junge Doktor und unser alter Gärtner. Dieser murmelte bei jeder Untat im Garten: „Tas Rigs Berns“ in allen Tönen der Entrüstung, und der Studentendoktor riet meiner armen Tante so energisch, für ihre Sprößlinge eine dauerhafte Rute anzuschaffen, daß sie ganz gekränkt war und sich erst versöhnen ließ, als sie sah, wie reizend er die kleinen Stricke gesund pflegte. Endlich im August besserte sich das Allgemeinbefinden, wir fingen unser gewohntes Leben wieder an. Wir genossen nun das Zusammensein mit den Verwandten, ich gab meine Krankenschwesterpassion auf, da der Doktor von meiner Mithilfe nichts mehr wissen wollte, und so wurde ich wieder zum Spielkind. Mein Bruder Paul hatte bei unserem Kutscher Janne Reitstunden, und Käthe, die wußte, daß

er natürlich nie ohne Schutz ausreiten durfte, ermunterte ihn, zu seiner Abhärtung einen Ritt in den Wald zu machen. Sie selbst half ihm die Liese satteln und aufsteigen und ging nebenher, denn ohne Schutz sollte er nicht bleiben, und dann zogen die beiden los. Man war beim Heuen und die Erwachsenen hüteten die anderen Kinder und hatten Besuch. Als ein Bäuerlein anfuhr und verkündete, im Walde ritte der Kleine ganz allein, und das Mädelchen trabte nebenbei, war der Schrecken groß, und die Ausreißer wurden glücklich heimgeholt.

In diesem Herbst kehrten drei neue Erscheinungen in unser häusliches Leben ein. Es kam ein neuer Assistenzarzt, denn mein Vater konnte es nicht mehr wagen, die schwere Landpraxis allein durchzuführen. Es ist in der Einsamkeit des Landlebens mehr als irgendwo von Bedeutung, ob der Einzelne in den Kreis, dem er als Fremder naht und der ihm als ein geschlossenes Ganzes entgegentritt, paßt, und alt und jung sah ihm mit begreiflicher Spannung entgegen. Der Doktor war ein zurückhaltender Mann und schien im Anfang ein abgeschlossenes, in der Freizeit seinem Studium ergebenes Leben führen zu wollen. Man steckte vorsichtig die gegenseitigen Fühlhörner aus und suchte nach gemeinsamen Anknüpfungspunkten. Bald entdeckten wir, daß der Doktor eigentlich Naturforscher war. Jedes Tier kannte er und jede Pflanze. Damit war er sofort mein Freund. Angeregt durch meine Tante, die älteste unverheiratete Schwester meines Vaters, die trotz großer Kränklichkeit, sie war verwachsen, einen fast männlichen Charakter hatte und sich viel mehr, als es in damaliger Zeit Sitte war, mit ernsten Studien auf dem Gebiete der Naturwissenschaft beschäftigte, hatte ich begonnen Tiere und Pflanzen zu beobachten. Ich hatte ein Herbarium und trocknete emsig Gräser und Blumen. Da half mir bald unser Doktor, ja, als er unseren Eifer bemerkte, erbot er sich, uns Naturgeschichtsstunden zu geben, die bisher sehr stiefmütterlich behandelt worden waren. Meine Geschwister waren noch etwas jung, aber mir ging eine neue Welt bei diesem Unterricht auf. Wenn irgendmöglich, führte uns unser Lehrer ins Freie. Er sammelte alles, was es gab: Steine, Moose, Blumen, aber auch Molche, Blindschleichen und

Quappen. Er chloroformierte einen Frosch und zeigte uns an ihm den Kreislauf des Blutes, und er fütterte mit uns die Seidenschwänze, jene Vögel des hohen Nordens, die sich nur bei sehr großer Kälte bei uns sehen ließen. Aber auch meinem Vater und den anderen Hausbewohnern war er ein angenehmer Genosse, bald in schwerer Zeit ein treuer Freund. Im Herbst zog noch eine Mitpensionärin, die Tochter eines Arztes zu uns, und durch sie wurde die Lust am Musizieren ganz besonders erhöht. Sie war sehr talentvoll, und wir sangen fast abendlich mehrstimmig deutsche, französische und lettische Volkslieder. Mein armer kleiner jüngster Bruder, der eben zu sprechen anfing, geriet bei dieser Vielsprachigkeit in arge Konfusion, und Sätze wie „Le petit Cochon hat meine Gaffeling aufgefressen" gehörten bei ihm nicht zu den Seltenheiten. Da Tante Helene in diesen Jahren sehr kränklich war, besonders nach einem schweren Gelenkrheumatismus, da Mama selbst an einer Herzschwäche litt und alle Kraft zur Pflege unseres Vaters brauchte und Tante Uranie nicht die Stunden in all den verschiedenen Altersstufen erteilen konnte, so zog eine junge Kraft zu uns, unsere liebe Tante E., die Tochter des Pastors, die mittlerweile in Riga das Lehrerinnenexamen, oder wie man sagte, ihr großes Examen gemacht hatte. So war unser Kreis vergrößert, und nach dem ersten Einleben erkannten wir, daß wir gewonnen hatten. Es war für uns Kinder gut, daß uns dadurch der Frohsinn erhalten wurde, denn die Erwachsenen verlebten ernste Tage. Noch fuhr Papa auf seine Praxis, aber selbst wir Kinder sahen, wie verändert er war, und hörten den schrecklichen Husten, und wenn ich das müde, traurige Gesicht meiner armen Mutter sah, dann wußte ich, wie die Nächte sein mußten. Je mehr es Winter wurde, um so mehr kapselten wir uns ein zum „Dachsleben", wie wir es nannten. Um die Eltern zu zerstreuen, erschienen wir wohl einmal als Zigeuner und sangen dreistimmig das Geibelsche „der Zigeunerbub im Norden", wobei ich mit der Harmonika begleitete. Dann spielten wir eine französische Komödie oder tanzten in leisen Filzschuhen unseren Elfenreigen, der Papa sehr viel Spaß machte. Nun sollten auch unsere Sonnabendfahrten nach Ramkau anfangen, als mein Vater an einem eisigen

Dezemberabend dorthin geholt wurde. Ein Mord war geschehen, meuchlings aus dem Hinterhalt war auf den Baron geschossen worden. Eine unheimliche Saat war aufgegangen, die wilder und wilder wuchern sollte, um in der Revolution 1905—1906 ihre blutigen Früchte zu tragen. Baron Meyendorff war schwer verletzt. Was aber seinen Zustand wochenlang so lebensgefährlich gestaltete, das war das seelische Leiden und die quälende Frage, womit er diese Handlung einer seiner Untergebenen verdient hatte, das Suchen nach der eigenen Schuld, und seine kleine Tochter fragte jammernd: „Kann es denn so schlechte Menschen geben, die meinen Papa töten wollten?" Als der Baron eben in der Besserung war, trat plötzlich die Rose hinzu und folgten für Alle Tage der bangen Sorge und für meinen Vater tägliche Fahrten bei strenger Kälte. Kurz vor Weihnachten endlich war der Kranke so weit hergestellt, daß mein Vater darauf drang, er solle ins Ausland gehen. Er und seine Frau reisten ab, die Kinder kamen zu Verwandten, das Haus wurde geschlossen, ich habe es nie wieder gesehen.

Es war ein Winter, in dem wir drei Wochen hintereinander 24—27 Gr. Réaumur Kälte hatten. Die Wölfe kamen bis an die Häuser, zerrissen, was sie an Vieh fanden, so in Lysohn ein zahmes Reh, ja, am Morgen wurde auf der Schwelle zu unserem Hause ein großer Wolf gefunden. Als das Mädchen entsetzt aufschrie, trottete er gemächlich dem Walde zu. An einem Abend gegen acht wurden wir durch den Ruf „Feuer!" erschreckt; draußen der Schnee war blutrot, aber nirgends sah man Rauch. Es war ein Nordlicht, wie man es wohl selten sieht. Das ganze Haus versammelte sich im Freien, die Leute mit schreckenbleichen Gesichtern, sie murmelten angstvoll: „Ack Deewing, der Tod geht unter uns, einer wird bald sterben." Aber wir waren sprachlos bei dem Anblick des gewaltigen Naturschauspiels. Vom dunkelroten Himmel leuchteten die goldenen Sterne auf die Erde, deren Schneedecke in derselben Glut widerschien. Über uns am Zenith schossen wie bei einem großartigen Feuerwerk Feuergarben in Regenbogenfarben in fortwährendem Wechsel, in leuchtender Glut. Wir staunten, bis die Kälte uns hineintrieb, aber mein

Vater, der in derselben Nacht eine Krankenfahrt machte, erzählte, daß die Pferde vor den zuckenden Feuergarben scheuten und daß das Spiel die ganze Nacht gedauert habe. Die Kälte dauerte an. In unserer kleinen Kirche auf dem Hügel, der so recht dem Ostwind ausgesetzt war, konnte kein Gottesdienst abgehalten werden. Als eine Bauerntaufe gefeiert werden sollte, forderte Papa die Gesellschaft zu sich auf, um alle, besonders unseren Pastor vor einem Aufenthalt in der ungeheizten Kirche zu schützen. Mama übernahm die Begleitung der Choräle auf unserem Flügel, und so fand die Taufe statt. Leider aber war die Festgemeinde eines höheren Gesanges gewohnt und, ohne sich im geringsten durch meiner Mutter Spiel stören zu lassen, sang der Chor der Frauen unentwegt in ganz fabelhaft hohen Tönen. Nachher bedankten sich mehrere der Frauen ganz besonders bei Mama für die feierliche, so „wie orgel"tiefe Begleitung. Anfang Januar war Tante Helene zu ihrer jüngsten Schwester gereist, und unsere Stunden begannen wieder. Am 11. Januar, zu Papas Geburtstag, wurde wie gewöhnlich die Nachbarschaft erwartet, aber es erschien niemand, erst spät Nachmittags kam der junge Student, der den Elenhirsch erlegt hatte, und wir freuten uns über den Gast, der mit den vielen vorbereiteten Dingen gefüttert wurde, bis er lachend um Gnade flehte. Dann, als auch er sich verabschiedet hatte, sagte mein Vater plötzlich: „Die Nachbarschaft hat ihr Todesurteil gesprochen." Es war der letzte frohe Tag für lange Zeit. Einige Tage darauf erkrankte mein Vater an einer heftigen Lungenentzündung, der er nicht zu widerstehen vermochte. Er wußte genau, wie es mit ihm stand, und setzte selbst das Telegramm auf, das Tante Helene zurückrufen sollte, damit Mama eine Schwester bei sich habe, Tante Marie verlebte diesen Winter in Riga. Auch den Pastor ließ er bitten und nahm mit den Seinen das Abendmahl. Ich saß im Nebenzimmer mit unserem jungen Doktor. Wir hörten die feierlichen Worte und sahen meines Vaters Leidensantlitz in tiefem Frieden verklärt, da wandte sich der junge Mann zu mir und sagte: „Wer doch auch so leben und so sterben könnte!" Ich blickte ihn groß an, denn noch immer

nicht war mir der Gedanke an den Tod gekommen, aber schon die nächste Nacht sollte mir die Augen öffnen. Ich bat, mit pflegen zu dürfen. Mama war so erschöpft, daß sie sich auf Papas Bitten entschloß, im Nebenzimmer zu ruhen, und ich sollte mit dem Doktor wachen. Er wollte zwar, ich sollte mich hinlegen, aber daran war nicht zu denken. Das Fieber war sehr hoch, Phantasien und Zustände beängstigender Schwäche wechselten ab, dazwischen sang mein Vater immer dieselbe, allen ganz fremde Melodie, die mir jahrelang in den Ohren tönte. Gegen vier wurde der Doktor in ein nahes Gesinde geholt und fragte mich, ob ich allein bleiben wollte, oder ob wir meine Mutter wecken sollten, ich wollte davon nichts wissen und blieb allein an dem Sterbebette. In dieser Stunde fühlte ich etwas von der Verlassenheit in tiefer Not. Mein Vater würde sterben, das war wir zur Gewißheit geworden. Warum aber ließ Gott solche Qualen zu? Er hatte vielen geholfen. Noch acht Tage vor seinem Tode hatte er eine Frau operiert, die von allen Ärzten aufgegeben war, zwei Stunden hatte die entsetzliche Operation gedauert, und mein Vater war nachher vor Schwäche zusammengebrochen, aber die Kranke war gerettet und befand sich bereits in der Genesung, so hatte er immer für andere gelebt, und jetzt saß er dort in seinem Bette, liegen konnte er in der qualvollen Atemnot schon lange nicht mehr, und kämpfte um jeden Atemzug. Dazwischen hörte ich ihn um Erlösung flehen, dann wanderte er in Phantasien in Sarata durch die Steppe. Einmal erkannte er mich und streichelte mich, aber als ich ihn küssen wollte, fuhr er zurück und rief: „Nicht, Gott bewahre dich vor diesem Leiden.“ Mir fiel ein, daß mein Vater uns schon seit Jahren nicht küßte. Ob er an Ansteckung dachte? Seitdem wurde ich nicht mehr zum Sterbelager gelassen. Achtundvierzig Stunden später hatte er ausgelitten. Ich sah ihn wieder in der feierlichen Ruhe des Todes, so schön, so jung, so friedvoll und glücklich, daß etwas von dieser Ruhe in mein gequältes Herz kam. Ich hatte wenig Zeit zum Grübeln und bemühte mich, nur an meine Mutter zu denken, die nach der monatelangen Pflege zusammenbrach und nur einzuschlafen

vermochte, wenn ich mit halblauter Stimme jene Melodie sang, die wir von den Lippen des Kranken in seinen Fieberträumen gehört hatten. Mein Vater lag auf einer Bahre im Wohnzimmer. Viele kamen, um ihn zu sehen, es war eine stille Unruhe, die mich entsetzlich quälte. Erst nach acht Tagen kam der Sarg aus Riga, aber die Erde war so hart gefroren, daß noch eine Woche oder mehr verging, ehe die Beerdigung stattfinden konnte. Der Sarg wurde in der kleinen Wellankirche aufgebahrt. Unterdessen eilte Mamas Bruder aus Riga zu uns, um Mama beizustehen und erkrankte in der ersten Nacht nach seiner Ankunft ebenfalls auf den Tod an einer schweren Lungenentzündung, so daß seine Frau telegraphisch herbeigerufen wurde. Am 7. Februar alten Stils, an einem sehr windigen Tage, fand meines Vaters Begräbnis statt. Meine Mutter und Käthe waren krank zu Hause, Onkel ebenfalls, Tante Helene, Paul und ich standen am Grabe, an dem unser Pastor sprach, aber ich hörte nichts, eine schreckliche Ruhe war über mich gekommen. Am selben Tage erfuhren wir, daß in Berlin Baron Meyendorff am Typhus gestorben war, dem sein geschwächter Körper nicht widerstehen konnte. Die Gutswäscherin hatte einen Typhusfall in ihrem Hause verheimlicht. Auch die Kinder erkrankten, jedoch erholten sie sich. Der ritterliche Edelmann aber, der stets nur dem Wohle seiner Gutsleute gelebt hatte, wurde sozusagen zweimal von ihnen gemordet. Er starb 42 Jahre alt, wie mein Vater. Äußerlich war mir merkwürdig wenig von Schmerz anzumerken, ich weinte nicht, wie die anderen Kinder, und die Leute nannten mich herzlos. Mama war krank, und die Tanten mit der Pflege meines Onkels beschäftigt. Erst im März konnte er nach Riga zurückreisen. Für uns begann die Zeit der Auflösung. Ein Teil der Sachen wurde versteigert, einen anderen behielt der Doktor. In allem diesen Gewirr klappte ich zusammen. Ich lag bis kurz vor unserer Abreise betäubt zu Bett. Als ich aufstand, war es draußen Frühling geworden, und Mamas und Tantens Liebe versuchten mir die Brücke ins Alltagsleben zu schlagen. Wir sollten für den Sommer nach Groß-Lichterfelde bei Berlin, wo eine Schwester meiner Mutter ver-

heiratet war. In Wellan wurde unser Doktor Papas Nachfolger. An einem Tage, als die Birken die zartgrünen Schleier wehen ließen, als die Lerchen jubelten und die Sonne mit blendendem Licht die Erde erfüllte, hielt unser Wagen auf dem Kirchhofe, von wo aus die Reise weitergehen sollte. Die Geschwister meines Vaters haben ihm ein schönes Granitkreuz setzen lassen, und blaue Vinkablüten bedeckten den Hügel. Ich sah mich noch einmal um und sah zurück auf die Welt, die mich bisher umgeben hatte. Hinter jenen Tannen lag mein Kinderparadies, aus dem mich der Engel des Todes mit seinem feurigen Schwert Schmerz getrieben hatte. Ich nahm Abschied von der Heimat, die ich nie wiedergesehen habe, und von meiner Kindheit. — — —

Das Rätsel des Menschenleides

beleuchtet von vier Dichterfürsten der Welt-Literatur.

Eine Einleitung zu Dantes „Göttlicher Komödie"

Von

Joh. Neuland-Wolmar.

Wir leben in einer realistischen Zeit, und was uns umgibt wird erforscht in einer Breite und Tiefe, wie es unsere Väter nicht einmal ahnen konnten. Der Mensch beherrscht die Natur und ihre Kräfte wie nie zuvor. Indessen, glücklicher ist er nicht geworden. Es geht ein pessimistischer Zug durch die Welt. Sollte hierin der Grund liegen, daß kleinere und größere Kreise hier und dort mit Eifer und Interesse sich wieder den alten, großen Dichtern zuwenden, daß insbesondere Dante und seine unsterbliche „Göttliche Komödie" wieder viel gelesen und erklärt wird? Das Menschenherz kann in einseitigem Realismus sich nicht befriedigen, der gesunde Sinn muß von der pessimistischen Ansicht der Dinge als einer krankhaften Verkehrung der Wahrheit sich abgestoßen fühlen. Der Mensch will glücklich sein, und doch ist leidvoll sein Dasein zu aller Zeit. Was ist es mit diesem alten Rätsel des Menschenlebens? Warum kann man es nicht lassen nach Licht zu suchen, während man im Dunkeln irrt, nach Leben zu dürsten und muß doch im Tode enden? Warum drängt sich das Herz nach Wahrheit, nach Liebe, und wird von Lüge und Irrtum, von ertötender Selbstsucht erdrückt? Die Luft, in der man leben und atmen kann, ist doch Freude und Glück, woher das herbe Leid bei jedermann?

Das sind Fragen, die das Menschenherz bewegt haben zu

aller Zeit, und die Gegenwart mit ihrem gewaltigen Fortschritt auf allen Gebieten bringt sie nicht aus der Welt. Hört man auf die Stimmen, die gerade in unserer Zeit so laut sich vernehmen lassen, so sollte man meinen, wir leben in einer besonders leidvollen Zeit. Was ist dieses Rätsel des Menschenlebens mit seinem Leid und Glück? Darauf haben eine Antwort gesucht Weise und Toren, so lange wir von Menschen wissen. Nicht allein die Philosophie und Theologie, jede Wissenschaft und Kunst müht sich in ihrer Weise um dies große Problem. Jedes Lied singt von Lust und Leid, jeder Weisheitsspruch des Volkes drückt sinnig und tiefgefühlt aus, was je und je Menschen davon erlebt, erfahren und erkannt. — Während die Wissenschaft nur wenigen Auserwählten zugänglich ist, ist es gerade das Lied und der Volksspruch, worin allerorten die Lebenserfahrung und Weisheitserkenntnis der Menschen in ihrer Gesamtheit niedergelegt ist und als ein Licht im Dunkel des Daseins das Leben des Einzelnen durchleuchtet und leitet. Es ist ein Schatz der Weisheit in poetischer Form, der von Geschlecht zu Geschlecht sich fortgeerbt hat, und den unsere Gegenwart in anerkennenswerter Weise zu sammeln und zu verwerten beflissen ist, weil man erkannt hat, daß im Volkslied und Spruch, in den Märchen und Sagen die Volksseele sich ausspricht. Darum klingen diese Töne aber immer wieder im Herzen an, wie ein Lied aus der Jugendzeit, bleibt doch die Menschenseele dieselbe immerdar.

Derselbe, jedermann verständliche und ansprechende, volkstümliche Ton ist es aber auch, in welchem die für Jedermann bestimmte göttliche Offenbarung, die himmlische Weisheit, zu uns redet, und in volkstümlicher Geschichtserzählung, volkstümlichem Lied und Weisheitsspruch, in volkstümlicher Prophetenrede und Weissagung das Menschenleid deutet und Menschenseligkeit kündet. Was hier dem Menschen gesagt ist, das hat seinen Wiederklang gefunden, nicht allein in der theologischen Wissenschaft, sondern besonders auch in dem tausendstimmigen Chor des volkstümlichen, köstlichen Kirchenliedes aus alten guten Zeiten. Von welcher Bedeutung für das religiöse Leben sind diese Lieder und sie sind es, weil sie Volkslieder sind!

Also in der Wissenschaft einerseits, anderseits im Volksliede und Weisheitsspruch, hat sich die Menschheit eine Antwort zu geben gesucht auf die Frage nach dem Rätsel des Menschenlebens mit seinem Leid und seiner Lust. In der Wissenschaft will sich das Allgemeingültige als allumfassende Lehre und Erkenntnis aussprechen, in dem Chor der Lieder klingen die vielfachen einzelnen Seiten des reichen Menschenlebens in seinem Tun und Leiden, seinem Fühlen und Denken wieder.

Liegt hierin das tiefe und unvergängliche Interesse des Menschen für seine Lieder begründet, dann ist es schon verständlich, wie gerade dem von den praktischen Tagesfragen und Anforderungen abgehetzten modernen Menschen es dazwischen ein Bedürfnis werden kann, die nach Erquickung lechzende Seele durch Versenkung in die wunderbaren Tiefen einer Poesie, wie sie Dantes große Dichtung bietet, gesund zu baden. Die „Göttliche Komödie" Dantes ist ja von unvergänglichem Interesse durch den Reichtum der Ideen von Gott und Welt, Staat und Kirche, nicht allein für Philosophen und Theologen, Politiker und Historiker, wie für Jeden, der an einer klassischen Dichtung ersten Ranges sein Herz und seinen Geist erheben will, sondern sie hat für uns dadurch noch eine besondere Bedeutung, daß sie, soviel ich sehe, eine von den vier eigentümlichen Dichtererzeugnissen ist, wie sie in der poetischen Literatur aller Völker einzig dastehen, da sie in poetischer Form die allgemeine Lösung des Menschenlebenrätsels geben wollen, die sonst nur Aufgabe der Wissenschaft ist. Es ist den größten Dichtern verschiedener Völker Bedürfnis gewesen, die höchsten und umfassendsten Gedanken über den Menschen und seine Bestimmung auch ihrerseits als Dichter im Liede auszusprechen und so die höchste Weisheit in künstlerisch-poetischer Form darzubieten. Und das haben sie je in ihren bedeutendsten Werken getan, so daß in ihnen Weisheit und Kunst vereint sind. Solche sind, soviel ich sehe:

I. Der König Salomo oder ein großer Zeitgenosse desselben im „Hiob", einem Buche aus Salomos Zeit, aber wohl auch von ihm selbst (zwei solcher Genies pflegen nicht gleichzeitig und an demselben Orte zu entstehen), in welchen die Weisheits-

oder Chokmaliteratur der Israeliten ihren Höhepunkt erreicht (1000 Jahre v. Chr.)[1]).

II. Dante, der größte Dichter Italiens, in seiner „göttlichen Komödie" um das Jahr 1300 n. Chr.

III. Shakespeare, der größte englische Dichter nicht allein, sondern wohl der genialste christliche Dichter überhaupt, in seinem „Hamlet", den er 1601—1602 schrieb, also 300 Jahre später.

IV. Goethe, der größte deutsche Dichter, in seinem „Faust", 1832.

Diese vier sind die größten Dichter nicht allein je ihres Volkes, sondern die größten überhaupt, die die Menschheit gehabt hat und es lohnt schon eine Übersicht des bedeutendsten Werkes derselben, in dem sie ihre allgemeine Ansicht über Menschenfreud und -Leid niedergelegt haben. Sehen wir diese Gedichte auf ihre Hauptgedanken näher an, so finden wir, daß sie darin dasselbe eine Thema behandeln:

1. Was ist es um Menschenleid? 2. Wie verhält sich Menschenleid zu des Menschen Bestimmung zur Freude und Seligkeit?

Vergleichen wir kurz die Antworten, welche uns diese vier Heroen der Menschheit auf beide Fragen geben.

I.

Salomo im „Hiob". In Hiob ist eigentlich Salomo selbst geschildert, ein Mann, weise, reich, angesehen als Haupt seiner ebenso weisen Freunde, endlich fromm, daß Gott sich selbst auf ihn berufen kann gegenüber dem den Menschen anklagenden Satan. Kurz — Hiob ist der Idealmensch, wie

[1]) Der Verfasser folgt in der Bestimmung der Autorschaft des Buches „Hiob" der altprotestantischen Tradition, die auch Luther teilte. Der Talmud nennt Moses als Verfasser. Sonst ist man im allgemeinen darin einig, daß der Dichter dieses in der Patriarchenzeit spielenden Stoffes — unbekannt ist. Die neuere Forschung ist in der Autorfrage bis ins 4. Jahrhundert v. Chr. gerückt. Nach ihr muß der unbekannte Verfasser in der Zeit zwischen Ezechiel und Daniel gelebt haben. Für die Beurteilung des tiefen Gedankengehaltes und die Würdigung des dichterischen Problems ist die Frage nach dem Verfasser von sekundärer Bedeutung.
Die Herausgeber.

als Typus eines solchen dem Israeliten eben bis heute König Salomo gilt.

An diesem Idealmenschen wird gezeigt, was Menschenleid ist: nämlich zunächst Verlust alles dessen, was dem Menschen als Gut gilt, seiner Habe, seiner Kinder, seiner Gesundheit. So hatte es Satan als Forderung Gott gegenüber gestellt, woran sich erweisen sollte, ob Hiob noch fromm bleibe. Hiob zerreißt zwar seine Kleider und sitzt in der Asche, aber es macht ihn nicht irre. „Gott hat's gegeben, Gott hat's genommen, sein Name sei gelobet", und „haben wir von Gott die guten Tage genommen, so müssen wir auch die bösen nehmen". So sagt er. Damit wäre der Teufel ja überwiesen. Aber das ist erst der Anfang des Gedichtes. Was nun kommt, geht über die Forderung des Teufels hinaus, aber damit fängt für Hiob das Leid erst an; nämlich, daß seine Freunde kommen, ihn zu trösten, sitzen bei ihm 7 Tage und bleiben stumm, weil ihnen das Rätsel von Hiobs Leid einfach dunkel bleibt, und sie keinen Trost finden. Die Dunkelheit der Wege Gottes, daß ein Frommer leidet, während der Gottlose leiden müßte, und daß man keinen Trost im Leide hat, weil man es nicht versteht, das ist, was Hiob dazu bringt, seinen Geburtstag zu verwünschen, d. h. wenn dem Menschen das Rätsel des Leides Rätsel bleibt, so ist es besser, nicht geboren zu sein. Dieses Rätsel muß gelöst werden, es ist eine Frage, wovon das menschliche Leben abhängt.

Die Antwort auf dieses Rätsel des Leides des Frommen hat uns der Dichter ja bereits gegeben, ehe Hiob sie erst aufwirft. Er sagt uns nämlich im Prolog: Es leidet der Fromme, nicht weil auf Sünde Leid folgt usw., sondern weil es dem Ankläger der Menschen, dem Teufel gegenüber, gerechtfertigt werden muß, warum Gott gerecht tut, wenn er sündige Menschen aus Gnaden zur Herrlichkeit führt, wie ja Salomo ein solcher Herrlichkeitskönig Gottes ist. Der heilige Gott kann sündige Menschen zur Herrlichkeit führen, überhaupt seinen Heilsweg mit ihnen gehen, weil sündige Menschen eine Frömmigkeit haben können und haben werden, wie Hiob, daß auch im größten

Leide sie bei Gott bleiben, d. h. im tiefsten Dunkel der Wege Gottes sie an Gottes Liebe nicht zweifeln. Dann freilich wird die Sünde gesühnt sein, daß sie von Gott im Paradiese mit größtem Licht und größter Herrlichkeit angetan, von ihm abfielen.

Die Frage nach Leid beantwortet sich nach Hiob also nicht von dem engen Standpunkt des einzelnen Menschen aus, sondern von dem Heilsstandpunkt der gottgeschaffenen Menschheit, wie in Christo uns diese Antwort voll ins Licht gestellt ist. Christus, der heiligste Mensch, stirbt den schmachvollsten Tod und ist doch Gottes lieber Sohn, weil dadurch der Teufel überwunden und die Gnade Gottes an dem sündigen Menschen gerechtfertigt werden muß. Wie das irdische Vaterland nicht gerettet wird durch Krüppel und Verbrecher, die an der Landesgrenze sterben, sondern durch die Besten und Helden, die fürs Vaterland alles hingeben, so erst recht das himmlische Vaterland und das Paradies nur wiedergewonnen wird und der Menschheit gehören soll und kann, die alles dafür hingibt.

Dieses alles, das hingegeben werden soll, ist aber nicht allein Hab und Gut, Kinder und Gesundheit, sondern auch das Bedürfnis der menschlichen Vernunft, alles zu verstehen; man muß sich in das Dunkel der Wege Gottes fügen, und noch mehr: man muß ertragen, daß man gerade deshalb für einen Gottlosen angesehen wird selbst von Frommen, wie Hiobs Freunde nun gerade meinen, das Rätsel zu verstehen, wenn sie Hiob verurteilen. Das ist Menschenleid, daß ein Frommer leidet und gerade deshalb für gottlos gehalten wird von Frommen. (Wie erfüllt sich das besonders in Christo!)

In solcher Tiefe des Leides aber wird es für Hiob Licht: ist es ihm zwar dunkel, warum er leidet, aber das Eine wird ihm klar, er wird nicht sterben, ehe Gott nicht erschienen und ihn gerechtfertigt hat; denn eine ungerechte Ehre wird Gott sich nicht geben lassen von denen, die in ihrem ungerechten Verurteilen Hiobs Gott verteidigen. Der unschuldig Leidende kann sagen: „Ich weiß, daß mein Erlöser lebt.“ Derselbe Gott, der das Leid verhängt und als sein Feind sich erweist, muß sein

Bürge und Erlöser sein und ihn selbst rechtfertigen gegenüber dem ungerechten Urteil, das sein Leid ihm eingebracht. Es muß durch Gott so Leid zur Seligkeit werden. Sonst ist Menschenleben ein Unsinn.

Darin hat Hiob Recht, und Gott erscheint ihm ja auch zuletzt, und damit wird für ihn das Rätsel des Leides gelöst. Aber nur nicht so, wie der Dichter zu Anfang des Liedes uns die Lösung gab. Wäre es so einfach, dann wäre ja mit der Offenbarung dieses Sachverhaltes das Leid eigentlich weg, und ist es ja auch in dem Maße, wie einer fester im Heilsglauben an Gott steht. Aber dem Frömmsten bleibt darum doch noch Leid genug nach, weil er ja eben nicht nur im Glauben steht. Die Dunkelheit der Wege Gottes, wo der Fromme im Unglück gelästert wird, will einfach anerkannt sein, das sagt Gott Hiob, indem er ihm zu Gemüt führt, daß er doch nicht Gottes Ratgeber bei der Schöpfung gewesen, daher dem Geschaffenen die Wege Gottes des Schöpfers einfach dunkel bleiben müssen. Es wäre nicht mehr göttliche Weltregierung, wenn der Mensch sie überall verstände. Haben deutsche Professoren doch nicht einmal Bismarcks geniale Regierung Deutschlands verstehen können! — Genug, daß wir durch Gottes Offenbarung wissen, was es mit Menschenleid für einen Sinn hat und daß Herrlichkeit das Ende der Wege Gottes auch mit den Menschen ist. Im einzelnen muß das leidvolle Dunkel bleiben, daß der Glaube sich bewähre und siege, bis er zum seligen Schauen Gottes kommt. Gottes Offenbarung ist die Antwort auf das Rätsel vom menschlichen Leid des Frommen.

Ganz ähnliche Gedanken sind ausgesprochen im 73. Psalm. Assaph begründet in diesem seinem Lied den Glauben Israels. Wer reines Herzens ist und Gott zum Trost hat (V. 1), dem ist im Heiligtum Gottes die Erkenntnis erschlossen, zu merken auf der Gottlosen Ende (V. 17. 18): Sie gehen unter und nehmen ein Ende mit Schrecken (V. 19), obgleich man in ihrem Leben sehen muß, daß es ihnen wohlgeht und alle Menschen ihnen zufallen (V. 3. 16) und sprechen: Was sollte Gott nach jenen fragen; sie leben glücklich in der Welt und werden reich, und es sieht aus, als ob man umsonst

unsträflich lebt, und seine Hände in Unschuld wäscht (V. 11—13). Darum sagt er gegenüber aller Anfechtung, auch ein Narr zu werden und zu urteilen, wie der große Haufe: „Dennoch bleibe ich stets an dir, denn du hältst mich bei meiner rechten Hand und leitest mich nach deinem Rat und nimmst mich endlich in Ehren an. Wenn ich nur dich habe, so frage ich nicht nach Himmel und Erde. Wenn mir gleich Leib und Seele verschmachtet, so bist du doch, Gott, allezeit meines Herzens Trost und mein Teil" (V. 22—26). Gegenüber aller Dunkelheit der Wege Gottes, ist des Sängers Freude, daß er sich zu Gott hält und seine Zuversicht setzt auf Gott, der es zuletzt alles herrlich hinausführen wird (V. 28). Es sind ganz dieselben Gedanken, wie im Hiob.

Indem wir Dante zuletzt besprechen wollen, gehen wir zu

II.

Shakespeares „Hamlet" über. Dieses tiefsinnigste aller Shakespeareschen Stücke, das eine Menge verschiedenster Deutungen hervorgerufen hat, unterscheidet sich von seinen anderen Sachen eben darin, daß in den anderen je eine besondere Seite des menschlichen Lebens behandelt wird, dieses aber auf Hamlet nicht passen will. Die „Hamlet-Natur" ist nicht etwa die dem Tatkräftigen entgegengesetzte, unentschlossene (so Goethe in Wilh. Meister und nach ihm Gervinus und viele andere), sondern die allgemeine menschliche Natur unter einem Leid, dem gegenüber alle Tatkraft nichts vermag, d. h. der Mensch im größten Leid, wo er (ähnlich wie Hiob) sich überlegen mag: „Sein oder Nichtsein, das ist hier die Frage". (So faßt es besonders Werder.)

Was ist dieses größte Leid nach Shakespeare? Hamlet ist Sohn eines idealen Heldenvaters, des älteren Hamlet, Königs von Dänemark, hat in Wittenberg studiert, ist einer der vielseitigst begabten Shakespeareschen Charaktere überhaupt und vom Dichter in die ideal angehauchte, gewaltige Reformationszeit versetzt. Sein Leid ist: der Vater ist tot, nach 3 Monaten hat die Mutter, das Gegenstück des Vaters, den klugen, aber niederträchtigen Klaudius geheiratet. Statt idealer, wahrer Größe auf

dem Throne ist jetzt die hohle Lüge da, und Hamlet ist dadurch aus allen seinen Verhältnissen und Lebensbedingungen gesetzt. Seine Welt ist untergegangen, sein Leid um so größer, je feinfühliger er war.

Nun kommt das, was es zum größten Leid des Menschen macht. Seines Vaters Geist erscheint, und aus dem Grabe wird ihm die Kunde: dieser edle Vater ist vom Bruder, der jetzt herrscht und seine Mutter geheiratet hat, ermordet. Das scheußlichste Verbrechen herrscht und hat sein Leben vernichtet. Und nirgend eine Spur der Tat — für Menschen ist der König von einer Schlange gestochen, gestorben — und keine Möglichkeit, der Wahrheit, die so niederträchtig zertreten ist, zum Siege zu verhelfen. Was soll hier Tatkraft? Und wenn Hamlet ein Napoleon I. an Tatkraft wäre, so könnte er den Königsmörder stürzen, töten — aber vor der Welt bliebe er dann der Königsmörder, und der schuldige König wäre der Märtyrer. Eine ganz ähnliche Situation, wie bei Hiob, der im Leid der Schuldige sein muß, sowie er etwas sagt oder tut. Dunkel der Wege Gottes, wo der Mensch absolut ohnmächtig ist dem Bösen gegenüber, ist das Leid Hiobs und Hamlets. In solchem Leid Hiobs ist die Lösung die Gotteserscheinung, die den Hiob die Demut lehrt, in dem Dunkel der Wege Gottes sich zu bescheiden und es Gott zu überlassen, es in Herrlichkeit hinauszuführen. Hier bei Hamlet schreitet die Handlung durch reine Zufälligkeiten vorwärts. Die Schauspieler mit dem von Hamlet gegebenen Stücke überführen den König der Untat, aber nur für Hamlet. Der König und Hamlet wissen nun beide, was sie voneinander halten sollen; der verbrecherische Giftmischer-König hat alle Mittel, und Hamlet keine; ja, durch diese Überführung des Königs ist er selbst ernstlich gefährdet, — der König wird ihn unzweifelhaft aus dem Wege räumen. Die einzige leidenschaftliche Tat, da er anstatt des Königs den Polonius mordet, gefährdet ihn in den Augen des Volkes, nicht den König, und bringt ihn überhaupt vom Schauplatz hinweg, wo er auf dem Wege nach England abgetan werden soll. Zufall ist der Überfall des Schiffes durch die Seeräuber, wo er tapfer kämpfend auf dem Seeräuberschiff wieder

zurückgebracht wird. Zufällig ist das Zusammentreffen mit Laertes, der Zweikampf und der Ausgang desselben, wo beide Kämpfer mit der vergifteten Waffe verwundet werden und sterben müssen. So hat der Dichter den Hamlet ganz nebenbei als einen Helden, der in Führung der Waffe dem darin berühmten Laertes gleichkommt, hingestellt. Ein solcher trägt jedoch für die Lösung der Frage, die hier vorliegt, gar nichts aus! Was aber als Zufall erscheint, weil der Mensch wirklich gar nichts tun kann in solchem schrecklichen, drückenden Leid durch die Übermacht der Bosheit, das ist Gottes Führung der für den Menschen dunklen Wege: des sterbenden Laertes Bekenntnis, daß der König ihn überredet, zu der vergifteten Waffe zu greifen, und die an der vergifteten Limonade sterbende Königin, enthüllen den König als Giftmischer und machen so auch die Vergiftung des Bruders durch ihn glaublich, wenn nun der überlebende Horatio den Sachverhalt erzählen wird. —

Das Sterben des Hamlet ist nicht ein Unterliegen, sondern Erlösung. Was sollte er, wenn auch alle Schuldigen bestraft worden wären, noch als König auf einem Thron, der durch solchen Mord besudelt worden. Hier ist für ihn überhaupt kein Trost mehr. Im größten Leid, das den Menschen trifft, muß Gott ihn trösten, aber nicht mehr mit irdischem Trost. Einen solchen gibt es nicht. — So ist Hamlet das christliche Gegenstück dessen, was im Altertum die Schicksalstragödie war, nur handelt es von einem Menschenleid, in dem der Gerechte schuldig sein muß, und das Gott selbst nur zur richtigen Lösung bringen kann. —

Also durchaus ähnliche Gedanken, wie im Hiob, obgleich es im Hiob großartiger und klarer ausgesprochen ist, daß solches Leid des gerechten Menschen eben durch den großen Gotteskampf gegen Satan ins rechte Licht gesetzt und richtig verstanden wird. Aber derselbe Offenbarungsgedanke liegt auch dieser Shakespeareschen Tragödie zugrunde. Denn Hamlet steht ganz auf christlicher Grundlage, obgleich es nirgend ausgesprochen ist, wie ja auch sonst Shakespeare im Bekennen seiner Gedanken als christlicher sparsam ist, aber doch der christlichste große Dichter bleibt.

Noch eine Ähnlichkeit des Hamlet und Hiob: dieses größte

Menschenleid bei beiden entfesselt nicht die energische Tatkraft des Armes und der äußeren Macht, — diese verschlägt nichts mehr in diesem größten Kampf, — sondern die Dialektik der Rede bei Hiob und das mächtige Wort des Schauspielers, der als Prophet der Menschheit ihr Bild entgegenhält, bei Hamlet. — Mit diesem seinem größten Werk hat Shakspeare so seiner eigenen Kunst, die eine verachtete war, den gewaltigsten Adelsbrief geschrieben. Der Schauspieler ist ein Gottesprophet der Wahrheit, — was am Ende noch mehr ist, als wenn Schiller sagt: das Theater ist ein Tempel der Moral. —

III.

Goethes „Faust" erinnert mit seinem Vorspiel im Himmel direkt an Hiob und bekennt so, die moderne Antwort auf dieselbe im Hiob gestellte Frage zu geben; setzt also die Frage nach Menschenleid — was im Hamlet unausgesprochen blieb — in den großen Zusammenhang des Gotteskampfes wider Satan in Führung des Menschenlebens.

Die Antwort ist aber eine andere. Im Hiob beanstandet Satan die Frömmigkeit des Menschen, den Gott mit Ehre, Reichtum usw. beglückt hat, — im Faust klagt er des Menschen Torheit an, der hohe Ideen hat und in Praxi doch am Staube haftet, während Gott meint, daß der bessere Mensch in seinem dunklen Drange sich des rechten Weges wohl bewußt ist, obgleich er irrt, solang er strebt. Es soll auch den Einflüssen des Teufels nicht gelingen, den Menschen von seinem Urquell abwendig zu machen.

„Weiß doch der Gärtner, wenn das Bäumchen grünt,
Daß Blüt' und Frucht die künft'gen Jahre zieren."

Nach Goethe ist der Mensch, wo er irrt, nur der Unvollkommene, und die Reizungen des Teufels sollen ihm nur dazu dienen, sich gegenüber denselben zur Vollkommenheit durchzukämpfen. Was sonst Sünde heißt, ist nur ein Mangel, und wenn es zum Schluß heißt:

„Wer immer strebend sich bemüht,
Den können wir erlösen,"

so ist's doch nicht Erlösung von der Sünde, sondern von den Mängeln der Unvollkommenheit. So heißt es auch im Osterlied: „Den die verderblichen . . . Mängel umwanden!"

Ist also der große allgemeine Gesichtspunkt, unter dem das Menschenleben angeschaut wird, nicht Frömmigkeit oder Erlösung von der Sünde, sondern die Entwickelung zur Vollkommenheit, so daß nur die Unvollkommenheit es macht, daß der irrende Mensch von Gott fern ist, so wird auch das Menschenleid nicht sein das Dunkel der Wege Gottes, daß der Gerechte unter der Bosheit der Sünde als Ungerechter gilt, sondern das Dunkel, daß der unvollkommene Mensch nicht alles erkennen kann, „nicht schauen kann alle Wirkungskraft und Samen", „und was die Welt im Innersten zusammenhält". Das Bewußtsein Faustens, der alles studiert hat und in allen Ehren steht, „daß wir nichts wissen können", ist das größte Menschenleid nach Goethe, das Faust zur Giftviole greifen läßt, während Hiob nur seinen Geburtstag verwünscht und Hamlet vom Sein und Nichtsein spricht. Ja, dieses Leid, nicht alles wissen zu können, ist nach Goethe so groß, daß Faust mit dem Teufel den Pakt schließt, das Jenseits daran zu geben, wenn der Teufel ihm hier die Befriedigung geben könne, daß er sage: „O Augenblick, verweile doch, du bist so schön". Und es soll unter den Gesichtspunkt, den Gott aufgestellt, fallen, „ein guter Mensch in seinem dunkeln Drange ist sich des rechten Weges wohl bewußt", wenn nun Faust in Gemeinschaft mit Mephisto die Erfahrung macht:

1. von den Freuden, die der einzelne Mensch als solcher haben mag, nämlich Trinkgelage in Auerbachs Keller, dann Freuden der Liebe mit Gretchen, wobei die Mutter den Schlaftrunk zum Tode bekommt, Valentin erstochen, Gretchens Kind ermordet und sie selbst wahnsinnig wird und im Kerker stirbt; wenn

2. im zweiten Teile die Erfahrung gemacht wird vom Genüge, das dem Menschen im öffentlichen Leben, in den menschlichen Gemeinschaftsformen des Staates usw. sein Wirken zum Wohle der Menschheit bereitet und er hier den bedrängten Kaiser durch Papiergeld reich macht, dann ihn amüsieren muß, aus dem

Amüsement aber selbst zur Erfassung des Kunstideals (Helena) kommt, das zwar in genialer Weise ursprünglich „von den Müttern“ in sein Bewußtsein aufsteigt, aber um festgehalten zu werden, doch der Rückkehr zur verachteten Wissenschaft bedarf; — wenn unter Führung der wissenschaftlichen Theorie (Homunkulus) das Altertum durchforscht wird (klassische Walpurgisnacht) und das Ideal der Schönheit (Helena) wirklich ins Leben geführt wird, und die Ehe mit dem germanischen Geiste eingeht (Faust) und so eine deutsch-griechische klassische Periode der Dichtkunst ins Dasein tritt (Fausts und Helenas Kind, Euphorion), wie solches ja durch Goethe und Schiller und ihren Kreis eben historisch geworden ist; und wenn auch dieser Bund vergänglich war, wie denn nach Schillers Tod die klassische Periode zu Ende ging, während Goethe noch lebte, endlich das höchste Ideal darin erblickt wird, praktischer Kulturträger zu sein und den wüsten Meeresstrand in reiche, von Menschen bewohnte Gestade zu verwandeln, wie ja die Holländer ihre Lebensexistenz dem Meere abgewinnen.

Ist das erreicht, dann hätte Faust den Augenblick für gekommen erachtet, zu sagen: „Verweile doch, du bist so schön“, obgleich er alt und blind ist. Und doch verliert der Teufel an ihm sein Recht, weil ja das nicht eigentlich der Teufel getan, sondern der Mensch es zwar durch den Teufel, aber auch trotz des Teufels erreicht hat, und Faust wird von den Engeln in den Himmel getragen, wo das selige Gretchen ihm voranschwebt: „Das Ewigweibliche zieht uns hinan“.

Ja, da müssen wir aber sagen: der Ernst der Sünde und des Sündenelends, die Notwendigkeit einer Sühne und Gottes Gerechtigkeit, kommen hier nicht zu ihrem Recht.

So geistreich und schön im einzelnen diese „Laienbibel“, der Goethesche „Faust“, ist, gegenüber dem „Hiob“ und „Hamlet“ kann er mit seiner Definition, was Menschenleid ist, und der Lösung des Rätsels, wie es mit dem leidvollen Menschen zur ewigen Freude kommen soll, nicht bestehen. (cf. die Kritik des „Faust“ von Vischer, „III. Teil des Faust von Deutobold Mystificinsky“. Sie enthält in ihrem übermütigem Humor, mit dem sie die Schwächen, besonders des II. Teils des Faust be-

handelt, viel Wahres.) Das Sterben der ganzen Familie Gretchens ist damit nicht gesühnt, daß Faust eine Erfahrung gemacht hat. Es ist zwar eine sehr aristokratische Lebensansicht, kann aber nimmermehr eine allgemeingültige für alle Menschen werden! Wir fühlen alle: diese moderne Lösung des Hiobproblems statt der alten ist keine Lösung. Der Fehler liegt nicht allein in der nur Goethe eigentümlichen Auffassung (im II. Teil des Faust) von den menschlichen Gemeinschaftsformen, daß nämlich die politisch-staatliche Form nur die Unterlage für die Gemeinschaft der idealen wissenschaftlichen Forscher, Künster und Poeten ist, von der volklichen und kirchlichen Form aber ganz abgesehen wird (cf. den Kunstkritiker Vischer in seinen kritischen Gängen, wo auch ein Plan gegeben wird, wie der 2. Teil hätte berechtigter ausgeführt werden können), sondern in der seichten Auffassung von Sünde und Leid überhaupt. Er zeigt uns eine Lebensauffassung des gebildeten Kulturmenschen, der von göttlicher Offenbarung absieht, und dadurch dem Menschen in seiner wichtigsten Angelegenheit die Antwort schuldig bleiben muß. Ohne die Frage nach Gott und seiner Gerechtigkeit beantwortet sich auch bei größtem Kulturfortschritt und größter Genialität die Frage nach Menschenleid und Freude eben nicht; so viel Wahres und Schönes man sonst sagen kann in jenen „gebildeten Höhen des vollkommenen Menschen", wo man von der realen Menschheit und der Masse des Volkes mit seinem Leid einfach absieht, als ob sie gar keinen anderen Wert hätten, als daß sie zugrunde gehen, wenn nur der gebildete Geistesaristokrat an ihnen eine Erfahrung macht.

IV.

Hierher gehört nun auch und zwar als erstes Erzeugnis auf christlichem Boden Dante Alighieris „Göttliche Komödie". Dante (geb. 1265, 27. Mai, in Florenz, gest. 14. September 1321 in der Verbannung bei seinem Freunde Guido Novella da Polenta in Ravenna, wo ihm 1483 Bernardo Bembo ein prachtvolles Denkmal errichten ließ), lebte in einer Zeit, wo nach Untergang des hohenstaufischen Kaiserhauses auch das Papsttum sank und in Avignon in französische Abhängigkeit geraten war.

In Italien stand die Bildung zwar auf der Höhe, aber politisch war das Land vollständig zerrissen und zerrüttet. In jeder Stadt befehdeten sich die Parteien der Weißen und Schwarzen oder Ghibellinen und Guelfen; Dantes Vorfahren und er selbst waren Guelfen, bis er die Notwendigkeit einer einheitlichen Kaisermacht in Italien, damit der Zerrüttung ein Ende werde, erkannte und Ghibelline wurde. Von Kaiser Heinrich VII. hoffte er Großes für sein Vaterland (cf. sein Buch „de monarchia“ und auch div. com.). Als in Florenz aber die Partei der Schwarzen siegte, wurde Dante verbannt (1302) und in der Verbannung (bei seinem Freunde Morello Malaspina) vollendete er sein größtes Werk „Die göttliche Komödie“, deren 7 erste Gesänge er schon früher geschrieben hatte. Er schrieb es statt im üblichen Latein im florentinischen Dialekt und ist so der Begründer der italienischen Schriftsprache geworden und nannte es „Comoedia“, obgleich es episch gehalten ist, weil er (in seiner Schrift „della vulgare eloquenza“) „Tragoedia“ diejenige Dichtung nennt, welche anfangs glücklich und ruhig, allmählich aber grausend und schrecklich wird, dagegen jede Dichtung „Comoedia“, die den umgekehrten Gang einschlägt, da aus rauhem Beginn ein glücklicher Ausgang, ein erhabenes Endziel erreicht werde. Die dankbare Nachwelt aber fügte dem Titel das Adjektivum „divina“ bei. In dieser, wie wir es nennen würden, epischen Dichtung der „göttlichen Komödie“ erzählt nun der Dichter Dante, das ist der kurze Inhalt, daß er im Jahre 1300 von Karfreitag Nacht bis Freitag nach Ostern, in der Mitte seines Lebens stehend (35 Jahre alt), wie Paulus im Zustande der Verzückung, und wie solches auch die Mystiker aller Zeit als innere Erfahrung bekennen, begnadet gewesen sei, während er noch im Leibe lebte, eine Wanderung durch die Hölle, das Fegefeuer oder den Läuterungsberg hinan, bis ins irdische Paradies, auf der Spitze desselben, und endlich durch die Himmelskreise machen zu dürfen, bis er die Herrlichkeit des dreieinigen Gottes in Gemeinschaft der Seligen schaute. Diese Wanderung durch Hölle, Läuterungsberg und Himmel beschreibt er in seinem dreiteiligen Gedichte: „Inferno, Purgatorio, Paradiso“.

Anlaß zu dieser geistigen Wanderung ist gewesen, daß er in diesem Jahre 1300 in der Karwoche, wo der irdische Frühling anfängt, in einem Tal voll Grausens sich befindet, da kein Ausgang ist und keine Möglichkeit, den von ferne leuchtenden Berggipfel (wohl der Berg des Purgatoriums, wo das irdische Paradies liegt), selbst zu erklimmen, weil wilde Bestien den Weg wehren. Hier hätte er zugrunde gehen müssen, wenn ihm nicht Hilfe vom Himmel gesandt wäre, und ihm der einzige Weg noch, der aus diesem Todestale zum Leben führt, gezeigt worden wäre, nämlich der durch die Hölle hindurch, den Läuterungsberg hinan, ins himmlische Paradies. Dieser Weg eröffnet sich ihm, indem ihm der Dichter Virgil in diesem Schreckenstal des Todes zum Führer sich erbietet, aber sich als Abgesandten der Beatrix, Dantes Jugendgeliebten, die früh verstorben ist, bekennt, von dieser, die nun vor Gottes Tron ist, dazu vermocht, den Geliebten ihrer Seele, der im Todesunglück sich befindet, zu leiten durch Hölle und den Läuterungsort, bis sie dann selbst, vom irdischen Paradies an (auf der Spitze des Läuterungsberges) die Führung durch den Himmel und bis vor Gottes Angesicht übernimmt. Die Örtlichkeiten, die er durchwandert, sind, wie das Gedicht sagt, so entstanden: Als Satan, der empörerische, schöne Engel aus dem Himmel auf die Erde geschleudert wurde, wich die Erde zurück, verbarg sich unter Wasser, und trat auf der entgegengesetzten Halbkugel als Landmasse hervor, in deren Mittelpunkt der Berg Zion liegt. Also der Sturz Satans ist auf der uns entgegengesetzten, der amerikanischen Seite der Erdkugel zu denken. Aber, indem der Satan bis in den Mittelpunkt der Erde hinunterstürzte, wo er jetzt noch in der Tiefe des Höllentrichters steckt, wich auch die innere Erde vor ihm zurück und erhob sich auf der uns entgegengesetzten (amerikanischen) Seite als der umgekehrte Höllentrichter aus dem Meer als das einzige Land, nämlich als der Berg des Purgatoriums, auf dessen Gipfel das irdische Paradies ist.

Die Hölle ist als ein Trichter zu denken, dessen überwölbte Öffnung die Höllenpforte, durch die Dante mit Virgil (Ges. 3) aus dem Todesschreckenstal eingeht, auf unserer Seite der Erde

sich findet, und dessen unterste Trichterspitze der Höllenbrunnen im Mittelpunkt der Erde ist. Unter uns also gähnt der Abgrund der Hölle. Diese trichterförmige Höhle ist von Felsen eingeschlossen, an welchen die verschiedenen Kreise dieses Höllentrichters sich hinziehen, die oberen breiter, die unteren immer schmäler, bis die unterste Stufe der Brunnen ist. Durch diese verschiedenen Kreise, wo auf der einen Seite die Felsen starren, auf der anderen inneren Seite der Abgrund gähnt, wandeln sie immer tiefer und schauen hier die verschiedenen Unseligen, die in diesen Kreisen für ihre Sünden büßen. Der unterste Kreis ist noch durch Felsdämme in verschiedene Örtlichkeiten abgeteilt, in deren jedem die verschiedenen Arten des Betruges gestraft werden, bis im untersten Schacht die Verräter Judas, Brutus und Kassius von dem im Mittelpunkt der Erde festsitzenden Satan selbst in seinen 3 Mäulern zermalmt werden. Auf allen diesen Kreisen schaut und spricht er, wie später ebenso im Purgatorio und Paradiso, Personen, die aus der Geschichte und Mythologie bekannt sind, ja eine Menge seiner Zeitgenossen, gestorbene und selbst noch lebende. Indem er diese Personen in die Hölle oder auf den Läuterungsberg und den Himmel versetzt, spricht er sein Urteil über die Geschichte seiner Vergangenheit und Gegenwart, wie dasselbe von seinem Standpunkt im Himmel sich ergibt.

Am Leibe des Satans hinunterkriechend, kommen sie durch die Hölle auf die andere Hemisphäre und steigen im Innern der Erde die Höhle zum Uferrande des Läuterungsberges empor. Am 3., d. h. am Ostermorgen, langen sie hier an. Hier steigen sie wieder auf Kreisen, die den Berg umgeben, stufenweise bis zum irdischen Paradies empor und schauen auf den verschiedenen Stufen die von Sünden sich Läuternden, bis sie am siebenten Morgen in den Himmel eingehen, in das himmlische Paradies.

Der Himmel nun, durch dessen verschiedene Kreise Beatrix Dante führt, während Virgil an seinen Ort zurückgeht, wird gebildet: 1. von den 7 Planetenkreisen; 2. von dem achten, diese umgebenden Fixsternhimmel, über dem dann, sie umgebend, neuntens der Kristallhimmel, das primum mobile sich breitet. 3. Sie alle umschließt, sie in sich fassend, zehntens der Feuerkreis, das Empyreum,

der höchste Himmel Gottes selbst, das urbewegende Unbewegliche, in dem sie alle sich bewegen und sind, so daß die Seligen alle, die sie auf der Wanderung schauen, jeder in seinem Kreise und zugleich im Empyreum in der Himmelsrose vor Gottes Angesicht stehen. Ein tiefsinniges Bild der Allgegenwart Gottes.

Das Anschauen Beatrix', zu dem Dante endlich auf der Spitze des Läuterungsberges, im irdischen Paradiese gelangt, nachdem er sie in früher Jugend verloren, aber nie vergessen, und die er nun nach vollbrachter Läuterung in einer Schönheit schaut, wie er dazu auf Erden nie imstande gewesen — dieses Anschauen der Schönheit Beatrix', welches ihn beseligt, ist die Kraft, die ihn von einem Himmelskreise zum andern hebt. Auf jedem neuen Kreise aber, da er eine höhere Himmelsstufe erreicht, erscheint ihm Beatrix' Schönheit immer vollkommener, so daß seine Seligkeit im Anschauen derselben immer sich mehrt, und ihn wieder höher hebt. Diesen Gedanken, daß Anschauen der Schönheit der Liebe höher hebt, und wiederum, je höher einer steht, um so mehr imstande ist, die Schönheit der Liebe seliger anzuschauen, variiert Dante in immer neuen Ausmalungen durch alle Himmelskreise, bis er zuletzt damit endet, im höchsten Himmelskreise, im Gotteslicht zu erkennen, daß Beatrix' Schönheit von ihm zwar immer tiefer erschaut werde, indessen wie schön sie wirklich sei, das erkenne nur Gott allein.

Das ist ein wunderbares Loblied auf Frauenliebe, 500 Jahre früher, bevor Goethe im Faust schrieb: „Das ewig Weibliche zieht uns hinan", und darin wird Dante wohl unerreicht bleiben. Das Gegenstück dazu ist Salomos hohes Lied: nämlich, daß Sulamiths Schönheit, d. h. die idealste Frauenschönheit, jene ist, nichts an sich zu sein, sondern in dem Einen aufzugehen, daß Salomo der herrlichste, der gottbegnadete und geschmückte Herrlichkeitskönig, sie liebt, wie denn auch das das Ideal ist von Christi Braut, seiner Kirche in der Herrlichkeit, daß sie nichts ist und sein will, als dadurch herrlich und selig, daß sie weiß: mein König der Herrlichkeit, Christus, liebt mich in Ewigkeit (cf. letztes Kap. der Apokalypse). Nur das ist noch über die Beatrix Dantes.

Dieses ist die Fabel der „göttlichen Komödie", ganz äußerlich betrachtet. Was will Dante damit? Denn diese Erzählung seiner Wanderung durch die Hölle bis in den Himmel ist eine großartige plastisch herrliche Allegorie, die auf einen in dieses dichterische Bild gekleideten Sinn hinweist.

Man hat gesagt, und Philaletes (König Johann von Sachsen) in seinem gelehrten Dante-Kommentar, desgleichen auch Streckfuß, Gildemeister, Kraus, Pochhammer und Pfleiderer in ihrer Dante-Erklärung stehen so, — daß in diesem Gedicht Dante die katholische Kirchenlehre poetisch darstelle, wenn auch, wie sie in einem edlen Geist sich reflektiere, und wie Pfleiderer es betont, mit reformatorischer Kritik der Verderbnisse des Papsttums und des Mönchwesens. Bei alledem erhebe er sich nicht über die Anschauungen der Scholastiker, welche damals die katholische Kirchenlehre wissenschaftlich zu rechtfertigen suchten. Und es ist ja wahr, die Lehrausführungen, bes. im 3. Teil. dem Paradiso, sind meist dem Scholastiker Thomas v. Aquino entnommen, ebenso seine Anschauung von Hölle, Fegefeuer und Paradies dem katholischen Kirchenglauben. Indessen nicht allein in der Kritik der einzelnen Auswüchse und Mißbräuche des katholischen Kirchenwesens liegt die freie selbständige Stellung Dantes, sondern hauptsächlich und grundlegend darin, wie es besonders der Dante-Erklärer Delff dargetan, daß Dante das, was die katholische Lehre und die Scholastiker äußerlich in die Hölle, Fegefeuer usw. versetzten, zu einem innerlichen Erlebnis macht, d. h. daß Dante nicht Scholastiker, sondern Mystiker ist. Sein Gedicht will sagen, daß gegenüber der mechanisch äußerlichen Auffassung der Scholastik von Sünde, Strafe und Genugtuung, und gar dem äußerlich von der Kirche zu erwerbenden Ablaß, der bis ins Fegefeuer des Jenseits wirke, die Bekehrung und Heiligung des Menschen darin bestehe, daß man, solange man im Leibe lebe, die Höllenpein der Sündenerkenntnis, die Reue und Buße, die Abkehr und Läuterung von der Sünde und die Himmelsseligkeit der Sündenvergebung und Gemeinschaft mit Gott bis zur seligen unio mystica erleben müsse, um dereinst zum ewigen seligen Anschauen Gottes zu gelangen. Diese Betonung der Innerlichkeit, des subjektiven Erlebens der Gottes-

gemeinschaft des begnadigten Sünders, ist der gesunde Gegensatz der Mystiker gegenüber der äußerlich mechanisch-lehrhaften Art der Scholastik. Und von diesem innerlich frommen Standpunkt eines Mystikers aus hält Dante in dem Gedicht, da er seine eigene Bekehrung und Erfahrung der Gottesgemeinschaft schildert, der ganzen Christenheit den Wahrheitsspiegel vor und ruft sie zur Buße.

So ist also das Gedicht von der mystisch-geistigen Wanderung Dantes durch die Hölle, den Läuterungsort, bis in den Himmel ein poetisch eingekleidetes Bild seines eigenen Heilsweges, damit aber auch ein Bild des Heilsweges der Christen überhaupt. Dazu kommt noch ein dritter Sinn des Gedichtes, der mit diesem persönlichen und allgemein religiösen sich organisch verbindet, nämlich der politische. Dante schildert seine Heilserfahrung, die ein Licht auf die Zustände der Kirche überhaupt wirft, nicht abgesehen von den wirklichen Zuständen, in denen er als italienischer Bürger, Politiker und einer der Prioren seiner Vaterstadt Florenz sich findet, sondern im göttlichen Licht seiner Heilserfahrung als Christ spricht er sein Urteil auch über die politischen Weltverhältnisse aus, indem er der Überzeugung ist, daß der Christ sein Heil nicht erlangen kann, ohne auch richtig in seinem bürgerlich-weltlichen Berufe zu stehen. Ja, die bürgerlich-weltlichen Verhältnisse, den Staat mit dem Kaisertum, sieht er ebenso als von Gott geordnet an, als die Kirche mit dem Papsttum, und zwar dazu geordnet, daß in den politischen Verhältnissen und dem irdischen Berufe, in denen man Gottes Ordnung achten soll, dem Menschen der Boden und eine vorläufige Erziehung und Vorbereitung für seinen himmlischen Beruf gegeben sei. Wie die Führung Dantes durch Virgil zu der durch Beatrix sich verhält, so die Aufgabe des Staates, die er an dem Menschen zu erfüllen hat, zu der der Kirche. Alles Unheil und Verderben in Zerrüttung der Verhältnisse in Kirche und Staat sieht Dante darin begründet, daß beide, Kirche wie Staat, ihre gottgeordnete Aufgabe für einander nicht erkennen, und statt sich auf ihren Beruf zu beschränken und darin einander zu dienen, diesen ihren, jedem speziellen Beruf mißachten und in die Sphäre des anderen

übergreifen. Darum, ein so frommer Katholik er ist und so sehr er das Recht des Papsttums durchaus als gottgeordnet anerkennt, und ein so glühender Anhänger des deutschen Kaisertums er ist, scheut er sich nicht, als ein Prophet Gottes den Verkehrern der Ordnung in Kirche und Staat das Urteil zu sprechen, und versetzt nicht allein zwei zeitgenössische Päpste, sondern auch, trotzdem er als Ghibelline das hohenstaufische Kaiserhaus hochachtet, den Kaiser Friedrich II. als Ketzer in die Hölle.

Es sind gewaltige reformatorische Gedanken, die er 200 Jahre vor der Reformation schon ausspricht, indem er die innere Heilserfahrung mit allen Mystikern der veräußerlichten Kirche gegenüber geltend macht, und Kirchengeboten gegenüber auf das Evangelium dringt, wie dadurch, daß er den anderen durch die Reformation zur Geltung gebrachten Gedanken von dem gottgeordneten irdischen Beruf und der Selbständigkeit des Staates und Kaisertums gegenüber den kirchlichen Ansprüchen von der Gewalt der beiden Schwerter als Vertreter des modernen Staatsgedankens mit glühendem Eifer verteidigt. Damit hängt ja auch zusammen, daß er das Recht der Volkssprache, gegenüber dem durch die Kirche herrschend gewordenen Latein, geltend macht und als erster in seiner Zeit sein unsterbliches Gedicht italienisch und nicht lateinisch schreibt, obgleich er doch ein Verehrer der lateinischen Wissenschaft und des Dichters Virgil ist.

So erscheint uns Dante, der größte Dichter des Mittelalters, nicht allein als der edelste Typus katholischer Frömmigkeit in einer Zeit beginnenden Verfalles aller Verhältnisse in Kirche und Staat, der uns verständlich macht, wie, als die Zeit dazu reif war, aus dem Schoß der veräußerlichten und verderbten Kirche doch noch eine Reformation hervorgehen konnte, und wie Gedanken, die er schon ausspricht, nach 200 Jahren mit Luther Gemeingut evangelischer Völker wurden, — (die lebendigen Saatkörner evangelischer Erkenntnis fehlten eben der Kirche zu keiner Zeit und gingen mit Macht auf, als Gott den Boden für sie in der Allgemeinheit bereitet hatte), — sondern er hilft an seinem Teil als Vorreformator auch diese neue Zeit heraufführen, obgleich er selbst noch ganz auf dem Boden der alten Kirche steht, indem er seine Mitwelt mit seinem klassischen großen Gedicht, wie der

Prophet Elias sein abgefallenes Volk, zur Buße ruft und die Verderbnis in Kirche und Staat ins Licht Gottes setzt und über die lebende Welt vom Standpunkte der Hölle und des Himmels sein gewaltiges Urteil spricht, d. h. die Zeit im Lichte der Ewigkeit beurteilen lehrt, der gleißenden Lüge, der Sünde die Larve vom Gesicht reißt und sie in seiner Schilderung der Hölle anschauen lehrt, wie sie wirklich aussieht. Und daß dieses sein vom Ewigkeits-Standpunkt ausgesprochenes Urteil über seine Zeit nicht ein Streich in die Luft sei, sondern wirklich treffe, und durchschlage und sein Gedicht seine Bedeutung für alle Zeiten behalte, die auch noch kommen werden, dazu befähigt ihn nicht allein seine ernste Frömmigkeit, sondern die Genialität und immense Gelehrsamkeit, die ihn in allen Stücken auf der Höhe der Situation stehen läßt, wie es heutzutage einem Menschen gar nicht mehr möglich ist. Er beherrscht nicht allein die Theologie und Philosophie seiner Zeit, sondern die Politik, Astronomie, Geographie, kurz, alle damalige Wissenschaft. Jede Angabe in dieser Beziehung in seinem Gedicht ist total richtig und peinlich genau, wie besonders Philaletes es nachgewiesen hat.

Was Goethe seinen Faust sagen läßt: „Habe nun Philosophie, Juristerei und Medizin und leider auch Theologie durchaus studiert mit heißem Bemühn", das paßt auf Dante in seiner Zeit, nur daß er nicht sagte: „leider", und „da steh ich nun, ich armer Tor", sondern er steht in der Plerophorie und der vollen Erfahrung des Glaubens seiner Kirche und hat darin den festen Boden, auf dem er seine Weltansicht aufbaut, und den festen, lichten Standpunkt, von dem aus er sein Urteil spricht über alle Verhältnisse des Lebens, über Menschenfreud und -leid, das er selbst an sich erfahren, aber aus dem er sich im Glauben zum ewigen Licht Gottes durchgerungen hat. So gehört denn Dante auch zu jenen größten Geistern aller Völker, die in dichterisch schöner Form eine Antwort geben wollen auf die allgemeine Rätselfrage des Menschenlebens: was ist's um Menschenleid und was ist's mit der Bestimmung des leidvollen Menschen zur Seligkeit?

Auch er definiert das größte Menschenleid als ein solches, da der Mensch nicht mehr vermeint leben zu können. Das ist der Aus-

gangspunkt seines Gedichtes, das Schreckenstal des Todes, in dem Dante sich befindet und aus dem es keinen durch natürliche Kräfte zu bewerkstelligenden Ausgang mehr gibt, es sei denn, daß göttliche Gnade ihn aus diesem Todesleid zum Leben, Freude und Licht führt. Und was dieses Todestal ist, in dem der Mensch zum hoffnungslosen Leid gefangen sich findet, das beantwortet ja das ganze Gedicht. Es ist die durch die Sünde verursachte Verkehrung aller Verhältnisse, die Verderbnis menschlichen Verständnisses und Willens, aus dem nur durch die aus Gottes Gnade gebotene Erkenntnis der Sünde und ihrer Höllenpein, Buße und Läuterung in der Abkehr von derselben und endlich Erfahrung göttlicher Gemeinschaft der Ausgang zum himmlischen Licht und ewiger Seligkeit bietet, mit der dann auch eine Erneuerung aller Verhältnisse in Kirche und Staat zu ihrer gottgewollten Idee zusammenhängt.

So stimmen denn alle vier größten Dichter der verschiedensten Völker darin überein, daß sie das größte Menschenleid, da man nicht mehr leben kann, und damit den Grund jedes Leides darin sehen, daß Gottes Wege mit dem Menschen diesem dunkel sind, daß man des göttlichen Lichts der Wahrheitserkenntnis, der machtvollen und beseligenden Liebesgemeinschaft mit Gott entbehrt — die übrigen nennen das Sünde, Goethe nennt es Mangel — und daß sie andernteils nur in der allendlichen Gemeinschaft mit Gott in seinem Licht der Wahrheitserkenntnis und seiner machtvollen Hinausführung des Heilsweges zum Sieg des Guten und der Liebe zur Herrlichkeit und Verklärung aller Verhältnisse der Welt in ewiger Gegenwart Gottes des Menschen Trost im Leid und seine Hoffnung sehen, die ihm Kraft gibt, das Dunkel dieses leidvollen Lebens mit Geduld zu ertragen und fröhlich zu ringen, jeder an seinem Teil und an seiner Stelle, daß er der Herrlichkeit teilhaftig werde. Die übrigen nennen es Gottes Heil durch Erlösung von der Sünde — Goethe nennt es den Fortschritt zur Vollkommenheit des Menschen im ewigen Gotteslicht, wenn es heißt:

Alles Vergängliche ist nur ein Gleichnis,
Das Unzulängliche, hier wird's Ereignis,

Das Unbeschreibliche, hier ist es getan,
Das ewig Weibliche zieht uns hinan.

Das aber ist die bleibende Frucht der Beschäftigung mit den bedeutendsten poetischen Werken der größten Dichter der Menschheit, unter denen Dante seine vollberechtigte Stelle einnimmt als einer der Edelsten, — daß auch sie an ihrem Teil uns nicht allein aus der täglichen Misère der Unbedeutendheit und Kleinlichkeit der selbstischen Interessen, aus der Welt des krassen Realismus, in eine höhere Sphäre des Lichts und der Wahrheit und Schönheit erheben, sondern auch beweisen, was die Gottesoffenbarung in der heiligen Schrift in erhaben schlichter Sprache uns Christenmenschen lehrt, daß nur in der Erkenntnis Gottes der Mensch sich selbst erkennt, und nur in Gemeinschaft mit Gott Menschenleid in selige, ewige Freude hinausgeführt wird. In Gott findet der Mensch sich und seine Seligkeit wieder, in Gott beantworten sich alle Fragen menschlichen Lebens.

Gedichte

Von

Ludmilla Rehren-Osterode.

Menschen gibt's mit milden Augen,
Kinderherzen, still und rein —
Hoheitsvoll von ihrem Scheitel
Strahlt es, wie ein Heil'genschein.

Fremd sind sie auf dieser Erde,
Gäste aus dem Sommerland:
Und es winkt aus lichten Reichen
Ihnen zu mit Geisterhand.

Und ihr Ohr lauscht fernen Klängen
Aus dem weiten Weltenraum . . .
All ihr Dasein ist ein stiller,
Dämmernd hingelebter Traum.

Von dem Treiben dieser Erde
Ist ihr Auge abgewandt:
Weltweit sehen sie erstehen,
Ferner Zukunft Wunderland.

Estnisches Volkslied.

Übersetzung.

Tiu, darf ich zu dir sprechen?
Ach, mein Herz ist gar so schwer!
Wenn du meinem Wort gelauschet
Liebst du mich vielleicht nicht mehr.

Johannisfeuer sah ich glänzen,
Hell erscholl der Mädchen Sang —
Doch von allen mir ins Herze
Stahl sich deiner Stimme Klang.

Hochgeschwungen unter Lachen,
Flog die Schaukel auf und ab —
Und von deinem weißen Nacken
Glitt das rote Tuch hinab. . .

Der Litauer.

Eine Erzählung aus baltischem Lande.

Von

Victor von Friede.

I.

Herr von Roßberg saß in seinem Arbeitszimmer über seinen Wirtschaftsbüchern. Hinter ihm ging die Tür.

„Nun, was gibt es schon wieder?"

„Ein Litauer will den gnädigen Herrn sprechen." Der halbwüchsige Diener lachte in sich hinein. „Er will sich als Kutscher verdingen."

„Nun, was ist denn dabei zu lachen?"

„Ach, er hat solche Lumpen an, und er ist so schmutzig. Drüben in Litauen nennen sie ihn immer den verrückten Insup."

Allerlei dunkle Erinnerungen tauchten dem jungen Gutsbesitzer auf. „Laß ihn hereinkommen."

Gleich darauf stand der Angemeldete vor ihm, eine wunderliche, strolchhafte Gestalt.

„Ich glaube, dich zu kennen. Warst du nicht Kutscher bei der Herrschaft Chodkewicz?"

„Ja, Euer Gnaden."

„Wie heißt du doch gleich?"

„Insup Wainoris, Euer Gnaden."

„Deine Atteſtate, Wainoris."

„Ich bin bis jetzt nur bei der Herrschaft Chodkewicz gewesen, zuerst Pferdejunge, dann Kutscher."

„Hat dir Herr Chodkewicz kein Atteſtat gegeben?"

„Nein, Euer Gnaden."

„Warum nicht?"

Wainoris schwieg.

„Höre mal, Wainoris. Ich weiß, daß du ein guter Kutscher bist, denn Herr Chodkewicz hätte keinen schlechten gehalten. Ich habe früher auch einen ganz guten gehabt, ihn aber fortgejagt, weil er Hafer gestohlen hat.

„Ich habe keinen Hafer gestohlen, Euer Gnaden."

„Ein anderer betrank sich und vernachlässigte dann die Pferde."

„Ich habe niemals die Pferde vernachlässigt, Euer Gnaden."

„Ich brauche einen Kutscher und will es mit dir versuchen, aber wir sind geschiedene Leute, sowie du untreu sein oder dich betrinken wirst. Warum hast du den Kopf verbunden? Wohl eine Schlägerei?"

Wieder schwieg Wainoris.

„Daß du mir hier Frieden hältst! Wenn dich die Leute hier nicht in Ruhe lassen und mit dir Streit suchen oder dich foppen, so hast du es mir zu sagen. Wenn sie dir Unrecht tun, so werde ich schon für dich einstehn." —

Herr von Roßberg hatte Grund, seinem Kutscher solche Verhaltungsmaßregeln zu geben. — Ohnehin sieht der Lette auf den Litauer, mit recht wenig Berechtigung, hochmütig herab und läßt ihm seine angebliche Überlegenheit bei jeder Gelegenheit fühlen. Außerdem forderte das Wesen des Wainoris auch zum Spott heraus. Er hatte etwas Scheues, Fahriges, Unbeholfenes, ließ sich in träger Gleichgültigkeit bald zu viel gefallen, oder fuhr bei anderer Gelegenheit, um einer Kleinigkeit willen, in die Höhe. Wie erwartet, ließ der Hader auch nicht lange auf sich warten, und der Litauer wurde auf mannigfaltige Weise gehänselt und gefoppt, bis Herr von Roßberg mit einem gewaltigen Donnerwetter dreinfuhr, und der Quälerei damit ein Ende machte. Seitdem ließen die Leute Wainoris in Ruhe, warteten aber nur auf eine Gelegenheit, sich an ihm zu rächen. — — — — — —

— — Der kleine einspännige Schlitten fuhr dem litauischen Städtchen zu. Herr von Roßberg saß darin neben seinem Kutscher, der in seinem anständigen Livreerock, mit den ordentlich gekämmten Haaren und dem sauber rasierten Kinn, kaum wiederzuerkennen war.

„Da hast du ein Papyros, Insup."

„Ich bedanke mich, Euer Gnaden."

„Insup, ich bin bis jetzt mit dir zufrieden gewesen. Du hast die Pferde gut gehalten, warst ehrlich und hast dich in den vier Monaten nicht ein einziges Mal betrunken. Warst du bei deiner vorigen Herrschaft eben so ordentlich, oder hast du dir etwas zuschulden kommen lassen, daß du fortgejagt wurdest? Die Leute sprechen so mancherlei, so daß du schon im Turm gesessen hättest. Versuche nicht, mich zu belügen, ich würde die Wahrheit doch erfahren. Du brauchst dich nicht zu scheuen, mir die Wahrheit zu sagen. Hast du mich verstanden? — Was gewesen ist, ist gewesen, und ich will es dir nicht anrechnen. — Nun?

Wainoris streifte seinen Herrn mit einem mißtrauischen Blick und sah dann finster vor sich hin. Endlich war's, als gebe er sich innerlich einen Ruck. „Der Chodkewicz! Hol' ihn der Teufel! Hat mir keinen Lohn gegeben und keinen Deputat, nicht einen Kopeken in den zehn langen Jahren. Wenn er genug Portwein getrunken hatte und dem Juden Wald verkauft und gerade lustig war, hat er mir einen Rubel vorn ins Hemd gesteckt und hat mir zu trinken gegeben. Ah! So viel! Dann, wenn ich betrunken war, daß ich nichts mehr von mir wußte, hat er mich in den Schweinestall werfen lassen."

Wainoris gab dem Pferde einen derben Peitschenhieb, daß das kitzlige Tier jäh zusammenschreckte.

„Wirst du wohl das Pferd zufrieden lassen, Insup! — Warum hast du so viel getrunken?"

„Ach, wenn ich nicht mehr trinken wollte, hat er mich angeschrieen wie einen Ochsen und ist ganz böse geworden, und ich wollte ihn doch nicht böse machen." Er murmelte noch einige unverständliche Worte, seufzte und schwieg.

„Aber du hast mir noch nicht gesagt, warum du von Herrn Chodkewicz fortgegangen bist, und warum du im Turm gewesen bist."

„Meine Mutter im Dorf war so krank, ganz krumm und lahm, und es war kalter Winter. Sie hat auf dem Bett gelegen und geschrieen: „Ach, ach, ach! Ich friere so sehr! Ach, wenn ich nur ein bißchen Strauch hätte zum Heizen! Ach, im alten

Vorwerk ist Holz genug, das verfault! Wenn ich nur das alte Holz hätte!" Das habe ich mir auch gedacht: Das Dach und die Fenster vom alten Vorwerksgebäude im Walde sind schon weg, und die Diele ist ganz verfault. Ich habe die alten Bretter ausgehoben, und damit der Mutter den Ofen geheizt. Und als es damit zu Ende war, habe ich die Türen auch verbrannt. Kein Mensch hatte nach dem alten Zeug gefragt, aber der Peere und der Osoling haben es gesehen und dem Buschwächter Kutgus gesagt. Der Kutgus! er soll mit Blindheit geschlagen werden! war froh, daß er was an mir gefunden hatte und alles dem Chodkewicz hinterbringen konnte.

Am andern Tage hat der Chodkewicz mich rufen lassen, ins Speisezimmer, wo er saß und Portwein trank. ‚Komm' her,' hat er gesagt, ‚und trink' eins', und hat mir ein halbes Bierglas Schnaps eingegossen. Ich habe schon gedacht: nun, er wird dir nicht viel tun wegen der paar alten Bretter. Da hat er mich an der Brust gepackt und hat ganz freundlich gesagt: ‚Brüderchen, ich werde dich lehren, meine Gebäude auszurauben'. Ich habe gesagt: Meine Mutter ist krank und hat so gefroren. Da dachte ich: die alten Bretter sind doch zu nichts zu gebrauchen und hab' damit eingeheizt. Er hat mir wieder eingeschenkt, ein ganzes Bierglas voll. ‚Trink, mein Brüderchen, trink,' und ich habe trinken müssen, ob ich wollte oder nicht. Da hat er mir einen Stoß vor die Brust gegeben, daß ich beinahe hingefallen bin und hat ganz freundlich gefragt: ‚Weißt du, Brüderchen, was mit dir geschehen wird?' und hat dann geschrieen: ‚Du Hund! man wird dich in den Turm stecken!' — Er hat mich angezeigt, der Peere, der Osoling und der Kutgus haben gegen mich ausgesagt, und so bin ich in den Turm gekommen. — Als ich wieder herauskam, hat der Chodkewicz mich fortgejagt, und die Konstanze hatte sich mit dem Kutgus versprochen. Euer Gnaden, sie hat, eh' man mich in den Turm sperrte, doch mit mir zum Priester gehn wollen. Aber sie ist nicht schuld, ganz gewiß nicht, denn sie haben ihr solange zugeredet, bis sie es nicht hat aushalten können und getan hat, was sie von ihr gewollt haben."

„Es ist dir schlecht gegangen, Insup, aber wie konntest du

auch das Holz nehmen, das dir nicht gehörte? Das war doch Diebstahl."

„Diebstahl? Die alten Bretter waren doch ganz verfault."

„Trotzdem war es Diebstahl."

Wainoris schüttelte zweifelnd den Kopf und versank in Nachdenken.

„Insup," sagte nach einer Weile Herr von Roßberg, „hat der Kutgus denn dein Mädchen geheiratet?"

Er hat sie geheiratet. A! der Kutgus! Er und seine Freunde haben mich auch noch halb totgeschlagen. Wie ich einmal beim Henoch im Kruge gewesen bin, da ist er auch dagewesen mit dem Peere und dem Osoling und mehreren anderen. Peere hat zum Kutgus gesagt: ‚Kutgus,' hat er gesagt, ‚nimm' dich mit der Konstanze in acht, daß sie sich nicht von diesem oder jenem den Kopf verdrehen läßt.' Der Kutgus hat gelacht und gesagt: ‚Ach, den Lumpen hat sie über den Zaun geworfen.' ‚Trau keinem Weibe,' hat der Peere gesagt, ‚wenn das sich einmal so eine Liebe in den Kopf gesetzt hat, läßt sie nicht so bald davon, und es ist ihr auch gleichgültig, ob's ein Dieb und Räuber ist und in den Wäldern schläft.' Da hat Kutgus auf den Tisch gehauen und hat geschrieen: ‚Dagegen gibt es ein gutes Mittel!' ‚Was für ein Mittel?' ‚Prügel, Peere, Prügel!' Gerade jetzt kam Konstanze in die Krugstube. Und der Kutgus geht auf sie los und schüttelt sie und schreit: ‚Du willst es mit einem Räuber halten!' und will sie mit der Faust schlagen, aber ich stoß ihn weg. ‚Du sollst sie nicht schlagen!' hab' ich zu ihm gesagt, und er: ‚Prügeln will ich sie, bis ich ihr die Liebe ausgeprügelt habe, und wenn ich ihr die Seele aus dem Leibe haue!' Ich bin in große Wut gekommen und habe ihm eins auf den Kopf gegeben, daß er gleich hingefallen ist. Da sind sie über mich hergefallen und haben mich halbtot geschlagen." Seine tiefliegenden Augen hatten einen Wolfsblick.

„Insup, wenn du dich wieder im Kruge herumschlägst, sind wir geschiedene Leute." — —

Mittlerweile waren sie im Städtchen angekommen und hielten vor dem Kruge. Einige Holzfuhren standen davor.

„Das sind Chodkewiczs Fuhren," sagte Herr von Roßberg.

„Insup, daß du mir Frieden hältst, wenn der Kutgus oder einer der anderen Leute vom Chodkewicz im Kruge sind. — Da hast du den Bestellzettel für den Kaufmann Chaim und drei Rubel, um die Waren zu bezahlen, und da sind dreißig Kopeken für dich. Laß dir was zu essen und zu trinken geben, aber keinen Schnaps, hörst du, keinen Schnaps!" Damit entfernte sich Herr von Roßberg, um seinen Geschäften nachzugehen.

Als er nach zwei Stunden wieder auf den Krug zuschritt, sah er vor dessen Tür eine Menschenansammlung. Litauer, Letten und Juden umgaben lachend, gestikulierend und schwatzend, etwas, das sich seinen Augen noch entzog. Er zerteilte den gaffenden Haufen und stand vor seinem Kutscher. Mit beschmutztem Anzug, wirren Haaren und stierem Blick, so saß Wainoris am Boden.

Herr von Roßberg wandte sich an einen alten Mann, der kopfschüttelnd dabeistand:

„Wollt ihr nicht so gut sein, und mir einen Eimer mit kaltem Wasser holen." Nachdem er das Gewünschte erhalten, goß er, ohne ein Wort zu verlieren, das kalte Wasser über den weit vorgebeugten Kopf des Wainoris.

Dieser schüttelte sich wie ein nasser Pudel, faßte sich an die Schläfen und sah mit stumpfem Blick zu seinem Herrn auf. Plötzlich aber schien ihm die Erkenntnis seiner Lage zu kommen. Jäher Schrecken sprach aus seinen Zügen, der in einen Ausdruck tiefer Mutlosigkeit überging. Endlich raffte er sich auf und stand gesenkten Hauptes vor Herrn von Roßberg.

Dieser verscheuchte das gaffende Volk und befahl seinem Kutscher vorzufahren.

Wainoris schickte sich an, den Auftrag auszuführen, wurde aber von seinem Herrn zurückgerufen. „Trockne dir das Haar. Bist du sonst naß geworden?"

„Nein, Euer Gnaden."

„Du hast die Besorgungen doch gemacht?"

Insup zuckte zusammen. „Nein, Euer Gnaden."

„So geh, aber beeile dich."

Wainoris fuhr sich mit beiden Händen in die Haare.

„Nun, was ist, Insup?"

„Ich habe — ich — das Geld ist nicht mehr da."

„Vertrunken? — Insup!"

Dieser öffnete die Lippen, aber es kam kein Laut hervor. Schweigend zog sein Herr die Brieftasche und gab ihm das Geld. „Geh."

Als Herr von Roßberg die Krugstube betrat, erhob sich von einer Bank der alte Mann, der ihm das Wasser geholt hatte und begrüßte ihn.

„Guten Tag, Lankeneek, ihr wart dabei, als sich mein Kutscher, der Taugenichts, betrunken hat. Könnt ihr mir nicht sagen, wie das zugegangen ist?"

„Ja, gnädiger Herr, sie haben den Wainoris toll gemacht, die Pere, Osoling, Kutgus und all die anderen. Als Wainoris hereinkam waren sie alle in der Stube des Juden und tranken. Wainoris stand am Schenktisch, aß seinen Häring und trank eine Flasche Dünnbier. Da haben die in der Stube gelacht und gespottet, daß er einen feinen Rock habe, aber kein Geld, sonst würde er kein Dünnbier trinken, sondern Doppelkümmel. Ich habe ihnen gesagt, daß sie ihn in Ruhe lassen sollten, aber sie haben es noch ärger getrieben. Ich habe gesehen, daß Wainoris anfing, wütend zu werden. Er hat dann Schnaps bestellt und ist zu dem Juden in die Stube gegangen. Der Lump, der Peere hat gesagt: ‚Henoch, gib ihm erst den Schnaps, wenn er dir seinen feinen Rock verpfändet hat.' Wainoris aber hat dreißig Kopeken auf den Tisch geworfen: ‚Da ist Geld!' und hat getrunken. Aber die anderen haben keine Ruhe gegeben. ‚Er versäuft seinen ganzen Jahreslohn, denn mehr gibt der feine Herr seinem feinen Kutscher nicht.' Jetzt ist Wainoris ganz wild geworden. ‚Seine Gnaden geben mir soviel ich haben will!' hat er geschrieen, und als die anderen lachten, hat er drei Rubel auf den Tisch geschmissen und Doppelkümmel, Bier und Papyros bestellt, und der dumme, dumme Mensch hat die ganze Bande freigehalten."

Die Tür der Krugstube wurde leise geöffnet. Wainoris steckte den Kopf herein, verschwand aber wieder.

„Ihr kennt den Wainoris schon lange?" „Ich habe schon

seinen Vater gekannt. Als ich in Litauen bei dem Herrn Baron Waldhausen Waggar*) war, bin ich viele Jahre mit ihm zusammen im Dienst gewesen. Matte Wainoris war ein guter Kutscher, aber ein wüster Kerl, der seine Frau wie ein Stück Vieh behandelte und auf seinen Jungen, den Insup, Tag für Tag losgeschlagen hat, als wäre er von Holz. Er hat sich bald zu Tode getrunken. Insup ist dann Schweinejunge geworden, ist aber bald zum Chodkewicz gekommen. Daß der Insup es da viel besser gehabt hat als bei seinem Vater, glaube ich nicht."

„Ja, aber warum hat er sich denn keinen andern Dienst gesucht?"

„Weil er keinen anderen bekommen hätte, gnädiger Herr. Chodkewicz und seine Leute haben ihn in der ganzen Gegend als Taugenichts verschrieen, und mit dem verrückten Insup wollte niemand zu tun haben.

Das war dem Polen schon ganz recht, denn so behielt er einen guten Kutscher, dem er nichts zu zahlen brauchte."

„Insup hat gesessen?"

„Ja, gnädigster Herr, die Mutter hat ihm so lange vorgeheult, daß sie frieren müßte, bis er gestohlen hat. Als er dann aus dem Turm kam und nicht gewußt hat, wo er sein Haupt niederlegen sollte, da hat die Mutter ihn aus der Hütte gejagt. Gnädiger Herr, ich will nicht viel von den Litauern wissen. Sie sind faul und hinterlistig, vielleicht mehr noch wie unsere Leute. Insup aber ist weder faul noch hinterlistig. Möglich, daß auch er kein Engel geworden wäre, wenn er es besser gehabt hätte, aber es ist ihm doch so sehr schlecht gegangen in seinem ganzen Leben, daß es jeden Christenmenschen erbarmen muß, und besser hat ihn sein Leben ganz gewiß nicht gemacht."

„Ich danke euch für eure Auskunft, Lankeneek. Ich werde eure Worte nicht vergessen."

„Ich habe nur die Wahrheit gesagt, gnädiger Herr. Soll ich dem Kutscher nun sagen, daß er vorfahren soll?"

„Seid so gut." — — —

„Insup", sagte Herr von Roßberg, als sie wieder heimwärts fuhren, „was soll ich nun mit dir machen? Ich kann

*) Aufseher.

keinen Menschen brauchen, der sich fortwährend zum Kinderspott macht und der immer so tut, als wäre fremdes Eigentum das seine. Ich werde dich wohl nicht im Dienst behalten können."

Wainoris nickte, als hätte er's gar nicht anders erwartet, aber in seinen hageren Zügen zuckte es seltsam aufgeregt.

„Wainoris, es liegt dir wohl nichts daran, in deinem Dienst zu bleiben?"

Zwei große Tränen rollten über Insups eingefallene Backen.

„Du möchtest gern bei mir bleiben und hast Geld ausgegeben, das dir nicht gehörte, um die zu traktieren, die dir alles Böse zugefügt haben und die sich jetzt über dich lustig machen und sich freuen, weil sie glauben, daß sie dich um deinen Dienst gebracht haben. Was bist du doch für ein einfältiger Mensch!"

Insup schlug sich vor den Kopf und stöhnte laut.

„Insup, du wirst im Kruge keinen Schnaps mehr trinken und wenn du dem Peere, dem Osoling oder dem Kutgus begegnest, so wirst du dich um sie nicht kümmern, sie mögen schwatzen was sie wollen. Willst du das tun?"

„Ja, Euer Gnaden."

„Gut, dann will ich's noch einmal mit dir versuchen."

„Ich bedanke mich, Euer Gnaden." Die Züge seines Gesichts hellten sich auf und er wischte sich die Tränen aus den Augenwinkeln.

II.

Lange Zeit ließ Wainoris sich nichts zuschulden kommen. Still und in sich gekehrt verrichtete er seine Arbeit und hielt sich abends abgesondert von den anderen Leuten, mit denen er kaum jemals ein Wort und einen Blick wechselte. Schweigend saß er dann in einem halbdunklen Winkel der Leutestube und nur der Glanz seiner tiefliegenden Augen verriet, daß Leben in der regungslosen Gestalt war. Wohl hatten die Leute noch das eine oder das andere Mal mit ihm anzubinden versucht, da aber Insup einen jeden Annäherungsversuch schroff zurückwies, so kümmerten sie sich scheinbar nicht mehr um ihn.

So verging der Winter und ging mit Sturm und Graus in den Frühling über.

Um diese Zeit tauchte das Gerücht auf, der Buschwächter Kutgus habe sich dem Trunk ergeben und behandle sein Weib schlimmer als je vorher. Schadenfroh wurde das aufgenommen und, um Insup zu ärgern und zu kränken, die traurigen ehelichen Verhältnisse des Kutgus weitläufig behandelt.

An einem rauhen, stürmischen Frühlingsabend betrat der Waggar Preewing die Leutestube, schüttelte die Wassertropfen vom Mantel und setzte sich an den brennenden Ofen.

„Ein schlechtes Wetter, Waggar", sagte die Köchin.

„Ein schlechtes Wetter", nickte Preewing. „Und die Wege in Litauen! Den Hals kann man sich brechen."

„Ihr wart drüben?"

„Ja, beim Chodkewicz. Ihr wißt, ich geh zu Georgi und da wollte ich bei ihm anfragen." Er verzog den Mund zu breitem Grinsen und warf einen Blick zu Insup hinüber. „Bei Chodkewicz war auch schlechtes Wetter."

„Was war denn da?" fragte der Diener.

„Viel Geschrei und Geheul und Prügel. Die Konstanze kam auf den Hof gelaufen und jammerte und schrie: ‚Ach, ach, ach! Kutgus will mich totschlagen!' Er suchte Stimme und Gebärden des armen Weibes nachzuahmen, was mit wieherndem Gelächter belohnt wurde. „Sie hat den Chodkewicz gebeten, sie vor ihrem Mann zu schützen, aber der Chodkewicz hat wie ein Heide geflucht und geschimpft und gedroht, daß er den Kutgus aus der Buschwächterei herauswerfen würde. Da ist auch schon der Buschwächter gekommen, wütend wie ein Bulle, aber er ist vor dem Herrn zahm geworden, denn der hat ihn wegen seines Saufens heruntergemacht wie einen Hund. Nachher, in der Küche aber, ist Kutgus über sein Weib hergefallen und hat auf sie losgehauen, daß wir gedacht haben, er wird sie gleich totschlagen. Ich glaube, ihr wird die Lust vergehen, noch einmal davonzulaufen."

Die Köchin war die einzige, der diese Brutalität zu viel sein mochte, denn sie schüttelte mißbilligend den Kopf, während die anderen lachten. Aber dieses Lachen verstummte, als sie die Blicke auf Wainoris richteten, der sich erhoben hatte und, mit

totenblassem Gesicht und funkelnden Augen, langsam auf den Waggar zukam.

Preewing trat einen Schritt zurück. „Was willst du!“ herrschte er den Litauer an.

„Waggar, hat er sie wirklich so sehr geschlagen, oder hast du das nur gesagt, um mich zu kränken?“

„Glaubst du es nicht, Wainoris?“ fragte Preewing trotz des abmahnenden Winkens der Köchin höhnisch. „Wie ein Klotz ist sie hingefallen und die Weiber hatten Mühe, sie wieder zurechtzukriegen, daß sie sich nach Hause schleppen konnte. Dort wird sie wohl die zweite Tracht bekommen haben. Ich glaube nicht“, fügte er grausam hinzu, „daß sie es noch lange machen wird. Ab und zu ein bißchen Prügel schadet gar nichts, das ist Medizin, aber Tag für Tag so gegerbt zu werden, ist ungesund und kann ans Leben gehen.“

Wainoris ballte die Faust und blickte verstört um sich, darauf wandte er sich ab und ging in die dunkle, stürmische Nacht hinaus. — — —

Am folgenden Tage, es war ein Sonntag, leuchtete heller Sonnenschein durch die dichten Äste der Bäume und malte auf den lichtgrünen Waldboden ein schönes Muster; von den Zweigen rief der Kuckuck und rief, als wollte er gar nicht wieder aufhören, aus dem Gebüsch schlugen Wachtel und Fink und am alten Stamme hämmerte der Specht den Takt dazu. Vom nahen Städtchen herüber zogen feierliche Glockentöne durch den heiteren Frühlingswald.

Am kleinen Waldbach saßen ein Mann und ein Weib dicht beieinander, aber sie sahen nichts von dem sprießenden Leben ringsum und hörten nichts von den holden Stimmen, die den hoffnungsreichen Frühling priesen. Die Augen der Frau sahen in ein graues, ödes Land, wo Not und Jammer ihre bleibende Stätte haben und wo alle Hoffnung erstirbt, und der Mann sah nur diese Augen und sonst nichts in der Welt.

Sie waren zusammen gewesen von früher Kindheit an. Wenn sein betrunkener Vater ihn fast zuschanden geschlagen, oder ihre Mutter, die Naste, sie gestoßen, an den Haaren ge-

rauft und mit Schmähungen überhäuft hatte, dann waren sie zueinander geschlichen, als suchte eines beim andern Trost und Hilfe. So war's geblieben nach dem Tode ihrer Quälgeister, als er Pferdejunge und sie, gleich ihrer Mutter, Viehmädchen geworden; so war's geblieben als sie erwachsen waren und ihre ganze Umgebung die endlosen Quälereien auf andere Art fortsetzte. Sie hatten sich aneinander geklammert und eins hatte im anderen alles gefunden, was die grausame Welt ihnen versagte. Sie hatten beschlossen, ihr schweres Leben gemeinsam zu tragen, aber das Schicksal wurde nicht müde, sie zu schlagen. Er kam in den Turm und sie wurde gezwungen, den brutalen Kutgus zu heiraten, von ihren Verwandten und dem Priester gezwungen, weil ihr durch eine Erbschaft fünfzig Rubel zugefallen waren, die der Buschwächter, der sie alle schikanieren konnte, erraffen wollte. Nun waren die fünfzig Rubel längst verjubelt und sie hatte an seiner Seite eine Hölle.

„Ach, Insup, es wird nun nicht mehr lange mit mir gehn. Ich bin so schwach geworden wie ein kleines Kind und so müde, daß ich mich gleich hinlegen könnte und liegen bis in die Ewigkeit. Insup, dann kommt aber wieder die Angst vor dem Tode und vor dem kalten dunklen Grabe, und vor dem Fegefeuer."

Er streichelte ihr sanft die Hände. „Weine nicht, mein Mädchen, weine nicht. Du wirst nun bald sterben, aber du mußt dich davor nicht fürchten. Sieh, wenn du gestorben bist, dann wirst du den Herrgott sehen und den Herrn Jesus Christus und die Heilige Jungfrau und alle Heiligen und Engel. Sie werden zu dir sagen: Konstanze gib deine Tränen her, denn hier brauchst du sie nicht mehr zu weinen; hier ist aller Kummer vorbei für alle Zeit. Dann werden die Engel singen, tausendmal schöner wie in der Kirche gesungen wird und du wirst so froh, so froh sein und die Freude wird sein von Ewigkeit zu Ewigkeit."

Er hatte mit großer Eindringlichkeit gesprochen und ihre Tränen waren versiegt. Sie richtete den Blick zum Himmel, als sähe sie schon all das Schöne. Bald aber wurde sie wieder traurig. „Das Leben wird noch lang sein, Insup, und ich

werde noch viel Schläge und Fußtritte bekommen, ehe ich sterben darf."

Sie hielt erschreckt inne, denn sein Gesicht hatte sich unheimlich verändert und seine Augen hatten den erbarmungslosen Wolfsblick.

„Ich werde —" er erhob den Arm und führte einen schweren Schlag durch die Luft, als sie aber zusammenschauerte und scheu von ihm abrückte, schüttelte er den Kopf. „Nein, ich kann es auch nicht, ich kann keinem Menschen ans Leben."

Lange saßen sie schweigend beisammen. So versunken waren sie, daß sie das Nahen eines Menschen nicht hörten, der auf dem vorüberführenden Waldwege mit leichten Schritten daherkam. Nun stand er hinter ihnen und sah höhnisch auf sie nieder. Erst der Ton seiner Stimme schreckte sie auf.

„Konstanze und Wainoris!" lachte er. „Ist der liebe, alte Freund wiedergekommen? Das wird den Kutgus aber freuen, wenn er erfährt, was für gute Gesellschaft sein Weib hat, während er in der Stadt ist. Ich will nur schnell hin, um es ihm zu sagen. Dann wird er gleich nach Hause kommen und den lieben Freund begrüßen." Damit setzte er seinen Weg fort.

Insup und Konstanze waren leichenblaß geworden.

„Insup, bitt ihn, daß er's nicht sagen soll."

„Er wird es nicht sagen."

„Er wird es sagen. Ich kenne den Peere."

Da lief er dem andern nach. „Peere", keuchte er, den Letten am Arm ergreifend, „ich traf Konstanze zufällig, aber du darfst es Kutgus nicht sagen, sonst schlägt er sie wieder so sehr."

Der Lette lachte und zog die Schultern in die Höhe.

„Peere, wenn du schweigst, so gebe ich dir — ich gebe dir —" er kramte aufgeregt in seinen Taschen. „Willst du das Messer? Sieh, zwei Klingen, ein Pfriemen, ein Bohrer. Es ist ein gutes Messer?"

Peere schnitt eine verächtliche Grimasse: „Bäh!"

Der Schweiß stand Wainoris auf der Stirn. Er riß ein grellbuntes Tuch von seinem Halse.

„Ich gebe dir das Tuch dazu."

Peere warf einen gierigen Blick auf die Sachen, die jener ihm hinhielt, sagte aber noch immer nichts.

Insup hatte nichts mehr, außer seiner silbernen Uhr, die, als ein Geschenk Herrn von Roßbergs, sein höchster Stolz war. „Peere, du sollst sie haben, wenn du mir versprichst, nichts zu sagen."

„Gib her", rief Peere, „gib her! Ich werde dem Kutgus nichts sagen."

„Aber wenn du mich belügst?" fragte Insup mit mißtrauischem Blick.

„Gewiß nicht."

Auf der nackten Brust Insups hing an einem Rosenkranz ein kleines Kreuz. Das zog er nun hervor. „Leg deine Finger drauf und sprich: Ich soll verdammt werden, wenn ich es sage."

Peere verfärbte sich und sein Blick flackerte unruhig, aber er legte die Finger doch aufs Kreuz und sprach die Worte nach.

Darauf gab Wainoris ihm die Sachen und Peere machte sich eilig von dannen.

Ruhig wandte Wainoris sich ab und atmete tief auf. Er hatte sein liebstes Besitztum hingegeben, aber was tut's, jetzt wird der Peere schweigen nnd Kutgus keinen Grund finden, Konstanze zu mißhandeln.

„Insup! — Wainoris!" hörte er aus der Entfernung rufen. Er fuhr herum und sah Peere an einer Waldblöße stehen, die hohlen Hände am Munde.

„Insup!" schrie Peere, ich werde — dem Buschwächter nichts sagen, aber — ich will es — Osoling erzählen und der". Er brach ab und lief auf dem Wege weiter, denn Wainoris begann hinter ihm herzuhetzen.

Eine Weile ging es so fort. Peere keuchte bereits aus schwerer Brust, Wainoris aber schien keine Ermüdung zu verspüren, denn mit unverminderter Schnelligkeit jagte er dahin, seinem Feinde näher und näher rückend. Da stolperte er über eine Wurzel und schlug zur Erde. Als er sich aufraffte, hatte der Lette wieder einen Vorsprung, aber er mußte ihn erreichen, er mußte! Rechts und links vom Wege war dichtes Brombeergebüsch, dahinter von

Gestrüpp bedeckter mooriger Boden. Was tat's? Hindurch, um den Weg, der hier einen großen Bogen machte, abzuschneiden. Die Dornen rissen ihm die Kleider in Fetzen vom Leibe, die zurückschlagenden Zweige peitschten sein Gesicht blutig und das moorige Wasser spritzte ihm um die Ohren. Was tat's! hindurch ist sein einziger Gedanke, um jenen zu fassen! Nun hatte er den Weg wieder erreicht und sah den Letten, der da dachte, Wainoris habe die Verfolgung aufgegeben, gemächlich daherkommen, der aber, als er Wainoris so plötzlich vor sich sah, in jähem Schreck zurückprallte.

„Insup," stotterte er ängstlich, „dummer Kerl, es war ja nur Spaß," aber Wainoris stand unbeweglich im Wege. „Insup, mach' keine Dummheiten und geh' aus dem Wege. Ich will, — ich, ich will dir das Messer zurückgeben — und das Tuch. Nur die Uhr sollst du mir lassen, weil ich so ein guter Kerl bin und schweigen will."

Wainoris ging langsam auf Peere zu. „Gib mir die Sachen zurück."

„Gewiß, Insup, gewiß."

„Wenn du nicht schweigst, so werde ich dich totschlagen."

„Wie kannst du denken, Insupchen, daß ich dich verraten werde." Er horchte auf, denn das Rollen eines schnell sich nähernden Wagens wurde vernehmbar. „Ich bin doch immer dein guter Freund gewesen, und ich werde dem Kutgus auch sagen und gut zureden, daß er sein Weib nicht so schlagen soll."

„Du weißt, er hört immer auf mich." Mit diesen Worten zog Peere sich schnell auf den Bauernwagen zurück, der nun zur Stelle war und sprang mit einem Satz hinauf.

„Fahr zu, Bruder, der verrückte Litauer hat mich angefallen! Fahr zu!"

Insup fiel dem Pferde in den Zügel, aber wuchtige Peitschenhiebe hagelten auf ihn nieder, so daß er ihn loslassen mußte und der Wagen ungehindert weiter fahren konnte. Zerlumpt, beschmutzt, zerschunden, zerschlagen und ausgeplündert stand Wainoris mitten auf dem Wege und starrte leer vor sich hin; dann lief er bis zu der Stelle zurück, wo er mit Konstanze gesessen

hatte, aber sie war fort. Da sank er laut stöhnend zu Boden. So lag er und lag bis die Nacht hereinbrach, und statt der Sonnenstrahlen die des Mondes auf dem Waldboden glitzerten. Endlich raffte er sich auf und schlich nach Hause.

Am andern Tage war er wieder bei der Arbeit, stumm und finster wie gewöhnlich. — —

In der Leutestube tauchte bald darauf das Gerücht auf, Konstanze werde immer hinfälliger und könnte kaum mehr vom Bett auf. Ein litauisches Weib, das in der Gegend herumdoktorte, wollte wissen, daß es dem Weibe des Buschwächters so schlecht ginge, seit ihr Mann sie wieder einmal so furchtbar geschlagen habe. „Kutgus wird schon wissen, warum er sie verprügelt hat", fügte das Weib mit einem giftigen Blick auf Wainoris hinzu.

Dieser zeigte keine Wut, kaum daß er dadurch in Aufregung versetzt wurde. Er hatte ja genau gewußt, daß es so kommen mußte und sah auch voraus, was bald folgen würde. Aber die Zeit schritt vor, und Woche um Woche verging, ohne daß sich irgend was besonderes ereignet hätte. —

Eines Tages im Mai war Insup bei den Füllen in der Koppel, da wurde er angerufen, und als er sich umdrehte, sah er den gewesenen Waggar Preewing, der am Zaun stand und ihm zunickte. „Wainoris, eine Neuigkeit. Weißt du, wer heute gestorben ist? Die Konstanze. Der Kutgus hat sie endlich doch kleingekriegt." Damit ging er seiner Wege.

An diesem Abend bekamen die Pferde kein Futter, auch in der Frühe des anderen Tages nicht, aber erst als Wainoris sich im Laufe des Vormittags gar nicht blicken ließ, gewahrte man, daß er fort war. Herr von Roßberg und die Leute suchten an allen Ecken und Enden, aber der Kutscher war und blieb verschwunden, und jetzt erinnerte man sich auch, daß man ihn seit gestern mittag nicht mehr gesehen hatte. In der Kutscherkammer war alles in bester Ordnung und nichts fehlte. Daß ein altes Perkussionsgewehr nicht mehr seinen gewöhnlichen Platz in der Ecke hatte, wurde nicht bemerkt, denn niemand hatte das verrostete Schießeisen einer Beachtung gewürdigt.

„Lankeneek," sagte Herr von Roßberg verdrießlich zu dem Alten, der zufällig auf dem Hof war, „das habe ich nun von meiner Nachsicht mit dem Wainoris! Ärger, Verdruß, und außerdem noch den Spott darüber, daß ich mir's in den Kopf gesetzt hatte, aus dem unverbesserlichen Taugenichts einen ordentlichen Menschen zu machen. Aber wenn er wiederkommen sollte, werde ich ihn ganz bestimmt fortjagen."

„Gnädiger Herr, er wird nicht wiederkommen. Die Leute haben ihn vertrieben mit ihrem Hohn und ihren tausend Bosheiten. Aber deshalb hätte er nicht fortzulaufen brauchen, denn liefe er auch bis ans Ende der Welt, so würde es ihm doch überall ebenso gehen, und er würde überall der Prügeljunge sein für jedermann."

„Hätte er sich ein Herz gefaßt und wäre zu mir gekommen, so würde ich schon Mittel und Wege gefunden haben, ihm Ruhe zu verschaffen. Aber mag die Herrschaft auch das Beste im Sinn haben, so haben die Leute doch niemals das rechte Vertrauen zu ihr, weil sie im stillen immer glauben, sie sei ihr Feind, und das ist ihr Unglück, Lankeneek."

Spät abends bemerkten die Leute einen hellen Feuerschein, der über dem Walde den Horizont in düster rote Glut tauchte. Auch Herr von Roßberg hatte ihn von seinem Fenster aus gesehen und trat eilig auf den Hof. „Das ist drüben in Litauen," sagte Lankeneek, der aus der Küche kam, wo er sein Abendbrot zu sich genommen hatte.

„Martinischki," nickte Herr von Roßberg.

„Wohl nicht das Dorf selbst, gnädiger Herr. Mir scheint's die Buschwächterei vom Kutgus zu sein. Der Wind geht nach dem Walde herüber und wenn der zu brennen anfängt, so können wir den schönsten Waldbrand auch zu uns herüberbekommen."

„Ihr habt recht, Lankeneek," rief Herr von Roßberg. „Anspannen, Leute, anspannen! und nehmt genügend Beile und Spaten mit!"

Als Herr von Roßberg und seine Leute die Buschwächterei erreichten, stand diese bereits in hellen Flammen. Das halbe Dorf war zusammengelaufen, aber die vielen Menschen standen

untätig gaffend da. Zuerst hatten ein paar Männer wohl versucht an das Gebäude heranzukommen, als ihnen aber Rauch und Flammen entgegenschlugen, sich eiligst wieder zurückzogen. Wo Herr Chodkewicz stecken mochte, war nicht zu ergründen.

Es fiel Herrn von Roßberg auch auf, daß weder der Buschwächter noch sein Weib sich blicken ließen, doch trieb Kutgus sich häufig im Städtchen herum und pflegte auch sein Weib öfters mitzunehmen.

Der Wind, der mit jedem Augenblick stärker wurde, jagte einen dichten Funkenregen nach dem Walde hinüber, große Bündel von brennendem Stroh und Heu flogen gleich glühenden Fackeln durch die Luft, setzten sich im Geäst der Bäume fest und entzündeten deren Nadeln. Auch auf dem trockenen, von dürren Ästen und Nadeln bedeckten Waldboden krochen wie feurige Schlangen die Flammen dahin und züngelten an den Baumstämmen empor. Herr von Roßberg befahl seinen Leuten sofort einen Graben zu ziehen und die brennenden Bäume zu fällen und forderte auch die müßigen Dörfler auf, dabei Hand anzulegen, stieß aber auf unerwarteten Widerstand.

Auf seine zornige Frage, was, in Teufels Namen, ihnen denn einfiele, bei der großen Gefahr des Waldbrandes zu faulenzen, ging ein unwilliges, unverständliches Murren durch den Haufen, dann klangen aus ihm heraus einige Stimmen:

„Das Feuer ist vom Himmel geschickt worden," schrie einer.

„Zur Strafe für den Chodkewicz und den Kutgus, weil sie so gottlos sind!" ein anderer.

„Es ist eine große Sünde, wenn man da nicht brennen läßt was brennt!" kreischte eine Weiberstimme.

Es gehörte die eiserne Ruhe und Kaltblütigkeit des Herrn von Roßberg dazu, um über einen solchen Grad von Verbohrtheit nicht außer sich zu geraten. Er setzte den Leuten mit ruhiger Energie auseinander, daß sie zur Hilfe verpflichtet seien und machte sie darauf aufmerksam, daß er nötigenfalls, um diese zu erzwingen, würde Gewalt anwenden lassen. Da der Gutsbesitzer eine genügende Anzahl von Leuten zur Hand hatte, um seine Drohung auszuführen, so fanden mehrere der Vernünftigeren

es doch ratsam, wenn auch widerwillig, zu Spaten und Beil zu greifen. Als das Dach bereits eingestürzt war und das Haus immer mehr zum Schutthaufen zusammensank, erschien auch die Dorfpolizei in Person eines schnapsnasigen Menschen, der als Zeichen seiner Würde ein großes, blechernes Schild auf der Brust trug.

Herr von Roßberg, der wußte, daß dieser Hüter der Ordnung einer der Saufkumpane des Kutgus sei, fragte ihn, ob er denn wisse, wo der Buschwächter sei.

Der Mann legte den Finger an die Nase und suchte seine umnebelten Gedanken zu sammeln.

„O, o, ich weiß, in der Stadt in wichtigen Geschäften Sr. Wohlgeboren des Herrn Chodkewicz, in sehr wichtigen Geschäften".

„Und sein Weib? hat er sie mitgenommen?"

Der Schnapsnasige zuckte die Achseln. „Ich weiß nicht, Euer Hochwohlgeboren, ich glaube nicht, daß er sie mitgenommen hat."

„Ja, um's Himmels Willen, wo ist sie denn? — Weiß jemand, wo das Weib des Kutgus ist?" rief Herr von Roßberg in äußerster Erregung.

Ein Flüstern und Tuscheln ging durch den Haufen, dann Totenstille. Niemand wußte es.

„Was ist aus dem Weibe geworden?" fragte Herr von Roßberg, den ein namenloses Grauen ergriff, zum zweitenmale.

In diesem Augenblick kam die alte Heilkundige herbeigelaufen. „Was ist? Was ist? fragt der Herr nach der Konstanze?"

„Ja, ja, ja! Weißt du wo sie ist?"

„Vor einer Stunde lag sie auf ihrem Bett. Sie hatte so starke Schmerzen in der Brust, da habe ich ihr einen Tee gegeben. Wo ist sie denn, die Konstanze?"

„Sie ist verbrannt!" rief Herr von Roßberg voller Entsetzen.

Ein lautes Jammergeschrei aus fünfzig Kehlen stieg zum nächtlichen Himmel auf. — — —

Durch den nachtschwarzen Wald fuhr ein Wagen. Bei der

großen Dunkelheit konnte er sich nur langsam fortbewegen, zumal tiefe Löcher und weit aus dem Boden ragendes Wurzelwerk den schmalen Weg schon bei Tage schwer passierbar machten.

„Kutgus", sagte einer der Männer, die auf dem Wagen saßen, mir ist, als ginge immer jemand neben dem Wagen her. Das ist unangenehm! Können wir nicht ein bißchen schneller fahren?"

„Und Hals und Beine brechen!" erwiderte Kutgus unwirsch. „Du bist ein Hase, Peere, und hast zu viel Schnaps getrunken, darum siehst du alles mögliche, was nicht da ist."

Eine Weile schwiegen sie. Der Wald trat etwas zurück, so daß es heller wurde.

„Kutgus!" schrie Peere plötzlich und fuhr in die Höhe, „da steht ja einer beim Pferde!"

„Du! was willst du da?" herrschte Kutgus die schattenhafte Gestalt an und hieb nach ihr mit der Peitsche.

Da blitzte es dicht vor seinen Augen auf, ein Schuß donnerte durch den stillen Wald. Peere warf die Arme in die Luft und stürzte vornüber zwischen die Beine des Pferdes, das, scheu geworden, einen jähen Satz zur Seite machte, wobei der Wagen umfiel. Ächzend lag der Buschwächter am Boden.

„Kutgus", sprach es dicht neben ihm, „knie und bete, denn du wirst jetzt sterben, wie Peere gestorben ist. Du wirst dich nicht lange quälen, denn ich habe die Flinte geölt und geputzt und alles gut in Ordnung gebracht. Bete, Kutgus, bete."

Kutgus lag auf den Knien, von Entsetzen geschüttelt, bei den ruhigen Worten des anderen.

„Was habe ich dir getan, daß du mich umbringen willst?" stammelte er.

„Du hast Konstanze totgequält, darum mußt du sterben."

Der Buschwächter horchte auf. Warum wollte Wainoris ihm ans Leben? Weil er sein Weib getötet hatte? War Konstanze denn gestorben? Seine Gedanken kreisten in tollem Wirbel.

„Bruder Kutgus", erklang wieder die Stimme, „es tut mir weh, daß du dein junges Leben lassen mußt, aber es geht nicht

anders. Dein Haus liegt wohl jetzt schon in Schutt und Asche. Ich habe es angezündet, denn der verfluchte Ort, wo du dein Weib umgebracht hast, mußte verbrennen."

Das Haus niedergebrannt! Der Buschwächter stöhnte laut auf.

„Kutgus, Konstanze spürte nichts mehr von den Flammen. Sie war ja tot und Tote fühlen nichts."

Kutgus wand sich in furchtbarer Seelenangst, die seine Sprache lähmte und seine Gedanken stillstehen ließ.

„Hast du gebetet?" fragte Wainoris rauh, „deine Zeit ist um."

Der Buschwächter erwachte aus der Betäubung. Er schnellte in die Höhe und machte einen gewaltigen Satz nach dem Gebüsch hin. Ein Schuß krachte, er spürte einen stechenden Schmerz in der Schulter, stürmte aber vorwärts. Die Sinne drohten ihm zu vergehen, doch das Keuchen seines Verfolgers beflügelte seinen Schritt, daß er weiter taumelte, bis er vor den ersten Hütten des Dorfes zusammenbrach.

— — — — — — — — — — — — — — — —

In der Frühe des anderen Tages brachten Knechte des Herrn von Roßberg Wainoris auf den Hof.

Der Litauer sah entsetzlich verwildert aus, aber die Züge seines blassen Gesichtes waren ruhig.

„Wir haben ihn ganz in der Nähe gefunden", berichtete einer der Leute. „Er saß am Wegrande und ließ sich ruhig greifen."

„Wainoris", sagte Herr von Roßberg tief erschüttert, „du hast die Buschwächterei angezündet, du hast den Peere erschossen und dem Buschwächter ans Leben gewollt. Kutgus hat das ausgesagt."

„Ja, Euer Gnaden, ich habe es getan, denn der Kutgus hat sein Weib umgebracht und der Peere hat ihm dazu geraten."

„Kutgus hat aber sein Weib gar nicht umgebracht, du Hund!" schrie einer der Männer.

„Er hat sie totgeprügelt, Preewing hat es mir gesagt."

„Dann hat er gelogen! sie lebte und ist erst im brennenden Hause ums Leben gekommen!"

Wainoris stierte den Sprechenden an und wandte seine Augen

dann langsam Herrn von Roßberg zu, als er aber auf dessen Gesicht die Bestätigung der Worte las, stieß er einen dumpfen Wehlaut aus, fuhr sich mit beiden Händen krampfhaft nach dem Herzen und stürzte dann, wie vom Blitz getroffen, zusammen.

Herr von Roßberg kniete neben ihm nieder und legte das Ohr auf seine Brust. Nach einer Weile erhob er sich. „Auf Erden ist seine Schuld gesühnt, sein hartes Leben ist überstanden und sein Herz ist zur Ruhe gekommen."

Pflanzenbilder der Heimat.

Gedichte

Von

Carl Hunnius-Dorpat.

I.

Laubhainwiese an der Bucht von Testama.

Erdbeerblütendurchwirkt
Dehnt sich endlos dein duftender Blumenteppich
Am Ufer der einsamen Meerbucht,
Dicht von Eichen bestanden und sattgrünen Eschen,
Schlanken Birken und Nußgesträuch
Und den tiefernsten Schwarzerlen,
Deren blanke, sonnendurchwärmte Kronen
Sich zu entzückendem Fernblick öffnen
Dem suchenden Blick.

Im Spätglanz milderer Nachmittagssonne
Lieb' ich deine verborgene Schönheit, —
Das Geplänkel der flüchtigen Geister der Luft,
Den Tummeltanz deiner Falter,
Wilder Hummeln Gesumme
Und den sonnentrunkenen Flug
Der blauen Libellen. —

Durch die glänzenden Büsche lauscht nur
Hin und wieder des Meeres
Blauende Herrlichkeit.
Dort auf des Hügels blumenbesätem Gipfel
Ragt eine Eiche,
Farbenbrandend umwogt von des Wachtelweizens
Gelbvioletter Flut, —

Eben erschließt der Schneeballenstrauch
Die weißen Blütenleuchter,
Duftender Wiesengaisbart und Glockenblumen,
Feuriger Nelkenflor und das zarte Labkraut
Färben den Wiesengrund,
Und einsam aus feuchter Niederung ragen
Die Abendkerzen der holden Waldhyazinthe,
Deren berauschender Duft das Haupt
Bis tief in die Nacht verfolgt,
Träume erzeugend.
Huldigend drängt zu Füßen der Rieseneiche
Flammend ein Blumenmeer,
Liebend breitet der ragende Schutzherr
Schattende Zweige über die lieblichen Kinder aus
Und segnet ihre wogenden Lockenhäupter alle
Mit seines majestätischen Wipfels
Heiligem Rauschen. — — —

II.

Sandnelken.

Dianthus arenarius.

Seidenweißen Blütenflaum
Streut aus sanft sich neigendem Füllhorn
Der Juli über die karge Düne, —
Aus grauem Sandmoos und zierlich kriechenden Flechten
Schimmert es schneeig,
Weidenumbuschtem Hügel entquillt
Leuchtend, lilienrein
Der Dianthusblüten flockiges Sternenheer,
Düftereich.

Der du aus windverwehtem Samen gezeugt, —
Schmeichelnd entgegen mir hauchst
Am wellenumbrausten Gestade,
Würziger Nelkenflor,
Sagst uns, daß auch die ärmlichste Scholle
Wunder birgt, um die sie prunkend der Garten beneidet,
Daß auch der Heimat dürftigster Boden
Sandgeborene Blumen wirkt,
Welche gleich frommen Sternen

Heimatlich in des Lebens Wildnis winken,
Taugenährt in der Glut der
Nordischen Sonne.

Flammen der Großstadt Gärten
Strotzend im Reichtum gelber, weißer,
Scharlachglühender, blutroter Nelken —
Das bescheiden wilde Näglein
Hat den Reiz der sinnigen Schönheit
Vor den gefürsteten Schwestern voraus
Und es neigt sich ahnungsvoll lieblich
In schlichter bezaubernder Anmut. —

Jene bricht der modisch sich spreizende Kaufherr
Der im Kreis seiner lachenden Schönen
Abends zwischen Lorbeerkübeln des Parks
Am plätschernden Springborn inmitten der Teppichbeete
Selbstzufrieden vorüberschreitet;
Oder es labt der Patrizier sich
Im schattenumfriedeten Garten
Nach der Arbeit des Tags zwischen Buchsbaumrabatten,
Wenn des Abends Strahl zwischen hochgegiebelten Häusern
Einsamer blinkt
Und die bildwerkreichen Tore, die Steintritonen und Vasen
Golden schimmern im späten Lichte des Himmels.
Würdevoll und gemessen zwischen prangenden Blumen
Wandelt sein Fuß,
Liebevoll beugt sich die Hand zur feurigsten Nelke des Gartens,
Die er aus Samen von Erfurt sich aufzog
Und mit blitzender, englischer Messerklinge
Schneidet er dann den üppig sprossenden Stengel,
Eifrig sich mühend um seitwärts zweigende Knospen,
Daß sie nicht allzuzeitig
Vom herrlichen Strauche fallen,
Der noch lang der pflückenden Hand nachwinkend,
Auf- und abwärts sich neigt in leise wogender Fülle.
Dann ins wassergefüllte Röhrchen aus Glas
Wandert die brennende Blüte,
Das Knopfloch ihm zierend des samtenen Hausrocks.
Höfisch kalt nun lächelt aus luftiger Höhe

Vornehm der prächtige Liebling herab
Auf die zurückgebliebenen Schwestern. — —
Inmitten erlesener Gesellschaft mischt
Im lichterstrahlenden Gartensaal
Sich würzig sein Duft mit dem Parfüm des Salons
Und den Gerüchen der silberbeladenen Tafel. — —

Ihr aber seid die Kinder der moosigen Düne, —
Dort, wo ragend die Föhre
Am unwirtlichen Meeresgestade im Winde sich kühlt,
Und des Nadelwalds harziger Atem
Die Sorgen des Winters vom Herzen weht,
Wo der Möve silberner Fittich die Flut streift,
Harrt ihr in schwüler Mittagsstunde der Kühle des Abends. —

Kommt dann das ländliche Kind im sauberen Röcklein
Den weißen Sandpfad verschwiegen hinabgeschritten,
Greift verlangend die Hand nach euren schimmernden Flöckchen
Und am klopfenden Herzen birgt sich duftig ein Blumenstrauß.
Wenn des spähenden Freundes heimlicher Blick
Der Geliebten begegnet
Und sein Arm sie verstohlen umfaßt,
Haucht im Schatten dämmernden Zwielichts
Süßen Waldduft des Glücks am Busen das Nelkensträußchen,
Leise errötend —
Und am sonnendurchwärmten Hügel vielleicht
Ruht im Schatten der Kronen das liebende Paar —
Einen seligen Augenblick! —

Grüßend senken sich dann eure nickenden Blüten
Auf die Plaudernden nieder —
Lächelnd winkt die sinkende Sonne
Den Weltentrückten,
Und im Dufte des Sommers
Verschwimmen die ersten Träume der Liebe,
Wortlos und schweigend.
Würzig mahnt nur leise ein lieblicher Nelkenhauch
An das Glück, das vorüberschwebende —
Und an den einsamen Zauber
Unnennbarer Stunden. —

Heinrich Joachim Farrenstein.

Schwank in 2 Aufzügen

Von

Martha Baronesse Rosen-Reval.

Ort der Handlung: Schloß Farrenstein in Estland.

Personen:

Frau von Farrenstein
Adelheid
Margarethe } deren Kinder
Heinz
Fräulein Johanna von der Eschen
Lottchen, Wirtschafterin bei Farrensteins.

I. Aufzug.

(Saal im Schloß Farrenstein; die Mutter sitzt mit den beiden Töchtern arbeitend an einem Tisch.)

Adelheid (ihre Handarbeit beiseite legend). Aber Mamachen, wir leben nun mal in einer anderen Zeit, wir können nicht mehr tagaus, tagein im Turmstübchen am Spinnrad sitzen und von herrlichen Rittern träumen!

Margarethe. Ja, Mama, du mußt doch Verständnis für uns haben! Wie können wir zurückbleiben, wenn das Leben um uns so frisch und rastlos vorwärts eilt? Wir müssen mit, wir müssen arbeiten, streben, Mama, wir müssen unsere Persönlichkeit ausleben! Denke doch, Mama, wie dürfen wir die uns von der Natur geschenkten Gaben brach liegen lassen?

Mutter. Ach, liebes Kind, laß doch das Gefasel! An diesem Wortschwall erkenne ich wieder mal den Doktor Maulhans mit seinen albernen Reden; von ihm stammen all' eure modernen

Ideen. Ich sage es dir zum zehnten Mal, Margarethe, deine Vertraulichkeit mit ihm ist mir im höchsten Grade unsympatisch!

Margarethe. Gar nicht, Mama, das habe ich alles aus meinem eigenen Kopf.

Mutter. So, das ist ja noch besser! Also soweit bist du schon! . . . . Grade sitzen, Adelheid! Ach, zu meiner Zeit saßen die Mädchen still und gehorsam zu den Füßen ihrer Mutter, stickten Pantoffeln und Kissen und waren zufrieden mit ihrem Los. Aber wie schnell und leicht ging es dafür auch mit dem Heiraten! Wenn ich mit 22 oder 23 Jahren, wie ihr beiden, noch ohne Mann zu Hause gesessen hätte, das wäre einfach unerhört gewesen! Aber es ist ja zu verstehen, daß das jetzt anders ist; was sollten die Männer mit solchen Blaustrümpfen anfangen?

Adelheid. Aber Mama, wir wollen ja gar keine . . . . (wirft einen Blick auf Margarethe), daß heißt, ich will ja gar keinen Mann! Nun sitze ich hier mit dieser dummen Handarbeit und fühle, daß ich zu Besserem berufen bin. O Mama, laß mich studieren gehn, laß mich Naturwissenschaften studieren gehn! Was kannst du dagegen haben, daß ich das Leben der Pflanzen und Tiere kennen lernen will, unter denen ich aufgewachsen bin.

Margarethe. O, laß sie studieren gehn, Mama! erlaube es ihr! ich bleibe solange bei dir!

Mutter. Nein, Kinder, nein! Wie könnte ich es vor dem Heinrich Joachim, unserem herrlichen Ahnherrn, verantworten, daß eine seiner Nachkommen eine Kursistin mit Scheitel und schiefer Mütze wird? Kinder, denkt an den Heinrich Joachim, der unser Geschlecht hier begründet hat! Denkt daran, daß er dieses Schloß hier erbaut hat, denkt daran, wie edel und gut er gewesen ist, ein frommer und tugendsamer Herr seinen Leuten, ein guter Gemahl seiner stillen, sittsamen Frau! Denkt daran, daß ihr es eurem alten Namen schuldig seid, im Sinne eurer Väter zu leben!

Margarethe. Ach, dem alten Esel wird's wohl ganz wurscht sein, was wir tun und lassen!

Mutter. Margarethe, was sind das für Ausdrücke im Munde

eines Edelfräuleins! Solche Worte verbitte ich mir! O, es geht alles drunter und drüber in unserer schlimmen Zeit!

Lottchen (mit einer Brieftasche eintretend). Gnädige Frau Baronin, Post ist gekommen. Ich erlaube mich, sie hiermit die Briefe zu überreichen.

Mutter (die Briefe durchsehend). Hier, ein Brief für dich, Margarethe! Was sehe ich? Doktor Maulhansens Handschrift! Margarethe! du korrespondierst doch nicht mit Herren!

Margarethe. Nie, Mama! Ich weiß nicht, was er von mir will! Bitte, lies den Brief selber, wenn es dich interessiert.

Mutter. Nein, mein liebes Kind, wenn du so zur Sache stehst, bin ich ganz beruhigt! da hast du ihn! (Margarethe nimmt den Brief und zieht sich ans Fenster zurück.)

Mutter. Hier die Revalsche Zeitung! (Adelheid ergreift diese.) Laß doch die Zeitung, Adelheid! Was ist das nun wieder für eine merkwürdige Liebhaberei? Zu meiner Zeit interessierten sich die jungen Mädchen nie für Zeitungen. Du begreifst ja gar nicht, was du da liest.

Lottchen. O, gnädige Frau Baronin, mit das Begreifen geht das fix bei Fräulein Adelheid. Ich weiß noch, wie sie so klein war, und schon las sie alles heraus aus die Zeitungen, und kommt sie, und sagt mich: „Lottchen, heute haben sie sich im Reichstag wieder mal tüchtig gezankt!" Ach, was habe ich da immer gelacht über dem kleinen Fräulein! Und aus die Büchers hat sie gelesen, alles von Vögels, und Käfers, und immer hat sie in ihr Zimmer Leppatrinos gehabt, und Regenwürmers, und so.

Adelheid (sie umarmend). Ja, Lottchen, nicht wahr, ich muß auf die Universität gehn und Naturwissenschaften studieren?

Lottchen. Ach, mein klein Adelheid ist ja schon viel klüger als die ganze Versität!

Mutter. Was ist das für ein albernes Geschwätz! Fräulein Lottchen, ich glaube gar, sie sind es, die den Kindern all die unnützen modernen Sachen in den Kopf setzt!

Lottchen. Ach ich? wo soll ich? gnädige Frau Baronin!

Mutter. Nun seien sie still und gehen sie das Fremden-

zimmer in Ordnung bringen. Ich erhalte hier eben einen Brief von Fräulein von der Eschen, die sich nun definitiv anmeldet; sie kann in einer Viertelstunde hier sein.

Lottchen. Fremdenzimmer ist schon bereits in Ordnung, Bett ist gemacht, Staub habe ich von dem alten Heinrich Joachim sein Bild gewischt, Blumens auf Kommode gestellt, und was die alten Büchers und Papieren sind . . . .

Mutter (erschreckt). Die haben Sie doch nicht angerührt?

Lottchen. Nicht mit die Fingerspitze hätte ich den Papieren touchiert!

Mutter. Dann ist's gut! Bereiten Sie uns jetzt den Nachmittagstee und servieren Sie ihn uns hier, wenn Fräulein von der Eschen angekommen ist.

Lottchen. Jawohl, gnädige Frau Baronin! (ab.)

Margarethe (etwas ängstlich näher tretend). Mama!

Mutter. Was wünschest du, liebe Margarethe?

Margarethe. Ich glaube, du kannst es nicht ertragen! Mama, Doktor Maulhans hat mir geschrieben . . . . weißt du . . . . er will . . . . weißt du (Mut fassend, lauter) er bittet mich um meine Hand!

Adelheid (ihr um den Hals fallend). Hurra! Margarethchen! das ist ja herrlich! Siehst du, ich habe es dir gesagt, ich wußte, daß es so kommen würde!

Mutter (die einen Augenblick sich zurückgelehnt und die Augen mit der Hand bedeckt hat). Nein! eine Farrenstein läßt sich nicht so leicht aus der Fassung bringen! Wir sind von altem Schrot und Korn! (sie setzt sich sehr gerade hin.) Komm her, Margarethe, und gib mir den Brief! (sie zerreißt den Brief.) Du wirst Doktor Maulhans nicht heiraten, mein Kind! Nur über meine Leiche geht der Weg zu ihm! Ich habe es dir immer gesagt, du solltest nicht so vertraulich mit Doktor Maulhans sein! Da haben wir's nun! Warum könnt ihr denn nicht mehr auf eure alte Mutter hören? Nie, nie lasse ich diese Heirat zu!

Margarethe. Aber Mama, ich liebe ihn!

Mutter. So opfere deine Liebe! Denke daran, meine Tochter, du bist eine Farrenstein! Dein Ahnherr hat sein Leben

auf dem Schlachtfelde gelassen, im Dienste der guten Sache, solltest du nicht auch deine Liebe im Dienste der guten Sache lassen? Kinder, Kinder, fühlt ihr denn nicht das edle Blut der alten Farrensteiner in euren Adern pochen?

Margarethe. Ich fühle nur, daß ich Doktor Maulhans liebe!

Adelheid. Doch, Mamachen, wir fühlen es, und grade darum wollen wir etwas leisten im Leben. O, Mama, laß uns unsre Wege gehn! Siehst du, fürs alte Gut unserer Väter wär's auch besser, wenn wir selbständig wären, Heinz wird es so schon schwer genug haben, das Gut zu erhalten. Da wäre es doch leichter für ihn, wenn wir uns selbst unser Brot verdienen könnten.

Mutter. Wie entsetzlich: Brot verdienen! Wie häßlich klingt dieses Wort im Munde einer jungen Dame! Nein, nein, kommt mir nicht mit euren undurchführbaren Theorien! Heinz wird schon euch und das Gut erhalten. Und Margarethe, dem Doktor werde ich selbst antworten!

Margarethe. Mama!

Mutter. Gibt es denn nicht genug Herren hier in der Umgegend auf den Gütern, die ihr heiraten könntet? Warum geht es denn nicht? Fünf Jahre lang bringe ich euch nun schon auf alle Bälle und Gartenfeste, und es kommt gar nichts dabei heraus. Ihr fangt es falsch an, Kinder, ihr prahlt mit eurem Wissen und eurer Klugheit, und das lieben unsere Herren nicht! Wenn man einem Herrn gefallen will, darf man nie klüger sein als er! Er liebt es, seine Überlegenheit zu fühlen! Aber ihr sprecht immer von geistreichen Dingen, von denen sie nichts verstehen, und darum werdet ihr noch alte Jungfern werden!

Margarethe. Aber Mama, Doktor Maulhans . . . .

Mutter. Kein Wort mehr von Doktor Maulhans! Zeige dich als eine echte, rechte Farrenstein! Sei tapfer, meine Tochter!

Heinz (ein elfjähriger Knabe, im Jagdkostüm, mit der Flinte auf dem Rücken, tritt ein und wirft sich auf einen Lehnstuhl). Hungrig!

Mutter. Was sind das für Manieren, Heinz! Setze dich mal grade hin!

Heinz (richtet sich auf und wirft Adelheid einen Wurm zu). Für dich, Adelheid!

Adelheid. Danke, mein Junge, wo hast du ihn gefunden?

Heinz. Hinterm Stall!

Mutter. Entsetzlich! Ein Wurm! Hinweg damit! So etwas bringt man nicht in den Saal!

Adelheid. Aber, Mama, ich studiere eben die Ringelwürmer, annelita. Dieser hier ist ein lumbricus terrestris.

Mutter. Schrecklich! Da wird mir der ganze Saal voll Erde und Würmer geschleppt!

Adelheid. Ich trage ihn gleich fort, liebe Mama! (ab.)

Heinz. Haben wir heute frische Kuckel zum Tee?

Mutter. Das wollen wir noch sehen. Vorläufig gehst du dir jetzt die Hände waschen und einen reinen Rock anziehen.

Heinz. Gleich, Mama! — Gretel, ich sah eben Doktor Maulhans übers Feld reiten!

Margarethe. So? (eine peinliche Stille.)

Mutter (die Nase rümpfend). Pfui, Heinz, deine Stiefel riechen nach dem Pferdestall! Geh mir aus den Augen! Wo hast du dich wieder herumgetrieben?

Margarethe. Aber Mama, er muß doch auf die Felder gehn! und eben wird alles frisch gedüngt. Er wird ein guter Landwirt werden!

Mutter. Feine Manieren und ritterliches Benehmen sind die ersten Eigenschaften, deren sich ein Farrenstein zu befleißigen hat! Geh hinaus, Heinz, und komm sauber und anständig zum Tee zurück, und setze dich nicht auf den Lehnstuhl, wenn Fräulein von der Eschen da ist.

Heinz. Wird alles besorgt, Mama! (geht pfeifend hinaus.)

Mutter. Heinz, Heinz, man pfeift nicht! Heinz, hör doch, man pfeift nicht!

Adelheid (hereinstürzend). Fräulein von der Eschen kommt! Ich sah eben die Kalesche um die Ecke biegen! (die Mutter geht eilig hinaus, die Schwestern sehen aus dem Fenster.)

Margarethe. Hol' der Kuckuck dieses Fräulein von der Eschen und die ganze alberne Familienforschung!

Adelheid. Du bist gereizt, mein armes, kleines Gretelchen.

Margarethe. Ja, was geht es uns denn an, was dieser alte Heinrich Joachim vor dreihundert Jahren getrieben hat? Immer wird uns sein edler Sinn und seine Tugend unter die Nase gerieben, seinetwegen dürfen wir nicht heiraten wen wir wollen. Das alte Kamel!

Adelheid. Ja, du hast recht! Und nun kommt uns noch diese alte Eschen auf den Hals! Sie wird hier monatelang mit ihrer Zimperlichkeit sitzen; bis sie all' die alten vergilbten Papiere durch hat, kann sie auch alt und grau werden!

Margarethe. O, ich wollte die Moderlappen sämtlich verbrennen! . . . . Was meinst du, Adelheid, heute abend, wenn alles schläft, schleichen wir uns leise ins Fremdenzimmer, schleppen den Kram hinaus und zünden im Walde ein lustiges Feuerchen damit an!

Adelheid. O, fein, Gretel, fein! Ins Feuer mit der ganzen Tugend und Ritterlichkeit, daß wir nicht mehr damit geplagt werden!

Margarethe. Und Fräulein von der Eschen werden wir dann auch los, wenn sie hier nichts mehr zu suchen hat!

Lottchen (eintretend). Fräulein Adelheid, Fräulein Margarethe! Frau Mama läßt Ihnen rufen! Sie sollen dem fremden Fräulein begrüßen gehn!

Adelheid. Ach, du liebe Zeit! (ab)

Lottchen (Margarethe festhaltend). Fräulein Gretelchen, warum so betrübt?

Margarethe. Ach, Lottchen, mein liebes altes Lottchen, ich bin so unglücklich! Ich will Doktor Maulhans heiraten und Mama erlaubt es nicht!

Lottchen. Na ja! Da haben wir den Salat! Wenn es zum Heiraten kommt, dann geht das Malheur los! In meiner Jugend ist das auch noch dieselbe Geschichte gewesen, darum sehen Sie mich auch noch zurzeit unbegeben und trauernd durch dem Leben gehn.

Margarethe. Aber Lottchen, du bist doch immer ganz vergnügt.

Lottchen. Ja, liebes Kind, ich habe gelernt, dem Leben

von die lachende Seite anzusehen und ein rosiges Gesicht über alles zu machen. Das rate ich Sie auch, Fräulein Gretelchen! Sehen Sie: Immer mit frohe Sinn — tanzen durchs Leben hin! — Wenn Doktor Maulhans nicht sein soll, kommt vielleicht noch ein anderer.

Margarethe. Aber Lottchen, du hast doch auch keinen andern genommen!

Lottchen. Ja, Kindchen, mit mich ist das eine besondere Bewandtnis; sehen Sie, da ist später auch kein anderer mehr nicht gekommen. Aber bei Sie werden noch viele andere kommen! Und nun lachen Sie und seien Sie recht vergnüglich: Ein frohes Herz bringt alles wieder auf die Beine! (besinnt sich ein Weilchen) Zum Beispiel: nehmen Sie doch den Herr von Blumenau.

Margarethe. Ach nein, Lottchen, der hat eine Nase in die Luft! Ich heirate nur eine gebogene Nase! Ich liebe keine Männer mit der Nase in der Luft.

Lottchen. Ach so! Aber denn der Herr von Eichenfels! Gefällt Sie der nicht?

Margarethe. Pfui! dieser Esel! Neulich sagte er: „das Heimchen von Schoppenhauer", anstatt „die Heimat" von Sudermann!

Lottchen. Nein, so was? Hast du mir nicht gesehen!

Margarethe. Ich will keinen dummen Mann, der tut, als ob er klug wäre!

Lottchen. Nu, aber dann Herr von Rehbach?

Margarethe. Der ist ja stumm wie ein Fisch!

Lottchen. Aber Herr von Geierflug?

Margarethe. Der schwatzt wie ein Waschweib!

Lottchen. Nu, da sehe ich freilich keinen Ausweg nicht. Aber, Fräulein Gretelchen, halten sie nur immer Kopf hoch: Geduld hat Gold im Munde!

Margarethe (umarmt sie). Danke, mein gutes Lottchen! Danke! (ab)

Lottchen (sich die Augen wischend). Armes Kind! Ja, wenn man mit die Liebe auf falsche Schienen kommt, dann ist der Kummer los! Warum muß sie auch schräg vorbei lieben an

all die reichen jungen Herren hier in die Umgegend, und grade drauf los auf diesen quacksalberschen Maulhans, der keine eigene Kickipage nicht einmal hält! Und was seine Haushälterin nicht alles erzählt! Diese Wirtschaft im Hause! Tagtäglich kommt er eine Stunde zu spät zu Mittagessen, und dann geht er studieren, anstatt sich zu Tische zu begeben! Wenn die Kathrine nicht auf ihm paßte, wäre längst nichts als ein Knochengerippe von ihm nachgeblieben! Immer muß sie ihm sein Mittagessen unter die Nase reiben! Und was nicht alles in sein Haus kommt! Tutti und frutti! Alles Kranke, die nicht einen Kopeken bezahlen, und die Kathrine muß Tee und Tumsuppe für ihnen kochen und Zwieback machen, und die Dielen beschmieren sie auch mit ihre schmutzige Stiefels. Nein, so ein Mann! Aber die Liebe läßt ihr nicht gebieten, wenn sie nu einmal wie ein rauschender Strom über der Seele kommt! . . . Armes Gretelchen! . . . Aber wo denke ich hin? Ich muß ja auf dem Nachmittagstee passen! (ab)

(Die Mutter und Fräulein von der Eschen treten ein, gefolgt von den Mädchen.)

Johanna v. der Eschen. (sentimental) Dieses also ist der Stammsitz des edlen Geschlechtes der Farrensteiner! Hier hat Heinrich Joachim sein großes, tatenreiches Leben gelebt, hier hat er gewirkt, von hier ist er in den letzten, schweren Kampf gezogen!

Adelheid (beiseite). Siehst du, Gretel, nun geht's los!

Mutter. Ja, Fräulein von der Eschen, hier ist die Stätte! und ich hoffe, Sie werden hier reiches Material für ihre schöne Arbeit finden! Bitte nehmen Sie doch Platz! (alle setzen sich)

Margarethe. Altes Papier ist genug vorhanden!

Mutter. Margarethe!

Johanna. Altes Papier! Unsere herrlichen, unschätzbaren Dokumente!

Mutter. Ja, diese Mädchen verstehen das nicht! Sie haben den Kopf voll neuer Ideen! Fräulein von der Eschen, Sie müssen mir helfen, meine Töchter ins rechte Geleise zu bringen!

Heinz (eintretend). Moi'n!

Johanna. Guten Tag, mein Junge! Das ist also der

jüngste Sproß des Hauses, der letzte Nachkomme unseres Heinrich Joachim! Ich hoffe, Sie machen Ihrem Ahnherrn Ehre! — Ja, gnädige Frau, es freut mich von Herzen, daß Ihr Herr Onkel gerade mich für diese Arbeit ausersehen hat, als er beschloß, die Familiengeschichte der Farrensteins zusammenzustellen. Wir haben schon viel miteinander gearbeitet, aber merkwürdig, wir finden nirgends näheres über Heinrich Joachim! Sein früher Tod im dreißigjährigen Kriege ist das einzige, was wir über ihn erfahren konnten. Nun kam ihre liebenswürdige Aufforderung, hier in den Dokumenten zu forschen, und ich bin ihr mit Freuden gefolgt.

Mutter. Ich glaube, Sie werden hier viel finden. (Zu Heinz, die Nase rümpfend) Heinz, deine Stiefel riechen noch immer! Geh', kleide dich um!

Heinz. Ich hab' mich schon, Mama!

Margarethe. Er ist seitdem schon wieder im Stall gewesen.

Adelheid. Wir mußten doch Falladas Füllen Zucker bringen.

Mutter. Du auch, Adelheid! Ich ging in meiner Jugend überhaupt nie in den Stall!

Johanna. Ja, die Jugend von heute hat kein Verständnis mehr für Feinheit und gute Sitten! Kunterbunt gehen die Begriffe von Schönheit und Recht durcheinander. Ich finde mich nicht mehr zurecht in der neuen Zeit, darum vergrabe ich mich ganz in meine Forschungen, ich lebe mit all meinen Gedanken in der schönen, alten Ritterzeit!

Margarethe. Wenn ich begreifen könnte, zu was diese lächerlichen Forschungen gut sein sollen!

Mutter. Margarethe.

Johanna. Mein liebes Kind!

Lottchen (mit einem Teebrett eintretend).

Heinz. Hurra! Frische Kuckel. (steckt einen in den Mund)

Mutter. Aber Heinz, das tut man nicht!

Johanna (sich abwendend). Unglaublich, solche Manieren in diesem alten vornehmen Hause.

Mutter. Kinder, ihr bringt mich noch zur Verzweifelung! (Zu Lottchen, die fortwährend eingießt, ohne daß etwas aus der Kanne fließt.)

Was machen Sie, Fräulein Lottchen, es fließt ja nichts aus der Teekanne?

Lottchen (verwirrt). Verzeihen Sie, gnädige Frau Baronin, ich glaubte Tee zu sein! Aber da ist auch kein Atom nicht drin! Nein, so eine Verstreutheit! Ich gehe gleich Tee holen! (für sich) Die Geschichte mit das arme Fräulein Gretelchen spukt mich so im Kopfe herum, daß ich darüber der herrschaftlichen Nahrung vergesse! (ab)

Mutter. Entschuldigen Sie, gnädiges Fräulein, meine Wirtschafterin ist schon sehr alt.

Johanna. O bitte, gnädige Frau, das macht ja nichts! Es ist ja so nett und gemütlich, hier zu sitzen! Der schöne Blick durchs Fenster auf die uralten Eichen im Park, und hier der alte ehrwürdige Raum, in dem so viele edle Männer und Frauen gewohnt haben! . . . Ach, ich denke eben an Adelheid Farrenstein, die schöne junge Gattin des Friedrich Joachim, der in der Schlacht bei Narwa so ruhmvoll gekämpft hat. Hier hat sie auch gesessen, und ihren Mann erwartet. Sie war eine Tochter des Freiherrn Karl von Bärenstamm, dieser, geboren 1645, war ein Sohn des Hermann von Bärenstamm, der aus Deutschland als Kaufmann herüberkam.

Adelheid (gähnend zu Margarethe). O, die lederne Person!

Johanna. Der Vater des Friedrich Joachim war Klaus Berend, der ein schönes Gut in Schweden besaß, durch seine Gattin nämlich, eine geborene . . . .

Margarethe. Das wissen Sie alles auswendig, Donnerwetter!

Mutter. Margarethe, man sagt nicht Donnerwetter!

Johanna. Eine geborene Christine af Gegenström. Das Gut ist später an die Gegenströms zurückgegangen, nachdem Klaus Berend viel Gutes dort gestiftet hat. (Die Mädchen und Frau v. Farrenstein gähnen immerfort während dieser Erzählung.) Auch hier in Farrenstein ist er von seinen Leuten sehr geliebt und verehrt worden. Seine beiden anderen Söhne waren Eberhard und Karl Joachim, die als elf- und zwölfjährige Knaben heimlich aus dem Hause fortliefen, um in der Schlacht bei Narwa mitzukämpfen. (Heinz läßt den Kuckel, den er anbeißen wollte, fallen,

und starrt Fräulein von der Eschen gespannt an.) Karl Joachim ist der Stammvater der anderen Linie der Farrensteiner, und Eberhard . . . .

Lottchen (tritt mit der Teekanne ein). Hier ist der Tee, gnädige Frau Baronin, ich bitte sehr, meine unliebsame Verstreutheit freundlichst zu beschuldigen und wohlgeneigt empfinden zu wollen.

Johanna. Was meint sie eigentlich?

Mutter. Ja, ja, Fräulein Lottchen, gießen Sie nur ein! (Lottchen gießt ein)

Heinz (mit der Faust auf den Tisch schlagend). Na, und Eberhard? Weiter erzählen!

Lottchen. Pautz! Was war das? Du knallst mir ja alle Tassen herunter, Heinz!

Mutter. Aber Heinz, so spricht man nicht mit Fräulein von der Eschen! Bitte mal gleich um Verzeihung!

Johanna. O, lassen Sie ihn, gnädige Frau! Er zeigt doch Interesse für die Sache! Ja, mein lieber Junge, vom Eberhard kann ich Ihnen noch viel erzählen! (sie trinkt)

Adelheid. Wenn sie jetzt noch den ganzen Moderhaufen in die Hände kriegt, wird sie ja noch mehr zu erzählen haben.

Margarethe. Geduld! Heute Nacht ist's aus mit der ganzen Herrlichkeit!

Johanna. Als im Jahre 1716 . . .

(Der Vorhang fällt.)

II. Aufzug.

(Ein Zimmer mit zwei Türen. Im Vordergrunde ein mit Akten, alten Handschriften usw. bedeckter Tisch, dahinter ein Lehnstuhl. An der dem Publikum gegenüberliegenden Wand das Bild des Heinrich Joachim in der Tracht eines Soldaten aus dem 30-jährigen Kriege. Es ist dunkel. Das Bild wird von einem Schauspieler gestellt.)

Lottchen (durch die linke Tür eintretend, ein Licht in der Hand). Nu ist alles in Ordnung, das Fräulein kann zu Bett gehn (sieht zum Bilde auf). Der Alte hat auch kein Stäubchen nicht auf sein Rock; nu kann das Fräulein ihm begaffen, so viel sie Lust

hat. Gnädige Frau ist auch immer viel zu gut gegen den fremden Leuten. Ladet sie uns die alte Mamsell für den ganzen Sommer auf den Hals, daß sie den Kindern ihr sparsames Brot vor die Nase weg ißt. Die gnädige Frau ist doch auch nicht gerade auf dem goldenen Blatt mit ihre Moneten, und nu immer noch Gäste und Gäste. So eine Mamsell trinkt doch auch tagtäglich ihre vier Tassen Kaffee und zwei Tassen Tee, und was sonst noch alles an Nahrungsmitteln zu vertilgen ist. Nein, diese Gastwirtschaft hier im Hause gefällt mich gar nicht! Und nichts zum Heiraten für die Fräuleins kommt dabei heraus. Ja, wenn das noch wäre! (ab.)

Mutter (mit Johanna eintretend). Sie werden sich hier doch nicht fürchten, mein liebes Fräulein? In diesem Stock wohnt zwar niemand, aber grade unter Ihnen schlafen die beiden Mädchen, und neben deren Zimmer ist das der Wirtschafterin. Auch ist hier eine elektrische Glocke ins Zimmer der Stubenmagd.

Johanna. Ich danke vielmals, gnädige Frau? Aber ich fürchte mich wirklich gar nicht! Bin ich nicht hier umgeben von den guten Geistern der Vergangenheit; ich sehe die alten Farrensteiner, das Haupt von üppiger Lockenfülle umrahmt, ich rede mit ihnen, ich verkehre mit ihnen, das ist mir die beste Gesellschaft und der beste Schutz. O, sich so ganz hinein zu versenken . . . . .

Mutter. Diese Tür führt also in ihr Schlafzimmer. Ich sehe, Ihre Koffer stehen drin. Und hier (sie zeigt die Papiere) ist Ihr Arbeitsmaterial, durch Jahre von keiner Hand berührt.

Johanna. O, ich freue mich! (streichelt die Papiere.) Ihr lieben, alten, vergilbten Blätter, was werdet ihr mir alles erzählen!

Mutter. Und hier ist das Bild des Heinrich Joachim.

Johanna. O, herrlicher, edler Heinrich Joachim! Wie schön muß die Zeit gewesen sein, als die Männer noch so gekleidet gingen, und die Frau ihnen noch als das Höchste und Lieblichste auf Erden galt!

Mutter. Ja, das war eine schöne Zeit. Aber nun gute Nacht, Fräulein von der Eschen! Sie müssen schnell zu Bett

gehen, Sie sind ja gewiß totmüde nach der langen Reise! Ich danke Ihnen noch vielmals für die Belehrung, die Sie meinem Sohne haben zuteil werden lassen. Es freut mich so, daß er sich für die Sache interessiert. Schlafen Sie gut, liebes Fräulein, und recht lange. Der Kaffee wird erst um neun getrunken.

Johanna. Danke sehr, gnädige Frau; ich wünsche Ihnen gleichfalls eine gute Nacht. (Mutter nach rechts ab, Johanna nach links.) (Adelheid und Margarethe treten verstohlen ein, erstere trägt ein Licht.)

Adelheid. Pfui, es riecht hier nach Moder! Hör, Gretel, ich glaube, wir sind doch etwas zu keck!

Margarethe. Nein, Adelheid, weißt du, in mir kocht es bis in die Fingerspitzen! Ich möchte alles zerreißen, was mir unter die Hand kommt! Ich habe Mut wie eine Löwin! Ich muß meinem Herzen Luft machen!

Adelheid. Der arme Doktor Maulhans! Jetzt sitzt er voll Hoffnung in seiner einsamen Stube, und morgen, wenn die Post kommt . . . .

Margarethe. Still, Adelheid! Ich kann es nicht ertragen! Jedenfalls werde ich nie, nie einen anderen heiraten und Mama kann sich freuen, wenn ich eine alte Jungfer werde.

Adelheid (mit der Faust das Bild bedrohend). Und an all dem Elend ist der da oben schuld! Pfui, schäme dich, du Alter! Nun wollen wir dir grade einen Tort spielen und all deine alten Papiere verbrennen!

Margarethe. Ja, du alter Esel! Du alter Lockenfritze! Du alter Kleidernarr! Ins Feuer mit all deiner Ritterlich . . . pst, Adelheid! Die Alte rührt sich drin! (beide lauschen.)

Adelheid. Nein, alles ist wieder still! Warte, ich will mal durchs Schlüsselloch gucken! O weh! Der Schlüssel steckt drin! Sicherlich hat sie abgeschlossen, aus Angst vor Räubern und Gespenstern!

Margarethe. Gespenster kommen auch durch die geschlossene Tür, Adelheid!

Adelheid. Ach, schwatze keinen Unsinn! Schnell an die Arbeit! Nun habe ich auch Courage! (sie schleichen an den Tisch, jede nimmt einen Packen Papiere, da geht die Tür auf, Johanna tritt ein,

eine Nachthaube auf dem Kopf, ein Licht in einer Hand, in der andern eine Dose, unterm Arm ein Kissen. Die Mädchen lassen die Papiere liegen und bleiben erschreckt stehen.)

Johanna. Was sehe ich? Fräulein Adelheid, Fräulein Margarethe! Sie haben wohl denselben Gedanken gehabt, wie ich?

Adelheid. Ja, gnädiges Fräulein!

Margarethe. Welchen Gedanken hatten Sie?

Johanna. Nun, Sie glauben doch nicht, daß ich schlafen kann, wenn die kostbaren Schätze hier so nah vor mir liegen, und ich noch keinen Blick hinein getan habe. Ich wollte noch ein wenig darin lesen. Es freut mich, daß Sie sich nun doch auch für Familienforschung interessieren!

Adelheid. Ja, aber nun wollen wir Sie weiter nicht stören. Komm, Margarethe, wir müssen schlafen gehn.

Johanna. Das tut mir leid. Ich gedenke noch ein Stündchen hier zu arbeiten und mich ganz zu versenken in die schöne, alte Ritterzeit!

Adelheid. Also, gute Nacht, gnädiges Fräulein!

Margarethe. Gute Nacht! (Beiseite) Ärgerlich! Na, es bleibt für ein anderes Mal! (beide ab.)

Johanna. So, nun will ich mich hier ganz gemütlich einrichten. Hier, das Kissen hinterm Rücken, so habe ich es recht weich und mollig, meine Hustenpastillen stelle ich auf den Tisch, die Beine wickle ich noch in diese Decke. Und nun schnell an die geliebte Arbeit! (sie setzt ihre Brille auf und blättert.) So, da steht ja schon gleich etwas über Heinrich Joachim! O, eine lange Geschichte! Ein Prozeß! Natürlich ein Prozeß! O, wie interessant! Wäre es nur nicht so schwer, die alte vergilbte Schrift zu lesen! (Es schlägt zwölf! Sie blättert. Der Ritter im Bilde seufzt.) Was war das? Ein Geräusch? O, was war es nur? Ich hätte doch nicht allein hier oben bleiben sollen! . . . Ach nein, vielleicht war es auch nur der Wind! (sie liest) Dieser Heinrich Joachim war entschieden ein energischer Mann! Wie er diesen Prozeß führt! Aber sein Gegner, der Friedrich Batz, ist auch ein schlauer Mensch gewesen! Um was hat es sich nur gehandelt? Aha, am 10. September 1631 . . . . (der Ritter seufzt noch lauter.)

Nein, nun war es aber wirklich ein Geräusch! (sieht sich entsetzt nach allen Seiten um.) Ach nein, vielleicht . . . war es . . . eine . . eine Fledermaus! (mit unsicherer Stimme) ich will weiter lesen! Am 10. September 1631 scheint der Prozeß sich von neuem zu entspinnen. Der Friedrich Batz klagt den Heinrich Joachim an . . . (der Ritter seufzt noch einmal, steht auf und sieht sie an. Johanna springt mit einem Schrei des Entsetzens auf.) Heinrich Joachim!

Heinrich Joachim. Na, was fürchtet Sie sich denn? Komme Sie mal her und stelle Sie mir einen Stuhl hin, daß ich aus dem Rahmen steigen könne!

Johanna. O, Entsetzen!

Heinrich Joachim. Schnell! sage ich! (Johanna läuft ängstlich hin und stellt den Stuhl mit einem Schrei vors Bild.)

Heinrich Joachim. So ist's gut! Habe ich schon lange genug allein hier oben gesessen! Läßt man mich hier mit Ratten und Mäusen und Spinnen hocken! Will doch auch mal lustig sein und mich mit richtigen Menschen vergnügen. Kommt mir die Jungfer da gerade zu Paß! (steigt aus dem Rahmen und geht auf Johanna los, die starr vor Entsetzen dasteht.) Zeige Sie mir mal ihre Figur! (nimmt ihren Kopf zwischen die Hände.) Pfui, häßlich ist sie! Schockschwerenot! Gibt es nicht noch andere Frauenzimmer hier im Hause? Na, rede Sie doch, wenn ich Sie frage! Was gafft Sie mich an? Na, so rede Sie doch, oder ich steche! (zieht seinen Dolch.)

Johanna (schreit). Ja, ja, mein Herr! Es gibt Frauenzimmer genug! Warum kommen sie denn nicht, mir beizustehen? (sie rennt von einem Ende zum andern, stampft auf den Boden und schreit.) Fräulein Lottchen! Fräulein Adelheid! Fräulein Margarethe! Frau Baronin! Kommen Sie doch! Kommen Sie doch!

Heinrich Joachim. Wie sich das Weibsbild gebärdet! Kommen Sie mal her! Was sind das hier für Dinger?

Johanna. Mein Herr! Das . . . sind . . . Hustenpastillen!

Heinrich Joachim. Was?

Johanna. Hustenpastillen!

Heinrich Joachim. Heiliger Sebastian! Was redet Sie da für Schnack! Kann Sie nicht vernünftige Worte reden!

Adelheid und Margarethe (mit aufgelösten Haaren, in Kämmmäntel gehüllt, stürzen herein). Was ist denn hier los, Fräulein von der Eschen? (erblicken den Ritter) Ach!!!

Heinrich Joachim. Sapperment! Das sind hübsche Mädels! Kommt mal her, Kinder!

Margarethe. Das ist ja der Heinrich Joachim!

Adelheid. Nicht möglich!

Heinrich Joachim. Na, wollt ihr wohl näher kommen! (streichelt ihre Wangen.) Ganz niedlich und frisch! Wie heißt ihr denn, ihr beiden?

Johanna. O, sprechen Sie nicht mit ihm! Er ist entsetzlich! O, kommen Sie, wir wollen fliehen!

Heinrich Joachim. Wird Sie wohl ihr Maul halten, die Jungfer! Na los, Kinder, wie heißt ihr!

Margarethe. Na, Adelheid, wir werden doch keine Angst haben! Ich heiße Margarethe Farrenstein!

Adelheid. Und ich Adelheid Farrenstein! Und wenn Sie hier Skandal machen und unsere Nachtruhe stören wollen, so werden wir Sie schon hinauszujagen wissen!

Margarethe (mit ihrem Kamm drohend). Marsch, zurück in den Rahmen.

Heinrich Joachim (die Arme kreuzend und lachend). Ha, ha! Ihr gefallt mir, Mädels! So lebt doch noch der Geist der alten Farrensteiner! Kommt, nun wollen wir mal lustig sein miteinander! Solche brave Mädel kann unser guter König Gustav auch brauchen! Ja, das war eine tolle Zeit, damals im Kriege! Kommt, ich will euch was davon erzählen! Schnell, die Stühle um den Tisch gerückt! — Hole die Jungfer uns mal Wein! Was steht Sie da wie eine Bildsäule?

Adelheid. Die ist ja unser Gast! Sie weiß nicht, wo der Wein steht. Ich will ihn gleich holen!

Johanna (sich an Adelheid klammernd). Nein, Fräulein Adelheid, lassen Sie uns nicht allein! O bitte, gehen Sie nicht weg!

Margarethe. Ich bin ja auch noch da. Geh nur, Adelheid, ich habe keine Angst, er ist ja ein ganz famoser Kerl!

(Adelheid ab, Lottchen tritt verschlafen ein, sich die Augen reibend.)

Lottchen. Das gnädige Fräulein haben geruht, zu klingeln; die Marie wacht natürlich nicht auf, da bin ich selber gekommen. Was winschen . . . . . O, du meine Güte! (sie bleibt entsetzt vor Heinrich Joachim stehen.)

Heinrich Joachim. Wer ist denn die?

Margarethe. Das ist die Wirtschafterin Fräulein Lottchen! Mein liebes Lottchen, habe keine Angst, das ist ja der Ur-Ur-Ur-Großvater!

Heinrich Joachim. Komme Sie mal her, die Alte! setze Sie doch ihre Haube grade auf! Was ist denn das? Zu unsrer Zeit mußten die Weibsbilder sofort gehorchen! Diese tun jetzt, als wären sie die Herrn der Welt! Setze Sie ihre Haube grade auf, hört Sie wohl, oder . . . . (zieht den Dolch.)

Johanna. Entsetzlich!

Margarethe (setzt Lottchen die Haube gerade auf). Ich bin bei dir, Lottchen, sprich doch! Habe keine Angst!

Lottchen. Das ist ja der . . . . der aus dem Rahmen!

Adelheid (mit einer Weinflasche und Gläsern eintretend). Hier ist der Wein!

Heinrich Joachim. Was? Wein? Das nennt Sie Wein! Davon sollen fünf Menschen trinken! und woraus sollen wir denn trinken?

Adelheid. Aber doch aus den Gläsern!

Heinrich Joachim. Sie glaubt wohl, ich wäre ein Narr, daß Sie mich so zum Besten hat! Was ist das für ein Kinderspielzeug? Hole Sie uns mal gleich die alten Humpen her und das größte Faß aus dem Keller!

Adelheid. Wir haben keine Humpen, und der Wein ist in Flaschen gefüllt.

Heinrich Joachim. Sie haben keine Humpen. Ist das eine Weiberwirtschaft hier im Hause! Wo sind denn meine Humpen geblieben? Sie stehen doch unten in der Halle auf dem Eichentisch! Hole Sie mal gleich die Humpen!

Margarethe. Wir haben aber wirklich keine Humpen mehr! Doch ich will mal nachsehn, ob ich etwas für Sie finde.

Heinrich Joachim. Und hole Sie mehr Wein! Damit stillt

kein vernünftiger Mensch den Durst! Aber schnell! (stampft mit dem Fuß. Margarethe ab.)

Mutter (hereinstürzend im Negligé). Was ist hier geschehen? Was ist das für ein Lärm?

Johanna. O, gnädige Frau, es ist entsetzlich! Ich kann nicht mehr! O, wäre ich nie in dieses Haus gekommen!

Mutter. Ja, was ist denn? Ach! .... Heinrich Joachim! .... Träume ich? Sehe ich recht? Der Rahmen .... der Rahmen ist leer!

Heinrich Joachim. Was will die Alte?

Adelheid. Das ist meine Mutter! Besitzerin von Schloß Farrenstein.

Heinrich Joachim (sich tief verbeugend). Meinen untertänigsten Gruß der edlen Hausfrau! Ihr habt zwei schöne Töchterlein, Verehrte!

Mutter. Wer hat Euch gestattet, aus Eurem Rahmen zu treten?

Heinrich Joachim. Oho! Will Sie mich Sitten lehren? Weiß Sie nicht, daß ich jede Nacht um 12 aus meinem Rahmen komme und hier allein mit Mäusen und Ratten und Spinnen mich vergnügen muß? Nicht einmal hat Sie mir einen Gast geschickt, mit dem ich hätte zechen und fröhlich sein können! Nicht einmal ist Sie gekommen, mir Gesellschaft zu leisten! Warum läßt Sie mich hier in der Fremdenstube und läßt die Spinnen auf meinen Rock kriechen und den Staub sich auf meine Nase lagern? Warum? Na, so rede Sie doch! Was die Weibsbilder jetzt nicht antworten! Wenn meine Frau nicht antwortete, habe ich sie gleich auf drei Tage in den Turm gesperrt! (packt die Mutter am Arm.)

Mutter. Kinder! Kinder! Zu Hilfe! Rettet mich!

Heinrich Joachim. Na, so rede Sie!

Mutter. Ach! Verzeihen Sie! Gleich morgen lasse ich Sie unten in den großen Saal tragen, da ist schon der Klaus Berend und der Friedrich Joachim, und ....

Heinrich Joachim. Schon gut! Schon gut!

Johanna. Es war doch eine schreckliche Zeit, wo man die Frauen so mir nichts, dir nichts in den Turm sperrte!

Heinrich Joachim. Was plappert Sie da! Eine schreckliche Zeit! Will Sie selbst in den Turm kommen?

Johanna (versteckt sich). O, helfen Sie mir!

Margarethe (tritt mit drei Flaschen und einer großen Vase ein).

Heinrich Joachim. Aha! Da ist die Kleine! Na ja, das geht schon an, da Ihr meine großen Humpen verloren habt. Das ist doch wenigstens ein guter Schluck! Jetzt schnell ein Butterbrot! Hole Sie uns Brot, die Alte!

Lottchen. Soll geschehen! Soll geschehen! mein schöner Herr! (Lottchen ab, Heinrich Joachim schenkt allen ein und trinkt aus der Vase.)

Heinrich Joachim. Schlecht ist er nicht gerade, aber schwach! Weibergetränk! Ha, unsre Weine waren besser! Habe ich da an einem Abend drei Stiefel voll ausgetrunken!

Mutter. Entsetzlich! Drei Stiefel!

Heinrich Joachim. Das war gut! Holen sie mir jetzt ein Paar elende Glasröhren (schenkt sich wieder ein)! Es lebe unser guter König Gustavus Adolphus!

Adelheid und Margarethe. Er lebe hoch! hoch! hoch!

Heinrich Joachim (zu Johanna). Na, rufe Sie auch hoch! die Jungfer!

Johanna. Ach, muß ich auch? (ängstlich) Er lebe hoch! Aber austrinken kann ich nicht.

Heinrich Joachim. Braucht sie auch nicht, das elende Weibsbild!

Johanna. Nein, diese Sprache!

Mutter. Es ist kaum zu glauben!

Heinrich Joachim. Nun, Mädels, gebt mir Eure Schuhe her, daß ich Euch zutrinke! Jede einen! Ihr seid beide so liebe Mädchen, daß ich keine von Euch der andern vorziehen kann. Schnell! Die Schuhe her!

Mutter (schreiend). Kinder! Ihr zieht eure Schuhe nicht aus! Das schickt sich nicht!

Heinrich Joachim. Was hat Sie sich hereinzumischen? Will Sie wohl still sein! — Schuhe her! (Adelheid und Margarethe reichen ihm jede einen Schuh).

Adelheid. O, das ist hübsch! machtet Ihrs damals immer so?

Heinrich Joachim. Jawohl! du Kleine! weiß Sie das nicht? Wie mancher hab' ich da zugetrunken! hübsche Mädchen gab's hier genug!

Johanna. Schrecklicher Mensch!

Heinrich Joachim (aus Adelheids Schuh trinkend). Auf dein Wohl! meine Kleine!

Adelheid. Danke!

Heinrich Joachim. Und nun einen Kuß!

Mutter (schreit). Adelheid! das tust du nicht!

Heinrich Joachim. Still! die Alte!

Adelheid (gibt ihm einen Kuß). Da haben Sie ihn! O, Sie sind ein furchtbar netter Herr!

Heinrich Joachim. Nicht wahr? das haben sie alle gefunden! Und nun die Kleine auch! (trinkt aus Margarethens Schuh, sie gibt ihm einen Kuß).

Mutter. Entsetzliche Sitte! O, es muß doch eine wilde rohe Zeit gewesen sein!

Johanna. Ganz furchtbar!

Lottchen (mit einem Teller voll Butterbröte eintretend). Hier ... hier sind die Butterbröte! Nu, was ist nu wieder?

Heinrich Joachim. Das sollen Butterbröte sein! Spatzenfutter nenne ich das! Was haben denn die Leute jetzt für Hunger? Wir aßen drei Rehbraten an einem Abend auf, und zwei gute Schinken!

Johanna. Wie materiell! wie roh!

Heinrich Joachim. Nicht roh! was hat die Jungfer für Begriffe! Gut gebraten war alles! O, die alte Kathrine verstand es! — Na, holen Sie uns mal ein vernünftiges Brot her, die Alte!

Lottchen. Sogleich! sogleich! (ab).

Heinrich Joachim (zu Johanna). Was sind denn das hier für Papiere? Na, so rede Sie doch!

Johanna. Das sind .... das sind .... wenn Sie nichts dagegen haben .... alte Dokumente, Familienpapiere!

Adelheid. Frl. von der Eschen ist nämlich hergekommen, um aus den alten Papieren über Sie etwas zu lesen, sie schreibt

ein Buch über die Familie Farrenstein, und da muß sie Ihr Leben auch beschreiben, und davon steht nun hier viel drin.

Heinrich Joachim. Versteht denn das Weibsbild zu lesen und zu schreiben?

Johanna (ängstlich). Ja ... wenn Sie nichts dagegen haben.

Heinrich Joachim. Ha, ha! meine Maria konnte das nicht! Was hatte sie's auch nötig? (zu den Mädchen) Könnt Ihr auch lesen und schreiben?

Margarethe. O ja, ganz gut!

Heinrich Joachim. Das glaube ich nicht.

Margarethe. Soll ich Ihnen etwas vorlesen?

Heinrich Joachim. Lese Sie!

Margarethe (ein Blatt ergreifend, liest mühsam die alte Schrift). Im Jahre 1632, am 16. Mai, ist Heinrich Joachim Farrenstein mit die Königliche Majestät in Schweden von der Stadt Freisinge aufgebrochen, und mit der gantzen Armada auf die Stadt München gerückt, in Mainung dieselbe mit Gewalt zu bezwingen, wellichs ...

Heinrich Joachim (aufspringend). Ha, das war ein lustiger Tag! blitzten die Schwerter und Helme in der Morgensonne, die Rosse trabten lustig! (haut mit dem Schwert um sich).

Mutter. Entsetzlich! er schlägt uns noch tot!

Johanna. Und das nennt er lustig! (die beiden Alten verkriechen sich in eine Ecke, Margarethe und Adelheid stehen auf und sehen Heinrich Joachim begeistert an).

Heinrich Joachim. Und König Gustav immer voran! Hei, das war ein lustiger Tag!

Margarethe. Und für König Gustav sind Sie gestorben! O, welch herrlicher Tod für sein Land und für seinen König!

Heinrich Joachim. Komm, Mädchen, ich muß dich umarmen! (er umarmt sie).

Mutter. Schrecklich, nun küßt er sie wieder!

Heinrich Joachim. Was verkriechen die sich denn da? Hervortreten, sage ich! Wir wollen doch lustig sein! (Lottchen tritt mit einem großen Schwarzbrot ein). Aha! das läßt sich sehen! Nun komme Sie mal her! setze Sie sich neben mich und schneide Sie mir ein Stück!

Lottchen (zu Adelheid). O, lassen Sie mich nicht neben ihm sitzen! Mich ist so Angst!

Heinrich Joachim. Was schwätzt Sie da? Gleich setze Sie sich neben mich! (er zwingt sie auf einen Stuhl. Lottchen schneidet ihm ein großes Stück, das er ißt). So ist's gut! (zu Johanna). Na, und die Jungfer, die will ein Buch über mich schreiben! Was will sie denn wissen? Heraus mit der Sprache!

Johanna. Ach, ich will ja ...., ach, ich brauche ja ...., ach, ich will ja wirklich gar nichts wissen! Bitte verzeihen Sie mir, mein Herr!

Heinrich Joachim (lachend). Was zittert denn das Frauenzimmer wie Espenlaub? ich tue ihr ja nichts. Nur los, oder ich werde böse!

Mutter. Sprechen Sie doch, liebes Fräulein, bitte sprechen Sie doch! er schlägt uns sonst noch tot!

Johanna (angstvoll eine Feder ergreifend). Wo ... und wann ... sind Sie geboren?

Heinrich Joachim. Ach was, weiter nichts will sie wissen! Ich bin geboren am 1. Mai 1600 zu Schloß Farrenstein in Sachsen.

Johanna (schreibend). .... in Sachsen. Und wie heißen Ihre Eltern?

Heinrich Joachim. Ach, das geht schon zu weit! Will Sie am Ende den Großvater und den Urgroßvater auch noch wissen? Lieber erzähle ich Ihr, wie ich durch die Wälder gelaufen bin mit meinem Gewehr, und die Vögel und Füchse und Hasen geschossen habe. Ich sage Euch, kein Tier gab es, das vor mir sicher war!

Adelheid. Siehst du, Mama, von da hat's der Heinz! Mama ist nämlich immer böse, daß der Heinz so wild ist ...

Margarethe. Und daß er nichts tut, als reiten und jagen.

Heinrich Joachim. Das lasse Sie ihn nur ruhig tun, der wird ein braver Mann werden. Alle Wetter! Wie bin ich da geritten auf meinem Schimmel! Wie ein Wirbelwind! Und wenn ich heimkam, dann mußte mich die Mutter immer fortschicken, denn meine Stiefel rochen nach dem Pferdestall.

Adelheid. Siehst du, Mamachen, der Geist der Väter!

Mutter. Ach ja! Ach ja!

Heinrich Joachim. Und in den Gräben und Teichen bin ich herumgekrochen und habe mir Würmer und Frösche und Kröten gesucht; ich liebte es, sie zu betrachten und ihr Leben zu erforschen.

Adelheid (aufspringend). Mama, Mama! Siehst du, da habe ich es her!

Heinrich Joachim. Warum freut sich das Mädchen?

Margarethe. Weil sie auch das Leben der Tiere erforschen will, und sie will studieren gehn, auf die Universität, und Mama erlaubt es ihr nicht, weil sie sagt, wir müßten Ihnen Ehre machen und uns wie rechte Ritterfräulein benehmen.

Adelheid. Sehen Sie, Sie lieben selber die Würmer und Käfer, ganz wie ich!

Lottchen. Und sie hat schon alle Bücher in sich, darum will sie jetzt noch auf die Versität gehen.

Adelheid. O, bitte, bitte, sagen Sie Mama, daß sie's mir erlauben soll.

Heinrich Joachim. Hei, das gefällt mir! Zu meiner Zeit saßen die Frauenzimmer wie die Gänse da, nichts war mit ihnen anzufangen, als nur sie zu lieben! Und Sie will das Mädchen nicht studieren lassen, was? (zieht seinen Dolch.) Sei Sie froh, daß Sie eine kluge und fleißige Tochter hat! Nun, wird Sie sie wohl studieren lassen?

Mutter. Ja, ja, ich verspreche alles! Lassen Sie mich nur leben!

Heinrich Joachim (den Dolch hoch hebend). So gebe Sie der Adelheid die Hand!

Mutter. Ach gern! (sie geben sich die Hand.) Ich verspreche dir, daß du Naturwissenschaften studieren sollst, solange und viel du willst. Wenn's der Heinrich Joachim selbst getan hat, was sollte ich dawider haben?

Adelheid. Hurra! Danke, Mamachen, danke! (zu Heinrich Joachim.) Haben die Männer damals immer so viel den Dolch benutzt?

Heinrich Joachim. Jawohl, das war eine gute Sitte! Tun sie es jetzt nicht mehr? Donnerwetter! Das war ein Spaß, wie mich der Friedrich Rabenhorst einmal bei Tisch geärgert hat, und ich spieße ihm mit dem Dolch die Hand an den Tisch!

Johanna (ihre Hände versteckend). Entsetzlich!

Heinrich Joachim (zu Lottchen). Schenke Sie mir noch ein, die Alte!

Lottchen. Schmeckt ihm unser Wein doch ganz gut! he! he!

Heinrich Joachim (trinkt.) Ha, das war mal ein lustiger Spaß mit den Fröschen und Kröten! Wie die alte Frau von Berberheim mit ihrer Tochter gekommen ist, und ich das Mädchen hab heiraten sollen, hab ich ihnen die ganze Stube mit meinen Tieren vollgesperrt. Da ist ihnen die Gesellschaft in der Nacht in die Betten gekrochen, und nach einer Stunde sind sie mit Sack und Pack wieder abgereist.

Margarethe. O, fein!

Johanna. Schauerlich! O, es waren doch entsetzliche Sitten damals!

Heinrich Joachim. Mein Weib wollte ich mir selber nehmen, ein schönes Mädchen war es, aber mein Vater hat's nicht zulassen wollen. Da nehme ich das Mädchen mit . . . . (er packt Johanna am Arm.)

Johanna (schreit). Lassen Sie mich! O, lassen Sie mich!

Heinrich Joachim. Sei Sie nur ruhig, die Alte! Ich zeige Ihr ja bloß, wie ich's mit der Maria gemacht habe! Und dann mit ihr aufs Schiff und durch Sturm und Wellen über das Wasser gefahren!

Margarethe. Und so sind Sie nach Estland gekommen?

Heinrich Joachim. Ja, und hier haben wir uns das Schloß erbaut, und die Maria ist mir ein treues Weib gewesen sieben Jahre lang.

Johanna. Und wer war diese Maria!

Heinrich Joachim. Nun, die Maria Maulhans doch!

Alle. Maulhans!

Heinrich Joachim. Na, was gaffen die Weibsbilder?

Johanna (schreibend). Maria Maulhans, Tochter des . . .?

Heinrich Joachim. Tochter des Schreibers in Leipzig Peter Maulhans.

Margarethe. Mama!

Adelheid. Denken Sie, die Margarathe will nämlich gern den Doktor Karl Maulhans heiraten, und Mama erlaubt es nicht, weil sie sagt, wir müßten Ihnen Ehre machen und nur unter Unsersgleichen heiraten!

Heinrich Joachim. Was, Sie will nicht? (zieht den Dolch.)

Margarethe (die Mutter umarmend). O, lassen Sie meine Mutter! Sie fällt ja schon fast in Ohnmacht!

Mutter. Du mein liebes, gutes, gehorsames Kind! Du hast deine Liebe meinem Wunsche opfern wollen . . .

Adelheid. Ja, siehst du, Mama, sie ist noch viel besser gewesen als der Heinrich Joachim!

Mutter. Nimm deinen Doktor Maulhans! Nimm ihn und werde ihm eine gute, tugendsame Frau. O, gegen diesen Mann ist Doktor Maulhans noch Gold! Wenn ich denke, du hättest mit Doktor Maulhans heimlich entfliehen können! Wie entsetzlich!

Margarethe. O, danke, Mamachen, wie bin ich glücklich!

Heinrich Joachim. Verspreche Sie es ihr in die Hand, daß sie den Maulhans kriegt!

Mutter. Ich verspreche es dir, Margarethchen! (gibt ihr die Hand.)

Johanna. Ein schrecklicher Mensch! Nichts als Schandtaten hör ich aus seinem Leben! Was mag noch in all den Papieren stehen? O, mir ekelt! Ich will das Forschen lassen? Wär nur diese Nacht erst vorbei!

Lottchen (keck zu Heinrich Joachim). Ich sehe, Sie sind ein guter Mann! Sie haben die Mädchenkinder ihre Herzenswünsche gestillt, nu legen Sie, bitte, auch für mir ein gutes Wort ein!

Heinrich Joachim. Was will denn die Alte?

Lottchen. Daß gnädige Frau Baronin mich in der Hand verspricht, zu Weihnachten ein braun wollenes Kasimol, weil mich immer so kalt ist in die Milchkammer. Und, wenn ich bitten darf, ein paar warme Pelzstiefel auch . . . . und eine Muffe und Fellmütze. Und, wenn ich fahr zu Einkäufe in der Stadt,

ein kleines samtenes Kompothütchen, weil man muß doch comme er faut sein! Vielleicht auch das alte violette Kleid von gnädige Frau Baronin, was in den Schrank hinten hängt und denn ....

Heinrich Joachim (lachend). Die Kleidernärrin! Ja, so waren die Weibsbilder zu meiner Zeit auch! Nun ja, sie soll's haben! (zur Mutter). Versprecheſie ihr das Kompothütchen und den andern Kram in die Hand!

Mutter (matt). Ich verspreche Ihnen alles, Fräulein Lottchen, alles!

Lottchen. Danke, danke auch schön! gnädige Frau Baronin! (küßt ihr die Hand.)

Heinrich Joachim (nachdem er sich aufgeregt umgesehen hat). Sage mir die Jungfer, wieviel die Uhr ist!

Johanna. Ach, verzeihen Sie, bitte, es ist eine Minute vor eins!

Heinrich Joachim. Schockschwerenot! ich muß fort! (Er klettert wieder in den Rahmen.)

Die Mädchen. Danke, lieber Ur-Ur-Urgroßvater! Danke für die freundliche Hilfe!

Heinrich Joachim. Ja, meine Kinder, geht nun eurer Wege! Seid gut! seid tapfer! seid wahr! Dann macht ihr dem Heinrich Joachim Ehre! (Die Uhr schlägt eins, er nimmt wieder seine vorherige Stellung ein.)

Johanna. Entsetzlich! Ich bleibe keine Stunde länger in diesem Hause! Adieu, ich gehe meine Sachen packen! Wenn Sie so freundlich sein wollen, Frau Baronin, gleich anspannen zu lassen!

Adelheid. Aber gnädiges Fräulein! . . .

Johanna (aufgeregt hin und her laufend). Meine Nerven sind aufs äußerste angegriffen . . . der nächste Zug geht um sechs . . . ich weiß gar nicht . . . ich glaube, ein Sanatorium wäre . . .

Margarethe. Aber Fräulein von der Eschen . . .

Johanna. Ich werde wohl am besten zu Lahmann gehen, obgleich man auch von dort viel Unangenehmes hört. Man hätte mir doch vorher sagen sollen, daß es hier spukt!

Mutter. Aber gnädiges Fräulein . . .

Johanna. Ihrem Herrn Onkel werde ich sagen, daß ich die Arbeit unvollendet lassen muß; nur die kurzen Notizen über Geburt und Heirat des Heinrich Joachim . . . O, dieser Name! Ich kann ihn nicht mehr hören!

Mutter. Aber liebes Fräulein, beruhigen Sie sich doch! Setzen Sie sich ein wenig!

Johanna. Nein, nein, danke! Sitzen kann ich überhaupt nicht mehr in diesem Hause! Ich muß, und ich will jetzt fort!

Adelheid. Aber, Fräulein von der Eschen, in den Papieren ist noch so unendlich viel Material, was würde man noch alles über Heinrich Joachim erfahren können!

Johanna. Nichts Gutes jedenfalls! Die Familie kann sich nur gratulieren, wenn das Leben dieses . . . dieses . . . ja, dieses Halunken nicht an die Öffentlichkeit kommt!

Margarethe. Fräulein von der Eschen, ich bitte Sie, nicht so von unserm Ahnherrn zu sprechen; er war ein edler und tapferer Mann!

Adelheid. Es waren damals nur andere Zeiten und andere Sitten, und das ist ja grade das Interessante an der Familienforschung, daß wir die Sitten und Ideen der vergangenen Zeiten dadurch kennen lernen!

Mutter. Ich erkenne meine Töchter nicht wieder!

Johanna. Nein, nein, ich bleibe nicht hier! Meine Gesundheit ist mir denn doch wichtiger, als der ganze alte Plunder! Ich bitte Sie nochmals dringend, mich zur Bahn zu schicken, gnädige Frau!

Mutter. Wie Sie wünschen! Fräulein Lottchen, sagen Sie dem Kutscher, daß er sofort anspannen soll, um das Fräulein zur Bahn zu bringen. (Lottchen ab)

Johanna. Danke sehr, gnädige Frau, danke sehr. (ab)

Margarethe. Nun gut, dann wollen wir die Forschung übernehmen. Adelheid, heute abend gleich beginnen wir.

Adelheid. Ja, das wollen wir tun! Das ist eine famose Idee! Wir wollen den ganzen Haufen ordentlich durchsuchen, und alles, was da über den Heinrich Joachim steht, hübsch sauber aufschreiben, und es dem Onkel schicken.

Margarethe. Ja, wir waren doch recht dumme Gänse, daß wir auf den Ahnherrn schalten und für Familienforschung keinen Sinn hatten; jetzt begreife ich erst, wozu sie gut ist.

Adelheid. O ja! ich auch! (Es wird jetzt allmählich immer heller, die Lichter werden ausgelöscht.)

Mutter. Wollt ihr denn wirklich die große Arbeit übernehmen?

Adelheid. O, mit Begeisterung! Mamachen! Unserm guten, edlen Heinrich Joachim wollen wir alles zu Liebe tun!

Mutter. Seht Kinder, es wird schon hell, die Sonne geht auf. Wie schön, daß diese schreckliche Nacht vorbei ist. Ach, es war doch eine schreckliche Zeit damals, wir haben doch mehr Licht jetzt, und Kinder, wir wollen uns an dem Lichte freuen, und uns nicht durch althergebrachte Vorurteile den Weg verdunkeln lassen.

Die Mädchen (die Mutter umarmend). Mamachen, liebes Mamachen!

Margarethe. Und den Heinrich Joachim hängen wir unten in den Saal, er muß doch jetzt einen Ehrenplatz bekommen.

Johanna (erscheint im Reisekostüm, in jeder Hand einen Koffer tragend). So, ich bin fertig! Adieu, gnädige Frau! Ich wünsche Ihnen, sich recht bald von diesem Schrecken zu erholen.

Adelheid. Aber Fräulein von der Eschen, wollen Sie nicht noch ein wenig essen? Ich koche Ihnen gleich eine Tasse Kaffee.

Johanna. Essen? essen! Danke sehr! Ich kann in diesem Hause überhaupt keinen Bissen herunterkriegen. Nochmals: adieu allerseits. (sie eilt hinaus).

Margarethe. Verdrehtes Frauenzimmer!

Mutter. Still, Margarethe, schäm' dich doch! Mir ist auch noch sehr unheimlich zu Mute nach dieser wilden Nacht. Ich muß sagen, ich freue mich doch sehr, daß wir nun einen männlichen Schutz an Doktor Maulhans bekommen. Wir wollen den guten Doktor einladen, recht oft einige Tage bei uns zu verbringen.

Margarethe. Hurra! Ich danke dir, Mamachen!

Lottchen (eintretend). Kutscher fährt gleich vor! Das Fräulein steht und steht auf Treppe, und zappelt von ein Fuß auf andre und schreit: „Schneller! schneller!“

Mutter. Kommt, Kinder, dann müssen wir hin und Fräulein von der Eschen in den Wagen helfen. (Alle ab, außer Lottchen.)

Lottchen. Was mir aber doch bei der ganzen Sache freut, ist, daß nun das kleine Margarethchen ihren Maulhans kriegt. So bekomme ich dem alten Quacksalberschen in die Mache. O, in meine Hände soll er aufgehn wie ein Kuckel, daß die Margarethe noch einen ganz staatschen Mann bekommt! Ja, ja, jede Sache hat doch immer zwei Seiten! Hier ist auf eine Seite Spuck und auf andre Seite die Liebe. Ich habe immer gesagt, man muß dem Leben von die rosige Seite ansehen!

(Der Vorhang fällt.)

In demselben Verlage erschien:

„Heimatstimmen".

Ein baltisches Jahrbuch mit Illustrationen.

Herausgegeben von **Carl Hunnius** und **Viktor Wittrock.**

Erster Jahrgang. Geheftet 2 Rubel 50 Kopeken, elegant geb. 3 Rubel.

Inhalt:

Heimatstimmen. Gedicht von Helene von Engelhardt.

Narva-Erinnerungen von Carl Hunnius (mit Abbildungen).

Der Paßgänger. Ein Erinnerungsblatt von Helene von Engelhardt.

Neue Gedichte von Maurice von Stern.

Eine Fußwanderung mit Schülern durch Livland. Tagebuchblätter von Viktor Wittrock (mit Abbildungen).

Herbstmorgen. Gedicht von Carl Hunnius.

Herr Mehlhose und die heilige Petersilie. Eine Schelmengeschichte von Eugen Bergmann.

Die Bergkirche unseres Erlösers zu Wang. Eine Skizze von Mag. theol. J. Frey (mit Abbildungen).

Skizzen aus der Wirksamkeit Professor Dr. Wilhelm Volcks von Paul Willigerode (mit Porträt).

Übertragungen aus dem Russischen von Carl Hunnius.

Eine Reise auf die Insel Patmos von Mag. theol. Alexander Berendts (mit Abbildungen).

Übertragungen aus dem Lettischen von Carl Hunnius.

Die Kunst an den Gräbern von Alfred Graß (mit Abbildungen).

Sonett von Freiherrn von Fircks.

Am heiligen Pfingstabend. Eine Idylle vom Ufer der Narva von Carl Hunnius (mit Abbildungen).

Die Bedeutung der Sauberkeit in der Hygiene von Dr. med. C. Ströhmberg.

Im Dom zu Köln. Eindrücke eines baltischen Protestanten von C. Hunnius (mit Abbildungen).

„Heimatstimmen".

Ein baltisches Jahrbuch mit Illustrationen.

Herausgegeben von Carl Hunnius und Viktor Wittrock.

Zweiter Jahrgang.

Inhalt:

Das Heimatlied von Christoph Mickwitz.

An Schiller. Gedicht von Eberhard Kraus.

Haus und Heimat von Professor Dr. Alexander von Oettingen (mit 2 Abbildungen).

Daheim. Gedicht von Carl Hunnius.

Johannisfeuer. Altlivl. Skizze von Eberhard Kraus.

Wendens Opfertod. Gedicht von John Siebert.

Schloß Rathshof und die Gallerie Liphart von Alfred Graß (mit Abbildungen.)

Zwei Gedichte von Maurice von Stern.

Frau Caritas. Eine Novelle von Eugen Bergmann.

Drei Gedichte von Mia Holm.

Theodor Hermann Pantenius von Karl Arnold (mit Abbildungen).

An der Aa. Gedicht von Karl Worms.

Pflanzenleben, Florengeschichte und Vegetationsbilder unserer Heimat von K. R. Kupffer (mit Abbildungen).

Zwei Gedichte von Viktor Günther.

Ausgenutzte Augenblicke von Professor Dr. Wilhelm Ostwald.

Das gläserne Fräulein. Gedicht von Karl Manfred Kyber.

Julius Otto Grimm. Ein Künstlerleben und -Schaffen von Carl Hunnius (mit Bild).

Gedichte von Eberhard Kraus.

An den Rhein. Gedicht von Nikolai Wilm.

Aus dem Notizbuch eines Einsiedlers von Maurice von Stern.

Kellermärchen von Karl Manfred Kyber.

Eine Dichterliebe von Arthur Luther.

Drei Gedichte von Rudolf Seuberlich.

Über fleischlose Diät. Ein Beitrag zur Ernährungstheorie von Heinrich Höhne.

Gedichte aus dem Nachlaß von Dr. Schultz-Bertram.

Eine Fußwanderung an Estlands Gestaden von Viktor Wittrock (mit Abbildungen).

„Heimatstimmen".

Ein baltisches Jahrbuch mit Illustrationen.

Herausgegeben von **Carl Hunnius** und **Viktor Wittrock.**

Dritter Jahrgang. Geheftet 2 Rubel 50 Kopeken, elegant geb. 3 Rubel.

Inhalt:

Vorwort.

Prolog zum Jahrestage des Deutschen Vereins von Karl Stavenhagen.

Unsere Heimatgenossen von Professor emer. Dr. Georg von Oettingen.

Leopold von Pezold, gest. den 22. April 1907. Von Professor Dr. Arthur Böhtlingk (mit Bild).

Gedichte von Alexander Freiherr von Mengden.

Vier Stationen Eisenbahnfahrt. Eine baltische Novelle. 1902. Von Gregor von Glasenapp.

Beresina von Eberhard Kraus.

Die Revolution und die Jugend von Gustav Seesemann.

Paps. Humoreske von Karl Worms.

Gedichte von Korfiz Holm.

Juvenilia. Blätter der Vergangenheit von Carl Hunnius (mit 2 Bildern).

Heimat, liebe Heimat! Ein neuer Liederstrauß von Maurice von Stern.

Der alte Fiddo und seine Liebe von Frances Külpe.

Gedichte von Manfred Kyber.

Georg Schweinfurth von Dr. med. Otto Thilo (mit Bildern).

Im Peter-Hause zu Narva von Carl Hunnius (mit Bild).

Die Gemälde Ed. von Gebhardts in der Friedenskirche zu Düsseldorf von Professor Dr. Wolfgang von Oettingen (mit Bildern).

Gedichte von Carl Hunnius.

Constantin Starck von Alfred Graß (mit Bildern).

Die mittelalterlichen Kirchen auf Oesel von Dr. Wilhelm Neumann (mit Bildern).

Gedichte von Mia Holm.

Der älteste Mysterienglaube von Geheimrat Professor Dr. Otto Seeck (mit Bild).

Meine Beziehungen zu Ernst von Bergmann von Dr. E. Moritz (mit 2 Bildern).

Gedichte von Helene von Engelhardt-Pabst.

Gedanken und Aphorismen von Alex. Jentsch (mit Bild).

Gedichte von Norah Schmidt-Juergensohn.

Laudon und Gellert von Dr. phil. Carl Erich Gleye (mit Bild).

Frageherz, Gedicht eines unvollendeten Werkes: „Von der Harfe des Eros. Aus einem Lebensgang" von Elisar von Kupffer.

Halbmast geflaggt. Eine nordische Geschichte von Manfred Kyber.

Über Winterexkursionen mit Schülern von Karl Grevé.

Zwei Gedichte von Elise Skalberg.

Gedichte von O. Schilling.

„Heimatstimmen".

Ein baltisches Hausbuch mit Illustrationen.

Herausgegeben von **Carl Hunnius** und **Viktor Wittrock.**

Vierter Band. Mit zahlreichen Illustrationen und vier Kunstbeilagen in Farbendruck.

Geheftet 2 Rubel 50 Kopeken, elegant gebunden 3 Rubel.

Inhalt:

Heimatgruß von John Siebert.

Erinnerungen an Georg von Bradke von E. von Bradke.

Wie erreichen wir bei unserer Schuljugend eine möglichst vollkommene Beherrschung der russischen Sprache von R. von Zeddelmann.

Gedichte von M. R. von Stern.

Die arme Baronin von E. Bergmann.

Deutsche Volkskunde in den Ostseeprovinzen von G. Worms.

Gedichte von Marie von Bradke.

Die Namenstage von A. Richter.

Alexis Adolphi von C. Hunnius.

Der Zaungast der Freude von Helene Aeckerle.

Allein. Gedicht von Herm. Hesse.

Im Bann der kurzen Tage von C. Hunnius.

Julius von Klever von Dr. C. E. Gleye (mit Abb.)

Jabal und Jubal von H. von Engelhardt-Pabst.

Den Strand entlang. Bilder aus dem baltischen Vogelleben von F. E. Stoll.

Quer durch Afrika von R. von Mohrenschild (mit Abb.)

Gedichte von John Siebert.

Jahres-Schwimmbäder und Schwimmhallen von O. Kiwull (mit 1 Abb.)

Revolutionsbilder aus Süd-Estland von L. Frey.

Gedicht von Alex. Jentsch.

Zur Frauenfrage im mittelalterlichen Livland von Joh. Girgensohn.

Karl von Freymann von John Siebert.

Aus dem estnischen Volksleben von Dr. Schultz-Bertram.

Estnische Volkslieder von Dr. Schultz-Bertram.

Heimatlieder aus Livland von C. Hunnius.

Im Verlage von F. Kluge in Reval ist ferner erschienen:

Das Baltische Dichterbuch von J. E. Freiherrn v. Grotthuß. Zweite, sehr vermehrte Auflage. Mit 24 Porträts. 3 Rubel, elegant gebunden 4 Rubel.

„Das baltische Dichterbuch" bedarf keiner Empfehlung mehr. Mit Übereinstimmung hat die Kritik des In- und Auslandes die Vorzüge des Buches anerkannt, das in keiner baltischen Hausbibliothek fehlen darf.

Gedichte von Christoph Mickwitz. Zweite Auflage. 2 Rubel, elegant gebunden mit Goldschnitt 3 Rubel.

„Mickwitz ist ein Dichter," welcher wie nur die besten, berufensten und auserwähltesten Sänger des deutschen Mutterlandes zu singen weiß. Seine Dichtungen haben mich völlig gefangen genommen und mir einen großen nachhaltigen Genuß bereitet.

(L. Pietsch in der Schles. Ztg.)

Baltische Skizzen von Bertram. Vierte vermehrte Auflage. Broschiert 2 Rubel, elegant gebunden 2 Rubel 60 Kopeken.

Wie es vor 75 Jahren in Livland und Estland aussah, das schildern diese Skizzen in lebendiger und fesselnder, oft humoristischer Darstellung. Das Leben in der „nordischen Propstei", auf den Edelhöfen, das Stillleben der Städte in jener Zeit ohne Eisenbahnen wird uns in anziehenden Bildern vorgeführt; den Glanzpunkt bildet aber der Abschnitt über das Studentenleben im damaligen Dorpat, mit seiner ungebundenen Jugendlust, mit seinen Freuden und Leiden. Ein Werk von höchstem kulturhistorischen Interesse und dabei stets fesselnd und amüsant, seien die „baltischen Skizzen" jedem Freunde der baltischen Heimat bestens empfohlen.

Geschichte und Kunstdenkmäler der Stadt Reval von Dr. Eugen von Nottbeck und Dr. Wilhelm Neumann. Mit 238 Abbildungen, darunter 21 Lichtdrucktafeln. Elegant gebunden 10 Rubel.

„Mit Reval können sich in betreff ihres ehrwürdigen, altertümlichen Äußeren und der vielen zum großen Teil noch aus dem Mittelalter stammenden Kunstgegenstände, die sie birgt, nur wenige Städte . . . . . messen.

. . . . . So verspricht das Nottbeck-Neumannsche Buch in jeder Hinsicht ein Prachtwerk zu werden, dem sich in der ganzen baltischen historischen Literatur nur wenige an die Seite stellen ließen."

(Aus einer Besprechung der St. Petersb. Ztg.)

„Ein ganz vortreffliches Buch — vortrefflich in der Darstellung, vortrefflich durch die Sorgfalt der Arbeit, vortrefflich endlich durch die schöne Ausstattung. (Düna-Zeitung.)

Livländische Geschichte von der „Aufsegelung" des Landes bis zur Einverleibung in das russische Reich. Ein Hausbuch von Dr. Ernst Seraphim. Mit 7 Bildern, 1 Karte und Personen- und Ortsregistern. Zweite, verbesserte und sehr vermehrte Auflage in drei Bänden. Broschiert 4 Rubel, elegant gebunden in 3 Ganzleinbänden 6 Rubel.

Seraphims „Livländische Geschichte" bedarf keiner weiteren Empfehlung, das beweist schon der Umstand, daß in wenigen Jahren bereits eine neue Auflage notwendig geworden ist. Trotz des wesentlich vermehrten Umfanges ist der Preis gegen früher wesentlich ermäßigt worden, um dem trefflichen Buch eine noch weitere Verbreitung zu sichern.

Baltische Geschichte im Grundriß von Dr. E. Seraphim. Mit 1 Karte. 1 Rubel 50 Kopeken, gebunden 2 Rubel.

Für jeden, welchem eine kurze und übersichtliche und dabei aber warm und fesselnd geschriebene Darstellung der heimischen Geschichte erwünscht ist. Speziell auch der reiferen Jugend zu empfehlen.

Heise Pattiner. Eine Erzählung aus Plettenbergs Zeit von John Siebert. 1 Rubel, gebunden 1 Rubel 60 Kopeken.

Ein Kulturbild aus baltischer Vergangenheit im Rahmen einer fesselnden Erzählung.

Schattenrisse aus Revals Vergangenheit von L. v. Pezold. 2 Rubel 50 Kopeken, gebunden 3 Rubel 30 Kopeken.

Meisterhaft geschriebene Skizzen aus dem Stilleben vor 50 Jahren, welche weit über die Grenzen Revals hinaus Beachtung und Interesse verdienen, da hier ein Meister der Feder zu Worte kommt.

Kalewipoeg. Aus dem Estnischen von F. Löwe. Mit einer Einleitung und mit Anmerkungen, herausgegeben von M. Reimann. 2 Rubel, gebunden 2 Rubel 80 Kopeken.

Das berühmte estnische National-Epos findet hier durch Löwe eine meisterhafte Übertragung ins deutsche, deren Lektüre einen hohen ästhetischen Genuß bereitet, während die Einleitung und die Anmerkungen Reimanns eine wertvolle Orientierung in ethnologischer, mythologischer und historischer Hinsicht bieten.

Fürstlich priv. Hofbuchdruckerei (F. Mitzlaff) Rudolstadt.

MESSINAJOHANNATG
XV DEC. 1908

Отъѣздъ Высочайшаго Двора изъ Ливадіи въ день Іоанны, Св. Дѣвы Орлеанской. 15 Дек. 1911.

(Zu vergl. das Sr. Majestät dem Zaren-Erneuerer am hl. Pfingstfeste allerunterthänigst überreichte Gedicht des Verf.s: „Zum Jahrestage der Katastrophe von Messina am Johannatage 1908 a. St.“

(Marc. I, 15.)